This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

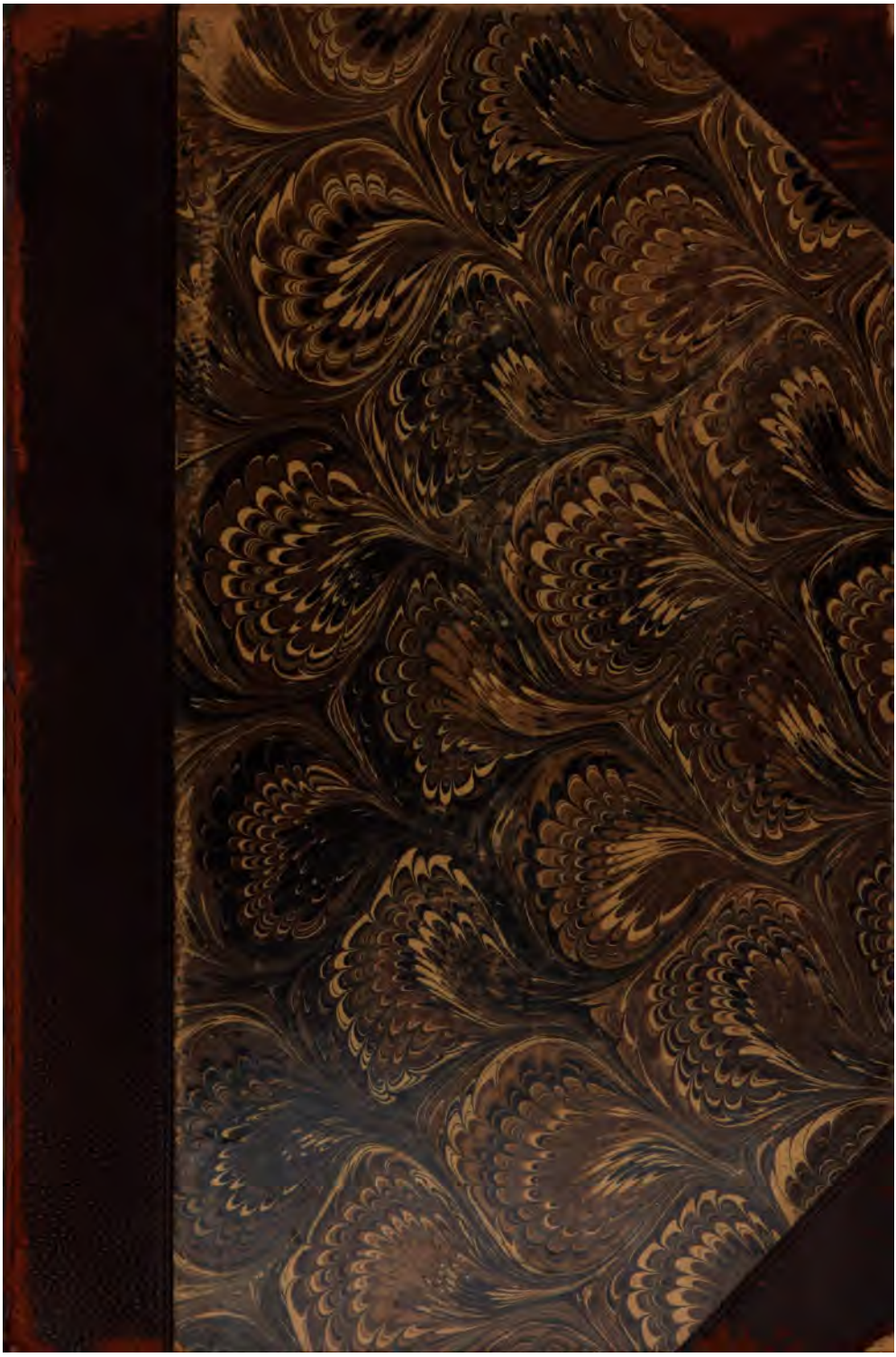
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

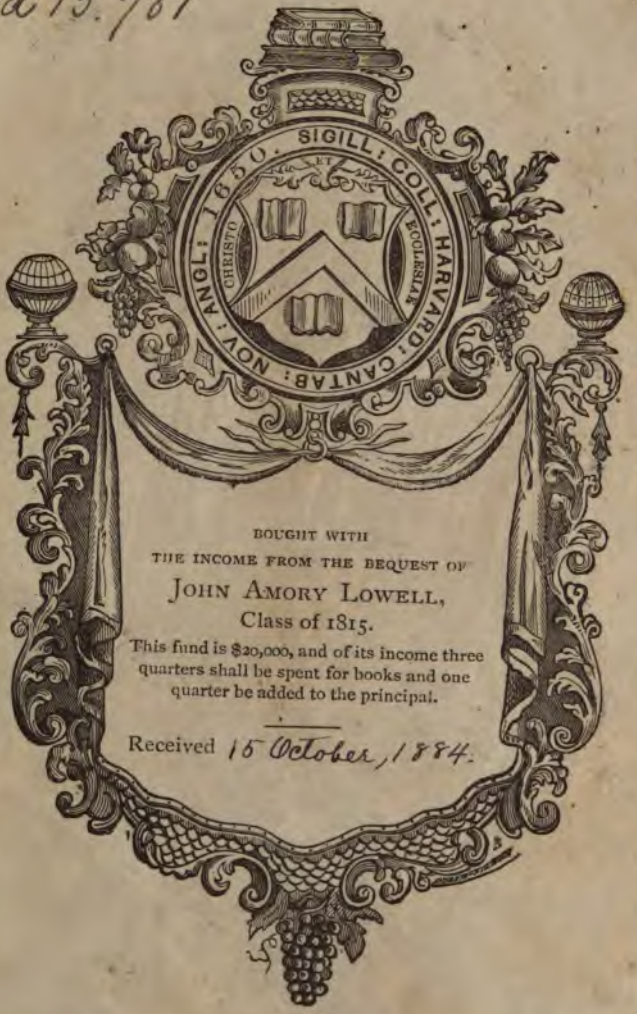
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Gd 15.781



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM THE BEQUEST OF
JOHN AMORY LOWELL,
Class of 1815.
This fund is $20,000, and of its income three quarters shall be spent for books and one quarter be added to the principal.

Received 15 October, 1884.

Demosthenes und Massillon.

Ein Beitrag

zur

Geschichte der Beredsamkeit.

Von

(Ludwig Friedrich)
Dr. Franz Theremin.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1845.

Gd 15.781

OCT 5 19..
Local funds

Vorrede.

Die Kenntniß der verſchiedenen Geſtalten, unter denen bei verſchiedenen Völkern im Laufe der Zeiten die Beredſamkeit hervorgetreten iſt, ſcheint mir unentbehrlich, um ſowohl ihre Theorie als ihre Praxis vor Einſeitigkeit zu bewahren. Diejenigen, welche dieſe Anſicht mit mir theilen, werden den geringen Beitrag, den ich hier zur Geſchichte der Beredſamkeit liefere, vielleicht mit Nachſicht aufnehmen.

Ueber den Demoſthenes, den größten Redner aller Zeiten, ſind in der deutſchen und auswärtigen Literatur manche treffliche Schriften vorhanden. Deſſen ungeachtet wird man vielleicht den Verſuch nicht tadeln, den ich gewagt habe, das was an ihm Bewunderung verdient, mir ſelbſt und Anderen klar zu machen. Auch ſchrieb ich vornehmlich für

Geiſtliche, und ich hatte die Abſicht ihnen zu zeigen, daß manche Tugenden des attiſchen Redners auch für ſie eine Zierde ſeyn würden. Endlich — daß ich es aufrichtig bekenne — glaubte ich in ihm einen Gewährsmann für meinen rhetoriſchen Grundſatz: die Beredſamkeit eine Tugend, aufſtellen zu können; denn ſeine Reden ſcheinen mir ein thatſächlicher Beweis für die Wahrheit dieſes Princips; und dieſen Vortheil wollte ich nicht unbenutzt laſſen.

Maſſillon behauptet in der franzöſiſchen Literatur eine ſo bedeutende Stelle, daß wohl Keiner ihn ſeiner Aufmerkſamkeit unwerth finden wird. Man hat uns bereits in Deutſchland mit ſeinen Konferenzpredigten *) und kleinen Faſtenpredigten **) bekannt gemacht; ich habe geſucht vornehmlich die Bekanntſchaft mit ſeinen Advents- und großen Faſtenpredigten zu vermitteln.

---

*) Maſſillons Konferenz- und Synodalreden, ins Deutſche übertragen von K. E. Reineck.

**) Maſſillons kleine Faſtenpredigten, überſetzt von J. G. Pfiſter.

Die Stellen aus den Staatsreden des Demoſthenes ſind nach der Ueberſetzung von Jacobs; die Stellen aus der Rede des Aeſchines nach der Ueberſetzung des Herrn v. Raumer angeführt. Das aus der Rede gegen den Leptines und den Midias Angeführte iſt von mir überſetzt; ich habe dabei die Bemerkungen benutzt, die der bewährte Kenner dieſes Faches, mein ſehr verehrter Freund, der Herr Profeſſor Dr. Zumpt, mir auf meine Bitte mitgetheilt hat. Bei der Durchſicht der Druckbogen, welche die Darſtellung des Demoſthenes enthalten, hat Herr Profeſſor Dr. Wieſe mir ſeine Hülfe gewährt; und ich ſage ihm dafür meinen aufrichtigen Dank.

Die Stellen aus Maſſillon ſind ſämmtlich von mir überſetzt. Bei dieſer Arbeit habe ich geſtrebt, diejenigen Vorzüge des Originals, von denen vornehmlich der oratoriſche Eindruck abhängt, ſo viel als möglich im Deutſchen wieder zu geben.

Bei der Karakteriſtik des Demoſthenes ſind von mir, außer den in den Noten angeführten Schriften, vornehmlich folgende benutzt worden: Demoſthenes

als Staatsmann und Redner, von A. G. Becker. Der Artikel Demosthenes von Ranke in der Encyklopädie von Ersch und Gruber. Ein nachgeschriebenes Heft eines Collegiums von Böckh über die Rede des Demosthenes für die Krone.

Für die Karakteristik Massillons wurden vornehmlich benutzt: Vie de Pierre de Berulle par Tabaraud. Denkwürdigkeiten aus der Kirchengeschichte von Frankreich im siebenzehnten Jahrhundert, nach dem Französischen des Herrn Picot frei bearbeitet von Dr. Räß und Dr. Weiß. Eloge de Massillon par d'Alembert. Mehrere Artikel der Biographie universelle u. s. w.

Sollten in diesem Verzeichnisse wichtige Auslassungen seyn, so sind sie nicht absichtlich, und der Leser wird sie freundlich entschuldigen.

Berlin, den 23. Junius 1845.

F. Theremin.

Inhalt.

Demosthenes.

Erstes Kapitel.

Bildung des Demosthenes 3

Zweites Kapitel.

Demosthenes tritt in seine Laufbahn. Rede gegen den Leptines, über die Symmorien und gegen den Midias . . 11

Drittes Kapitel.

Demosthenes fängt an Philipp von Macedonien zu bekämpfen. Die erste philippische Rede und die drei olynthischen Reden 32

Viertes Kapitel.

Fortgesetzter Kampf des Demosthenes gegen Philipp von Macedonien. Die Rede über die Angelegenheiten im Chersones, und die dritte philippische Rede 59

Fünftes Kapitel.

Die Schlacht bei Chäronea, und letzte Schicksale des Demosthenes 78

Sechstes Kapitel.

Kampf des Demosthenes mit dem Aeschines. Rede des Aeschines gegen den Ktesiphon, und des Demosthenes für die Krone 93

Siebentes Kapitel.

Rhetorischer Character des Demosthenes 134

Maſſillon.

Erſtes Kapitel.

Die katholiſche Kirche Frankreichs um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Leben und Bildung Maſſillons bis zu ſeinem Auftreten als Advents- und Faſtenprediger. 1663—1698 148

Zweites Kapitel.

Zeit des beginnenden Verfalls in Frankreich. Maſſillons Leben, von ſeinem Auftreten als Advents- und Faſtenprediger bis zum Tode Ludwigs XIV. 176

Drittes Kapitel.

Leben Maſſillons ſeit dem Tode Ludwigs XIV, bis zu ſeinem Ende. 1715—1742. 203

Viertes Kapitel.

Die Geſtalt, in welcher Maſſillons Predigten uns vorliegen. Ihre Texte. Das bei der Schilderung ſeiner Predigtweiſe zu beobachtende Verfahren 221

Fünftes Kapitel.

Antithetiſche Reden nach der Pflichtidee 229

Sechstes Kapitel.

Predigten nach der Idee der Seligkeit, in der Form der Schilderung, und in der Form der Nachweiſung. . . . 257

Siebentes Kapitel.

Predigten nach der Tugend-Idee. Homilien 287

Achtes Kapitel.

Predigten nach der Idee der Wahrheit 307

Neuntes Kapitel.

Maſſillons oratoriſcher Charakter 333

Demoſthenes.

Quorum longe princeps
Demosthenes, ac paene
lex orandi fuit.
Quintilian. X. 1, 76.

Erſtes Kapitel.

Bildung des Demoſthenes.

Socrates beim Plato*) behauptet, das Geſchäft ſeiner Mutter, einer Hebeamme, habe auf die Hauptbeſchäftigung ſeines Lebens hingewieſen, durch Unterredungen die Seelen von ihren eigenen Gedanken gleichſam zu entbinden. So könnte man auch ſagen, Demoſthenes habe das Handwerk ſeines Vaters, eines begüterten Waffenſchmidts, auf geiſtige Weiſe fortgeſetzt: denn Niemand hat wohl Schwerter der Rede geſchmiedet wie er.

Demoſthenes ward geboren im 4. Jahre der 98. Olympiade, 385 vor Chriſto.**) In ſeinem ſiebenten Jahre verlor er

*) Theaetet. p. 148.

**) Die Angaben über ſein Geburtsjahr ſind verſchieden; ich habe diejenige Zeitbeſtimmung vorgezogen, bei welcher, in Betreff ſeiner rhetoriſchen Entwikkelung, und der Ereigniſſe ſeines ſpäteren Lebens, ſich die wenigſten Schwierigkeiten finden.

seinen Vater. Die Verwaltung seines beträchtlichen Vermögens, welches funfzehn Talente betrug*), war den vom Vater bestellten Vormündern überlassen, welche den Nachlaß ihres Mündels verschleuderten, und sich nur selbst zu bereichern suchten. Für die geistige Bildung des Demosthenes trugen sie nicht die pflichtmäßige Sorge; man darf jedoch deshalb nicht glauben, dieselbe sey gänzlich vernachlässigt worden; dies war nicht wohl möglich bei den vorhandenen Mitteln, und vornehmlich bei dem Eifer, der ihn gewiß von seiner frühesten Kindheit an beseelte. Auch sagt er selbst in der Rede für die Krone, ihm sey das Glück zu Theil geworden, als Knabe angemessene Schulen zu besuchen. Nur in Rücksicht der Gymnastik erhielt er nicht die damals gewöhnliche Ausbildung; und weil er an den Leibesübungen der athenienſischen Jugend keinen Theil nahm, auch überhaupt von schwächlichem Körperbau war, so mag er wohl größtentheils von dem Umgange seiner Altersgenossen, die ihn zum Spotte Batalus nannten, entfernt geblieben seyn. Diese Lage war, um seinen Charakter für den Beruf eines Redners auszubilden, vielleicht nicht so ungünstig, als man denken sollte. Der, welcher viel unter andern Menschen lebt, erhält dadurch allerdings eine Sicherheit beim öffentlichen Auftreten, und eine Leichtigkeit im Vortrage, welche gewöhnlich demjenigen fehlen, der eine einsame Kindheit

*) Das Talent beträgt funfzehn hundert Thaler.

und Jugend verlebte. Dagegen kann aber dieſer die ihm zu Theil gewordene Charakterkraft ſammeln, welche jener vielleicht zerſplittert, und indem er ſich von der menſchlichen Geſellſchaft abgeſondert fühlt, und ſich derſelben gleichſam entgegen ſtellt, wird vielleicht in ihm die Begierde nur um ſo größer, durch die Gewalt der Gedanken und der Worte auf ſie einzuwirken. In dieſer einſamen Stellung, welche die Verhältniſſe dem Demoſthenes in ſeiner Kindheit anwieſen, blieb er übrigens in einem gewiſſen Sinne ſein ganzes Leben hindurch; denn immer ſehen wir ihn, wie er allein, oder nur von Wenigen unterſtützt, daran arbeitet, die ihm ſehr ungleich geſinnte Maſſe des Volks ſeinen Abſichten gemäß in Bewegung zu ſetzen.

Kaum war er in ſeinem achtzehnten Jahre, Olymp. 103, 2 (367 vor Chriſto) in das Verzeichniß der athenienſiſchen Bürger eingetragen worden, ſo wagte er es, ſeine Vormünder wegen der Veruntreuung ſeines Vermögens vor Gericht zu belangen. Er gewann dieſen Prozeß, der drei bis vier Jahre dauerte; doch gelangte er nicht zum Beſitze ſeines ganzen väterlichen Erbes; er mußte zufrieden ſeyn, einen Theil deſſelben gerettet zu haben. Dieſer Entſchluß, den der achtzehnjährige Jüngling faßte, als Kläger gegen ſeine Vormünder aufzutreten, iſt das Zeugniß eines lobenswerthen Muthes; und die edle Richtung ſeiner Geſinnung erhellt auch daraus, daß er in den Beiträgen zu Staatszwecken, die er von

dem wieder erlangten Vermögen leistete, über das gesetzlich vorgeschriebene Maaß freiwillig hinausging.

Auch wird man nicht umhin können, dem Demosthenes schon in dieser früheren Periode seines Lebens einen bedeutenden Grad geistiger Bildung zuzuschreiben. Ohne denselben hätte er den Prozeß gegen seine Vormünder nicht anstellen, oder doch nicht gewinnen können; und zu dieser Annahme wird man auch berechtigt durch das, was von seinen in diese Zeit fallenden Beschäftigungen und Studien erzählt wird. Platon soll, nach einer glaubwürdigen Nachricht*), sein Lehrer in der Philosophie gewesen seyn. Unterricht in der Rhetorik erhielt er von dem Isäus; dieser mußte, seiner Kraft und Einfachheit wegen, ihm bei weitem mehr zusagen als Isokrates, der unter einem künstlich ausgebildeten Styl, Schwäche der Gedanken und Kälte des Gefühls verbirgt. Thucydides war ihm ein Muster des Styls, und sein Eifer, sich in dieser Rücksicht auszubilden, war so groß, daß er nicht weniger als acht Mal desselben Geschichtsbücher abschrieb. Zuerst widmete er sich der Beredsamkeit vor Gericht; die von ihm ausgearbeiteten Reden waren bestimmt, von Anderen in ihren Rechtsangelegenheiten gehalten zu werden. Einen mächtigeren Reiz mußte jedoch die Staatsberedsamkeit für ihn haben, welcher sich ein so glänzender Schauplatz öffnete, und

*) Plutarch. Demosthenes V. Quintilian. XII., 2, 22.

durch welche viel größere Zwecke erreicht werden konnten. Besonders soll ihn dafür eine Rede entflammt haben, welche Callistratus hielt, um sich wegen des Verlustes der Stadt Oropus zu rechtfertigen, der ihm und dem Chabrias Schuld gegeben ward. Es mag seyn, daß der glänzende Erfolg dieser Rede einen neuen Funken in das Gemüth des Demosthenes warf; nur als Knabe, wie Plutarch erzählt, kann er sie nicht angehört haben, denn sie ward Olymp. 103, 3 (366 vor Christo) wo Demosthenes bereits neunzehn Jahr alt war, gehalten.

Er wagte es nun mit einer Staatsrede vor der Volksversammlung aufzutreten. Lange, mühsam gedrechselte Perioden, die von Antitheſen und Enthymemen starrten, wurden von ihm mit kurzem Athem, mit schlechter Aussprache, ohne alle Anmuth der äußeren Beredsamkeit vorgetragen. Ausgezischt, mußte er die Rednerbühne verlassen. Der Niedergeschlagenheit, worein ihn dies Mißlingen gestürzt hatte, entriß ihn jedoch das Trostwort des Eunomos, der ihn versicherte, er habe etwas von Perikleïscher Manier. Der Schauspieler Satyros ließ ihn einige Verse des Sophokles sprechen, und indem er sie selbst darauf vortrug, zeigte er ihm durch dies Beispiel, wie viel die Wirkung derselben Worte durch einen schlechten Vortrag verlieren, und durch einen guten gewinnen kann. So ermuntert und zurecht gewiesen, begann nun Demosthenes aufs neue seine rhetorischen Uebungen. Sein Eifer, den ein glänzender Erfolg bei

dem ersten Auftreten vielleicht gedämpft hätte, war durch das anfängliche Mißlingen gesteigert; und sein Entschluß war gefaßt, die zu seinem Zwecke nöthigen Anstrengungen bis zur äußersten Grenze seiner Kräfte zu treiben.

Man kennt die Uebungen, durch welche er sich für die körperliche Beredsamkeit auszubilden suchte. Um die Fehler seiner schwachen und undeutlichen Stimme zu verbessern, sprach er laut mit Kieselsteinen im Munde. Dies war etwa das, was ein Tanzen und Springen mit einem Gewichte an den Füßen seyn würde; es erschwerte zuerst, um späterhin zu erleichtern. Die zu einer größeren Anstrengung genöthigten Organe mußten auch diejenigen Laute, die sonst verschluckt, oder mit Anstoß und Stottern hervorgebracht wurden, deutlich und fließend aussprechen lernen. Auch recitirte er lange Perioden, indem er schnell eine Bergeshöhe hinanstieg; er wandelte am Ufer des stürmischen Meeres, ihm ein Bild der stürmischen Volksversammlungen; und um sich dereinst unter ihrem Toben verständlich machen zu können, versuchte er das Geräusch der Wellen durch seine Stimme zu übertönen. In einem unterirdischen Gemache, welches er sich in seinem Hause hatte anlegen lassen, fand er die zum Arbeiten nöthige Ruhe und Stille; hier übte er sich auch ungestört in den Geberden und in der Haltung des Körpers. Er hatte sich an eine zuckende Bewegung mit der Schulter gewöhnt; wenn er sich diese

erlaubte, verwundete ihn ein entblößtes, von der Decke herabhängendes Schwert. So unglaublich diese Anstrengungen scheinen, so unglaublich war auch ihr Erfolg. Sein Vortrag und seine Geberde wurden nicht nur fehlerfrei, sondern er ward wegen der Vollendung, die er darin erlangt hatte, eben so sehr gerühmt als wegen der anderen, wichtigeren Vorzüge, die er als Redner besaß. Demosthenes soll der Meisterschaft im Sprechen und in der Geberde eine ungemeine Wichtigkeit zugeschrieben, und sie für die vornehmste Eigenschaft des Redners erklärt haben. Allerdings mochte er, vielleicht eben weil ihre Erwerbung ihm so viel Mühe gekostet hatte, einen großen Werth darauf legen; daß er sie jedoch keinesweges für das Wesen der Beredsamkeit hielt, wird ein später anzuführendes Zeugniß aus seinem Munde beweisen.

Diesen Bestrebungen des Demosthenes, sich für die körperliche Beredsamkeit auszubilden, wird man nach den jetzigen Ansichten schwerlich Gerechtigkeit widerfahren lassen; ja, man könnte vielleicht darin nichts anders als die Wirkung einer übermäßigen Eitelkeit sehen. Es fragt sich jedoch, welchem von beiden mit größerem Rechte Eitelkeit vorgeworfen werden könne, dem welcher sich um die äußere Beredsamkeit bemüht, oder dem welcher sie vernachlässigt. Denn auch der letztere wird schwerlich auf einen durch seine Erscheinung hervorzubringenden vortheilhaften Eindruck Verzicht leisten; meint er nun, dies

durch eine rohe Perſönlichkeit leiſten zu können, ſo muß er doch eine viel höhere Meinung von ſich ſelber haben als der Andere, welcher ſich auch äußerlich jenem Zwecke gemäß auszubilden ſucht. Wenn auch die Eitelkeit ſich zuweilen auf ſolche Beſtrebungen einläßt, ſo pflegt ſie doch, ihres Sieges im Voraus gewiß, ſich bald darin zu genügen; und nimmermehr wird ſie eine ſolche eiſerne Beharrlichkeit, wie diejenige, welche Demoſthenes in dieſen Uebungen bewies, einflößen können. Etwas Anderes, das höher ſteht als die Eitelkeit und das dauerndere Wirkungen hervorbringt, muß in ihm geherrſcht haben, und dies kann nichts anders als das Pflichtgefühl geweſen ſeyn. Indem er den Beruf eines Redners übernahm, hatte er auch das eifrigſte Streben nach allem, was zu dieſem Berufe gehört, übernommen. Er betrachtete alſo auch gewiß die Beredſamkeit als Etwas, das erworben werden muß, und das man durch einen hartnäckig darauf gerichteten Willen erwerben kann: eine Anſicht von der jetzt herrſchenden ſehr verſchieden, nach welcher man die Beredſamkeit für eine angeborne ſchöne Gabe hält, die kaum der Pflege bedarf. Welche Anſicht von beiden aber die richtige ſey, das geht ſchon aus den Früchten hervor, die ſie tragen; denn in dem Demoſthenes erſcheint die Beredſamkeit in ihrer höchſten Lebenskraft; unter uns friſtet ſie nur ein kümmerliches Daſeyn.

Zweites Kapitel.

Demoſthenes tritt in ſeine Laufbahn. Rede gegen den Leptines, über die Symmorien und gegen den Midias.

In ſeinem dreißigſten Jahre, Olymp. 106, 2 (355 vor Chriſto) trat Demoſthenes mit einer Rede auf, die für ein vollendetes Meiſterwerk gelten muß; es iſt die gegen das Geſetz des Leptines. Nach dieſem Geſetze ſollte keiner, außer den Nachkommen des Harmodius und Ariſtogiton, von den öffentlichen Laſten frei ſeyn; das Volk ſollte in Zukunft Keinem eine ſolche Befreiung ertheilen; und wer einen dahin gerichteten Antrag machte, ſollte beſtraft werden. Von den Abgaben zu Kriegsrüſtungen hatte in Athen niemals eine Befreiung Statt gefunden; aber die Immunität von andern Steuern zu minder wichtigen Zwecken, zur Aufſtellung von Chören und dergleichen, hatte das Volk oft, und nicht immer den Würdigſten, bewilligt. Zu Gunſten dieſes Geſetzes ließ

ſich alſo anführen, daß viele Reiche ohne Verdienſt die Immunität erlangt hätten, und daß die Laſt dieſer Liturgien, wie man ſolche Abgaben nannte, unverhältnißmäßig die Aermeren drückte. Das erſte Jahr ſeit der Annahme dieſes Geſetzes war verfloſſen; und es konnte zwar auf die Aufhebung deſſelben angetragen, der Urheber aber konnte nicht mehr wegen der Geſetzwidrigkeit ſeines Vorſchlages beſtraft werden. Aus dieſem Verhältniß läßt ſich die Schonung erklären, womit Leptines, der auch ſonſt ein geachteter Bürger geweſen zu ſeyn ſcheint, in der Rede behandelt wird. Demoſthenes hielt ſie als Beiſtand der beiden Kläger; der eine war der Sohn des Chabrias, mit Namen Eteſippus, dem es um die Erhaltung der ſeinem Vater verliehenen Immunitäten zu thun war.

Ob nun gleich Demoſthenes gelegentlich zeigt, der Vortheil, den man von der Aufhebung der Immunitäten erwarte, ſey nicht ſo groß als es ſcheinen möchte, ſo genügte dies doch nicht, um das Geſetz umzuſtoßen, ſondern es bedurfte dazu eines ſtärkeren Antriebes. Demoſthenes wählt den des Edelmuths und der Treue; und wenn dies ihm zur Ehre gereicht, ſo gereicht es nicht minder den Athenienſern zur Ehre, daß ſie die Kraft dieſes Antriebes empfanden, und, geſchichtlichen Nachrichten zu Folge, das Geſetz des Leptines aufhoben. Wegen dieſes Vorherrſchens der ſittlichen Bewegungsgründe gehört dieſe Rede zu denjenigen des Demoſthenes, welche von

dem ſtoiſchen Philoſophen Panätius ganz vorzüglich geſchätzt wurden. Immer kommt er darauf zurück: Der Ruhm des Edelmuths und der Treue ſtände höher als handgreiflicher Gewinn; dieſem Ruhme habe das athenienſiſche Volk immer nachgeſtrebt, und habe ihm oft die größten Opfer gebracht; wenn es nun das Geſetz des Leptines beſtätige, ſo würde es dieſem Ruhme entſagen, und ſtatt deſſen die Schmach der Treuloſigkeit auf ſich laden. In einer Stelle ſchon im Anfang der Rede, wird dieſer Gedanke folgendermaßen ausgeführt.*)

„Welch ein ſchmachvoller Widerſpruch, Athenienſer! Ihr habt ein Geſetz gegeben, keiner ſolle bei den Verkäufen des Marktes betrügen, woraus doch für das Ganze kein Schaden entſpringt: und bei dieſer öffentlichen Angelegenheit wollte das Volk nicht das Geſetz befolgen, das es ſelbſt den Einzelnen gegeben hat, ſondern es wollte diejenigen, die ihm Gutes erwieſen haben, hintergehn? Woraus noch obenein für euch ſelbſt kein geringer Schade entſpringen würde; denn ihr müßt nicht nur darauf ſehen, wie ihr einen Verluſt an Gelde, ſondern auch wie ihr den Verluſt des guten Rufes vermeidet. Um den Ruf nämlich habt ihr euch immer mehr bemüht als um Geld, und nicht nur ihr, ſondern auch eure Vorfahren. Denn die großen Schätze, welche ſie früher geſammelt hatten, gaben ſie alle dahin für die

*) Demosthenes adversus Leptinem § 8—12 ed. Wolf.

Ehre; ſie vermieden um des Ruhmes willen keine Gefahr, ſondern opferten ſtets noch ihr eigenes Vermögen dabei auf. Dieſes Geſetz nun verwandelt ſolchen ſchönen Ruf in einen ſchlechten, der weder euren Vorfahren noch euch ſelber gebührt. Denn es verurſacht einen dreifachen ſchrecklichen Schimpf, den des Neides, der Untreue und der Undankbarkeit. Daß es nun durchaus nicht eurer Geſinnung gemäß iſt, Athenienſer, ein ſolches Geſetz zu beſtätigen, das will ich durch Anführung einer früheren Thatſache euch mit wenigen Worten beweiſen. Die Dreißig nämlich, ſo wird erzählt, borgten Geld von den Lacedämoniern, um diejenigen, welche den Piräeus inne hatten, zu bekämpfen. Als man nun zur Eintracht zurückgekehrt und die Ordnung wiederhergeſtellt war, ſchickten die Lacedämonier Abgeſandte, um jene Summe zurückzufordern. Die Meinungen waren getheilt; einige verlangten, daß diejenigen, welche das Geld geborgt hatten, nämlich die aus der Stadt, es auch zurückzahlen ſollten; andere ſtellten die Behauptung auf, es müſſe das erſte Zeichen der Verſöhnung ſeyn, dieſe Schuld gemeinſchaftlich abzutragen. Da beſchloß nun das Volk, im Ganzen beizuſteuern und dieſe Ausgabe zu beſtreiten, um Nichts von ſeinen Verſprechungen unerfüllt zu laſſen. Bedenkt nun den ſchrecklichen Widerſpruch, Athenienſer! Damals wolltet ihr, um nicht zu hintergehen, für diejenigen die euch Uebels gethan hatten, jene Summe zuſammen bringen; und nun, da

ihr ohne Ausgabe, indem ihr nur das Geſetz aufhebt, euren Wohlthätern könnt Gerechtigkeit widerfahren laſſen, wolltet ihr ſie lieber betrügen? Das wäre meine Meinung nicht. Der Charakter unſers Volks, Athenienſer, wenn man ihn nach vielem andern und nach dem, was ich ſo eben ſagte, beurtheilt, iſt Treue und Redlichkeit; iſt der Eifer, nicht Geldvortheile zu erwerben, ſondern edle Thaten zu vollbringen. Den Charakter des Mannes, der das Geſetz vorgeſchlagen hat, kenne ich im übrigen nicht, ich will ihm nichts Böſes nachſagen, weiß auch nichts dergleichen von ihm. Wenn ich ihn aber nach ſeinem Geſetz beurtheile, ſo finde ich, daß ſeine Sinnesart von der Geſinnung der Stadt ſehr verſchieden iſt. Nun meine ich, es ſollte lieber jener euch Folge leiſten in der Aufhebung des Geſetzes, als ihr jenem in der Annahme deſſelben; und es wäre ihm und euch nützlicher, wenn die Stadt den Leptines überreden könnte, ihr ähnlich zu werden, als wenn ſie ſich von ihm überreden ließe, ihm ähnlich zu ſeyn."

Dieſen Gedanken führt nun Demoſthenes auch in Beziehung auf einzelne Männer durch; er ſchildert die ruhmvollen Thaten des Conon und des Chabrias, und zeigt, wie unwürdig und ſchmachvoll es ſeyn würde, ihnen den verdienten Lohn derſelben zu entreißen.

Das Geſetz des Leptines konnte aber auch aus dem Geſichtspunkte des Attiſchen Rechtes angegriffen werden, indem es mit manchen anderen Geſetzen nicht in dem

besten Einklang stand. Auch von diesen juristischen Gründen macht Demosthenes mit vielem Scharfsinn Gebrauch. Er selber schlägt ein anderes Gesetz vor, durch welches ohne Verletzung der Ehre und Treue dem Mißbrauch in Verleihung der Immunitäten vorgebeugt werden könnte.

Gegen das Ende entwickelt er noch zwei Gedanken, die eben so scharfsinnig als großartig sind. Er bemerkt nämlich, Draco, dieser strenge Gesetzgeber, der die Todesstrafe gegen den Todtschlag verordnete, habe doch Fälle angenommen, wo man ungestraft tödten könne: wie hart sey es also, daß Leptines nicht einmal Fälle unterscheide, wo man ungestraft von dem Volke für geleistete Dienste eine Belohnung fordern dürfe. Die Stelle lautet folgendermaßen:*)

„Denn seht, bei Gott, was ist wohl dasjenige, das wir am meisten verabscheuen, und das alle Gesetze am meisten zu verhindern suchen? Dies ist der Todtschlag, worüber ein besonderer Wächter, der hohe Rath des Areopagus, verordnet ist. Draco, der die Gesetze darüber gegeben hat, indem er es als etwas recht schreckliches und furchtbares darstellen will, einen Menschen zu tödten, indem er den Todtschläger von dem Weihwasser, von dem Trankopfer, von den Tempeln, von den Versammlungen ausschließt, indem er alles andere häuft, was am meisten von einer solchen That abschrecken kann,

*) Demosthenes adversus Leptinem § 136—138 ed. Wolf.

hat doch den Fall des Rechtes nicht übersehn, sondern hat bestimmt, wann es erlaubt ist einen Menschen zu tödten, und hat den, der es in solchen Fällen thut, für rein erklärt. Also einen Menschen zu tödten kann erlaubt seyn nach den unter euch bestehenden Gesetzen: aber Dank zu begehren, das ist niemals, das ist auf keine Weise erlaubt, nach dem Gesetze, das dieser gegeben hat! So sey es nicht, Athenienser! Vermeidet vielmehr den Schein, als hättet ihr eifriger dafür gesorgt, eure Wohlthäter an Erlangung der Belohnung zu hindern, als zu verhüten, daß ein Todtschlag unter dem Volk begangen werde."

Die andere Stelle ist ausgezeichnet durch eine ungemein kühne und überraschende Gedankenwendung. Demosthenes führt nämlich an, daß nach dem Gesetze des Leptines kein anderer die Befreiung genießen sollte, als die Nachkommen des Harmodius und Aristogiton; und nun fragt er, was man denen, die etwa in Zukunft ähnliche Thaten vollbrächten und ähnliche Dienste leisteten, zu erweisen gedenke; denn es sey übermüthig zu glauben, daß ähnliche Umstände niemals wieder eintreten könnten. Er sagt:*)

„Außer allem bisherigen hört auch noch Folgendes. Ein Gesetz kann nicht gut seyn, welches sich in Betreff der Vergangenheit und der Zukunft widerspricht. Keiner soll befreit seyn, heißt es darin, außer den Nachkommen

*) Adversus Leptinem §. 139—141 ed. Wolf.

des Harmodius und Ariſtogiton. Wohl! Und es ſoll auch künftig nicht erlaubt ſeyn, dieſe Befreiung zu verleihen. Auch denen nicht, Leptines, welche vielleicht jenen ähnlich wären? Wenn du das Frühere nicht tadelteſt, wie, wußteſt du etwa auch das Zukünftige? Aber, bei Gott, wir ſind ja weit entfernt, jetzt etwas Aehnliches zu befürchten. Möge es niemals wiederkehren, o Athenienſer! Aber da wir Menſchen ſind, ſo geziemt es uns ſolche Worte zu reden, und ſolche Geſetze zu geben, die Niemand der Vermeſſenheit zeihen könne. Wir müſſen das Gute hoffen, und die Götter bitten es uns zu geben, aber auf menſchlichen Wechſel gefaßt ſeyn. Niemals hätten wohl ſonſt die Lacedämonier geglaubt, in ihre jetzige Lage zu gerathen. Niemals hätten wohl die ſonſt freien Syrakuſaner, die von den Karthagineſern Abgaben erhoben, die über alle ihre Nachbarn herrſchten, die uns ſelbſt in einer Seeſchlacht beſiegt hatten, niemals hätten ſie wohl gedacht, daß ſie unter die Herrſchaft eines Schreibers ſich beugen würden. Und auch der jetzt lebende Dionyſius hätte wohl niemals gedacht, daß Dion mit einem Kauffahrtei-Schiffe und mit wenigen Kriegern ihn, der ſo viele Schiffe, Söldlinge und Städte beſaß, vertreiben würde. Aber die Zukunft, meine ich, iſt allen Menſchen unbekannt, und geringe Umſtände können zu den größten Veränderungen führen. Deshalb muß man Maaß halten im Glücke, und auf das Zukünftige bedacht ſeyn."

Man findet in dieſer Rede keine überſtrömende Fülle, keine heftigen Aufwallungen, keine glänzende, aber das Ebenmaaß aufhebende Entwickelung einzelner Gedanken; wie man dies von dem noch jugendlichen Alter des Redners vielleicht hätte erwarten können. Immer hält ſich die Schreibart in der mittleren Sphäre, wie es ſich bei einer Angelegenheit ziemte, die mehr ruhige Ueberlegung als das Erwecken heftiger Affekte verlangte. Die Schreibart hat die Nettigkeit und Eleganz, wodurch die beſten Schriftſteller aus dem Jahrhunderte Ludwigs XIV ſich auszeichnen. Die Perioden, unbeſchadet der Einfachheit, ſind ſehr ſorgfältig ausgearbeitet und abgerundet. Vorderſatz und Nachſatz werden gewöhnlich benutzt, um den Kontraſt zwiſchen dem was man thut, und dem was man thun ſollte, recht augenſcheinlich hervorzuheben. Alle Gegenſtände und Perſonen, auch die des Gegners, werden mit attiſcher Feinheit und Grazie behandelt, weshalb auch dieſe Rede von Dionys die anmuthigſte aller Reden genannt wird.*) Man hätte dieſe Eigenſchaft kaum von einem Manne erwartet, der, wie es aus ſeiner Geſchichte hervorgeht, manche damals excentriſch ſcheinende Gewöhnungen angenommen, und weniger als ſeine Zeitgenoſſen es zu thun pflegten, im geſelligen Verkehr mit anderen Menſchen gelebt hatte. Aber dieſes Beiſpiel beweiſet, daß auch die Anmuth und Grazie der Rede nicht ſowohl von außen angebildet wird, als aus der inneren

*) χαριέστατος ἁπάντων λόγων. Ad Ammaeum C. IV.

Quelle einer ſittlichen Geſinnung entſpringt. Wenn man dieſer Rede etwas vorwerfen will, ſo könnte dies eine gewiſſe, mit ihrer einfachen Eleganz verbundene Nüchternheit ſeyn, welche beſonders auffallend wird, wenn man ſie mit den olynthiſchen, den philippiſchen und beſonders mit der für die Krone vergleicht, in welcher der Redner den Höhepunkt des großartigen Styles erreicht, und welche auch der Zeit nach die letzte iſt, die wir von ihm beſitzen. So iſt auch den Gemälden Raphaels aus ſeiner früheſten Periode eine gewiſſe Nüchternheit und Kälte vorzuwerfen, und in ſeinem letzten Werke, der Verklärung, entfaltete ſich ſein Genie in der größten Fülle und Kraft. Auch bei dem geiſtlichen Redner wird die Kraft und Fülle der Gedanken und der Reichthum der Empfindungen, anſtatt mit den Jahren abzunehmen, ſich mit denſelben nur vermehren können; aber freilich nur unter der Bedingung, daß er die höhere Quelle, aus der ſie fließen, niemals in ſeinem Innern verſiegen laſſe.

Im dritten Jahre der 106ten Olympiade, 354 vor Chriſto, hielt Demoſthenes, damals 31 Jahre alt, ſeine erſte Staatsrede vor dem Volke. Sie iſt überſchrieben: „Von den Symmorien.“ Symmorien ſind Vereine von Bürgern, die zur Ausrüſtung der Kriegsſchiffe verpflichtet waren. Man ſollte erwarten, daß, wenn Demoſthenes vor dem Volke ſprach, Philipp von Macedonien und der Krieg gegen denſelben der Gegenſtand der Rede ge-

weſen ſeyn müſſe. In der That ſaß auch, als Demoſthenes dieſe Rede hielt, Philipp ſeit fünf Jahren auf dem Thron. Er hatte durch die Eroberung von Amphipolis, Pydna und Potidaea ſeine Macht befeſtigt und vergrößert. Aber dem Demoſthenes müſſen damals noch nicht die Augen über ihn aufgegangen ſeyn, denn ſeiner wird in der Rede mit keiner Sylbe gedacht. Die Veranlaſſung dazu gab ein Gerücht, daß Artaxerxes Ochus, König von Perſien, die Griechen mit Krieg überziehen wolle. Die dadurch aufgeregten Athenienſer wurden von ihren Rednern, welche ſie auf die Großthaten ihrer Vorfahren hinwieſen, aufgefordert, dem Könige zuvor zu kommen, und den Krieg gegen ihn anzufangen. Hätte man nicht glauben ſollen, bei der Jugend des Demoſthenes, bei ſeiner Begeiſterung für den Ruhm ſeines Vaterlandes, eben dieſen Vorſchlag aus ſeinem Munde zu hören? Man erſtaunt daher nicht wenig, wenn man ſieht, daß er vom Kriege gegen Perſien abräth. Seine politiſche Anſicht iſt eben ſo originell und geiſtreich, als wahr und gegründet, und ſie konnte bei ihm nur durch ein tiefes, parteiloſes Erwägen aller Verhältniſſe entſtanden ſeyn. Fingen die Athenienſer den Krieg an, meint er, ſo würden ſie ihn allein führen müſſen, denn der König von Perſien würde alsdann Mittel finden, die andern Griechen zum Abfall von ihnen zu verleiten. Warteten ſie aber, bis ſie ſelbſt vom Könige angegriffen würden, ſo würden alle anderen helleniſchen Völker ſich ebenfalls bedroht

fühlen, und durch die Noth getrieben ihre treueſten Bundesgenoſſen ſeyn. Nichts deſto weniger aber wären Rüſtungen nothwendig, die, ſey es gegen den König, ſey es gegen jeden andern Feind, den Athenienſern zu ſtatten kommen würden. Indem er nun von dieſen Rüſtungen redet, ſchlägt er eine andere und verbeſſerte Einrichtung der ſchon beſtehenden Symmorien vor, wobei er ſehr tief und ſehr ſcharfſinnig in dieſen Zweig der Kriegsverwaltung und in alle Einzelheiten deſſelben eindringt. Dieſe Erörterungen ſcheinen uns trocken, aber dem Redner gereicht es zur Ehre, daß er eine heilſame Trockenheit einem müßigen Glanze vorzog. Bei dem allen fehlt es aber nicht an den ihm eigenen kühnen und überraſchenden Wendungen. Indem er nämlich von den zu einem Feldzuge erforderlichen Geldern ſpricht, ſo behauptet er, wenn man ſie jetzt ſuche, ſo würde man ſie nicht finden; wenn man dies aber jetzt unterlaſſe, ſo würden ſie vorhanden ſeyn. Und dies erklärt er ſo: Die bloße Furcht vor einem Kriege mit dem Perſer-König würde keinen der vielen reichen Athenienſer antreiben freigebig beizuſteuern; würden ſie aber von dem König angegriffen, ſo würde keiner ſo thöricht ſeyn, daß er nicht freiwillig das Seine darböte. Der Redner ſagt:*)

„Wegen der erforderlichen Gelder und der Mittel ſie aufzubringen, weiß ich wohl, daß ich etwas Auffal-

*) Demoſthenes Staatsreden überſetzt von Jacobs S. 22.

lendes ſagen werde; dennoch will ich es ſagen, weil ich den Glauben hege, daß, wenn man es gehörig in Erwägung zieht, ſich zeigen wird, daß ich allein das Wahre und das was geſchehen wird geſagt habe. Ich behaupte nämlich, daß man jetzt nicht von den Geldern ſprechen dürfe; denn, wenn das Bedürfniß eintritt, werden wir große, ſchöne und gerechte Hülfsmittel haben, die aber wenn wir ſie jetzt ſchon ſuchen, auch dann für uns nicht vorhanden ſeyn werden; ſo viel fehlt, daß wir ſie jetzt herbeiſchaffen könnten; wenn wir dies aber jetzt unterlaſſen, ſo werden ſie da ſeyn. Was für Hülfsmittel ſind nun das, die jetzt nicht vorhanden ſind, dann aber da ſeyn werden? Dies iſt einem Räthſel ähnlich. Ich will mich erklären. Blicket, ihr Männer Athens, hier auf dieſe ganze Stadt! In ihr iſt ein Reichthum wie, ich darf faſt ſagen, in allen anderen Städten zuſammen; die Beſitzer deſſelben aber ſind ſo geſinnt, daß wenn auch alle Redner ſie mit der Nachricht erſchreckten, daß der König komme, daß er ſchon da ſey, daß dies nicht anders ſeyn könne, und wenn außer den Rednern eine gleiche Anzahl von Wahrſagern daſſelbe verkündigte, ſie doch nicht bloß keine Beiträge geben, ſondern ihre Habe nicht einmal ſehen laſſen, ja, ſie nicht einmal eingeſtehen würden. Wenn ſie aber wahrnehmen, daß die furchtbaren Worte zur That werden, ſo iſt keiner ſo thöricht, daß er nicht freiwillig das Seinige gäbe und es zuerſt darböte; denn wer möchte wohl lieber mit ſeiner ganzen Habe zu

Grunde gehen, als einen Theil des Seinigen für sich und die Erhaltung des übrigen Theils darbringen? Ich behaupte also, daß die Mittel dazu vorhanden seyn werden, wenn sie in Wahrheit nöthig sind, vorher aber nicht. Daher rathe ich, sie gar nicht aufzusuchen; denn was ihr jetzt beischaffen würdet, wenn ihr es beischaffen wolltet, würde in der That höchst lächerlich seyn."

Wir sehen also hier, wie Demosthenes den Ruhm verschmäht, den er durch glänzende Deklamationen hätte einernten können, zu denen sich hier eine so günstige Gelegenheit darbot; wie er einzig bemüht ist, den Gegenstand richtig aufzufassen, die Verhältnisse richtig zu beurtheilen; wie die Wahrheit ihm das Höchste ist, dem er alles Andere aufopfert. Dieses findet sich in allen seinen Reden; hierin liegt ihre Größe und Gediegenheit; auf diesem Wege hat er den echten Ruhm erworben, der überhaupt nur zu erlangen ist, wenn man den falschen Ruhm verschmäht. Der heidnische Redner ist hier ein Muster, das wohl verdient christlichen Rednern aufgestellt zu werden, und das vielleicht manche nicht ohne Schaam werden betrachten können. Auch sie sollten streben, nicht das was glänzt und was Beifall erwirbt, sondern das was heilsam und nützlich ist, zu sagen; sie sollten ihren Ruhm darein setzen, den Gegenstand, von dem sie reden, so tief als möglich zu ergründen, und ihn dann, so wie sie ihn anschauen, auch vor ihre Zuhörer hinzustellen. Es müßte ihnen nicht um den Beifall der

Menſchen, ſondern um deren Heil und Erbauung zu thun ſeyn. Dadurch würden ſie wahrſcheinlich am Ende auch Ruhm bei den Menſchen gewinnen; und wenn auch dieſer ihnen fehlte, ſo hätten ſie doch den Ruhm bei Gott, welcher der einzige iſt, nach dem der chriſtliche Redner trachten ſoll.

Ehe wir den Demoſthenes in ſeinem Kampfe gegen Philipp betrachten, müſſen wir noch einer Rede erwähnen, die eine ihm perſönliche Angelegenheit betrifft. Es iſt die gegen den Midias. Demoſthenes war von ſeinem Stamme zum Choragen bei dem Bacchusfeſte ernannt worden; das heißt, man hatte ihm die Pflicht übertragen, einen Chor zu dieſem Feſte zu bekleiden und einzuüben. Midias, ein reicher und übermüthiger Mann, hatte ihm nicht nur während dieſes ganzen Geſchäftes unzählige Hinderniſſe in den Weg gelegt, ſondern er hatte ihm auch, als er mit ſeinem Chor auf dem Theater erſchien, durch einen Schlag ins Geſicht eine öffentliche Beſchimpfung zugefügt. Die Rede des Demoſthenes gegen ihn iſt gleichſam ein Feuerſtrom eines Unwillens, der edel genannt werden kann, weil er von der perſönlichen Beleidigung ſich ſtets zu der allgemeinen Idee des Rechts und des Unrechts erhebt; und es offenbart ſich darin die dem Redner eigene, unwiderſtehliche Kraft, die er bisher in eben dem Maaße zu zeigen noch nicht Gelegenheit gehabt hatte. Dieſe Rede iſt aber nur geſchrieben, nicht gehalten worden; Demoſthenes wurde vom Midias vermittelſt einer bedeutenden Summe (30 Minen) bewogen

zu ſchweigen, und die Klage fallen zu laſſen. Dies wirft Aeſchines in der Rede gegen den Kteſiphon ihm vor; und da er in ſeiner Gegenrede nichts erwidert, ſo ſcheint er die Thatſache anzuerkennen. Plutarch meint, die 30 Minen möchten es wohl nicht allein gethan haben, ſondern Demoſthenes habe die Macht und die Verbindungen des Midias gefürchtet, und nicht gehofft, ſeine Klage dagegen durchſetzen zu können. Sehr wohlthuend für die Freunde des Demoſthenes iſt die Aeußerung des Iſidorus von Peluſium, welcher behauptet, man dürfe den großherzigen Mann nicht ſo ſchimpflicher Gewinnſucht beſchuldigen; er habe bei der Macht ſeiner Gegner an dem Erfolg der Klage verzweifelt, und daher lieber nachgeben, als ſich einer Niederlage ausſetzen wollen.*) Was ſein Stillſchweigen gegen den Vorwurf des Aeſchines betrifft, ſo könnte man vielleicht ſagen, daß er in der Rede für die Krone manche andere Vorwürfe ſeiner Gegner mit Stillſchweigen übergeht, vornehmlich ſolche, gegen welche er ſich ſchon durch die öffentliche Meinung gerechtfertigt glaubte, und dazu mag er auch dieſen gerechnet haben. Wem es dennoch unmöglich ſcheint, den Demoſthenes zu rechtfertigen, der möge bedenken, daß ſich oft das Gemeine neben dem Großen befindet, ſelbſt bei denen, welche die Segnungen des Chriſtenthums genießen; und daß wegen eines Fehlers, deſſen ein Menſch mit Recht angeklagt wird, man ſeine unleugbar herrlichen Eigenſchaften nicht überſehen darf.

---

*) οὐ γάρ τι λαβὼν, ὡς Αἰσχίνης ἔφη, ἀπέδοτο τὴν κα-

Bei dieſer Rede gegen den Midias iſt es der Zweck des Demoſthenes, die Richter zu bewegen, nicht nur den Midias zu verurtheilen, ſondern eine der ſchwereren Strafen, vermuthlich die Konfiskation ſeines ſehr bedeutenden Vermögens, über ihn zu verhängen. Die Hauptidee bei der ganzen Rede mußte natürlich die des bürgerlichen Rechtes ſeyn, welches Midias durch die dem Demoſthenes zugefügte Beleidigung mit Füßen getreten hatte. Die Thatſache ſelbſt war notoriſch und nicht ſchwer zu beweiſen; es werden deshalb nur wegen einiger Nebenumſtände Zeugen vorgerufen. Nun kam es aber darauf an, die Größe des Vergehens darzuthun; und dies bewirkt Demoſthenes dadurch, daß er es nicht als ein Vergehen gegen den Einzelnen, ſondern gegen die Geſetze überhaupt, ja gegen die Gottheit, deren Feſt gefeiert ward, darſtellt. Dies wäre indeß noch nicht hinreichend geweſen, um den Richtern den Affekt des Unwillens in einem hohen Grade einzuflößen, und ſie zum Verhängen einer ſchweren Strafe zu bewegen. Es werden daher von dem Redner aus dem Leben des Midias viele Züge der Ungerechtigkeit und eines frevelhaften Uebermuthes angeführt. Mit der Rechtsidee verbindet ſich alſo hier die Tugend-

---

ταχειροτονίαν. οὐ γὰρ δέχεται τὴν αἰτίαν τῆς αἰσχροκερδείας ἡ μεγαλοψυχία τοῦ ῥήτορος... ἀλλὰ τοὺς ἐχθροὺς ἰσχυροτέρους ἡγησάμενος τοῦ λόγου, καὶ ὡς πρὸς τὴν ἐκείνων βίαν οὐδαμοῦ φανεῖσθαι τὴν τέχνην λογισάμενος, εὐπρεπῶς κατέθετο τὴν συμφοράν, ἄμεινον ἡγησάμενος τὸ πραότητι καθυφεῖναι δόξαι τοῦ κρίσει δικαστῶν ἡττᾶσθαι. Isidorus Pelusiota. Lib. IV. Epistola 205.

idee, indem gezeigt wird, Midias habe nicht nur in einem einzelnen Falle die Gesetze übertreten, sondern er sey überhaupt ein Mensch von einem hassenswerthen Charakter. Sehr wichtig war es dem Redner, diesem Charakter seinen eigenen auf eine vortheilhafte Weise gegenüber zu stellen. Er redet also von Anfang bis zu Ende als ein tief Gekränkter und Beleidigter; aber sein Unmuth hat immer ein edles Gepräge, denn er leitet ihn her von der ungeheuren Größe der Beleidigung, von seiner Ehrfurcht für die Götter, und von seinem regen Gefühl für das Beste seiner Mitbürger, indem er durch die Beleidigung, die er selbst erlitten, jeden derselben gefährdet sieht.

Die Größe der Beleidigung weiß der Redner auf folgende Weise anschaulich zu machen:*) „Man wird auch nicht sagen können, daß, während Beleidigungen dieser Art niemals besonders schlimme Folgen gehabt haben, ich die Sache nur übertreibe, und als etwas Furchtbares darzustellen suche. Nein, so verhält es sich nicht. Ihr wißt Alle, oder es haben es doch Viele unter euch gehört, daß der Ringer Euthymus, ein Jüngling, den Pankratiasten Sophilus erschlug. Viele kannten gewiß diesen Sophilus; es war ein starker, schwarzer Mann. Es geschah zu Samos, in einer ganz gewöhnlichen Gesellschaft. Sophilus hatte den Euthymus mit der Absicht zu beleidigen geschlagen; und dieser, indem er sich dagegen ver-

*) Contra Midiam p. 537. ed. Reiske.

theidigte, tödtete jenen. Ebenſo wiſſen Viele unter euch, daß Euaeon, Bruder des Leodamas, bei einem Gaſtmahl und einer öffentlichen Verſammlung einen Böotier wegen eines einzigen Schlages tödtete. Denn was den Zorn erweckt, das iſt nicht der Schlag, ſondern die Schmach; und was ein freier Mann ſchrecklich findet, das iſt nicht ſowohl geſchlagen zu werden — obwohl auch dieſes ſchon ſchrecklich iſt, — ſondern die Abſicht ihn zu beſchimpfen. Denn der, welcher einen Schlag thut, kann Manches, was man einem Andern nicht deutlich zu machen im Stande iſt, hinzufügen, durch die Stellung, durch den Blick, durch die Stimme, wenn er beſchimpfen will, wenn ihn Feindſchaft treibt, wenn er die Fauſt ballt, wenn er ins Angeſicht ſchlägt. Das bewegt, das bringt einen Menſchen außer ſich, der nicht gewohnt iſt Mißhandlungen zu ertragen. Keiner iſt im Stande, o Athener, wenn er ſo etwas erzählt, es ſeinen Zuhörern ſo ſchrecklich darzuſtellen, wie in der That und in der Wirklichkeit die Beſchimpfung dem, der ſie erlitt, und denen, welche es ſahen, erſcheinen muß."

Es iſt eine große Feinheit, daß Demoſthenes die Scene, wie er geſchlagen ward, und die Empfindungen, die er dabei hatte, nicht ausführlich ſchildert; denn er wäre dabei nicht zu ſeinem Vortheil erſchienen. Hier findet er Gelegenheit, ſeine eigenen Empfindungen auszudrücken, aber nicht, indem er das was ihm, ſondern das was einem Andern begegnet iſt, erzählt.

Was die Darstellung betrifft, so ist diese Rede bewundernswürdig durch den darin von Anfang bis zu Ende, ungeachtet ihrer Länge, herrschenden, niemals erkaltenden Affekt, der sich in jedem Satze, man möchte sagen, in jedem Worte ausdrückt. Eine kalte und schwache Stelle ist durchaus nicht darin zu finden. Die Gedanken sind niemals von außen herbeigezogen, immer aus dem Gegenstande geschöpft, der bis in alle seine Tiefen ergründet wird. Das was am häufigsten vorkommt, ist die Aufforderung an die Richter, ihre Pflicht zu thun, und den Midias zu bestrafen; aber immer geschieht dies mit neuen Wendungen, worin sich der Redner unerschöpflich zeigt. Die Peroratio, die natürlich eben diesen Gedanken enthalten mußte, ist eines der schönsten Stücke in der ganzen Rede, und ein Muster für die Peroratio überhaupt, weil sie diesen Gedanken in einer ganz neuen und überaus edlen Wendung vorträgt. Sie lautet folgendermaßen:

„Bedenket auch dies: Binnen Kurzem, wenn die Sitzung aufgehoben ist, wird jeder unter euch, der schneller, der langsamer, nach Hause zurückkehren, unbekümmert, ohne sich umzusehn, wer ihm auch begegnen mag, es sey Freund oder Feind, es sey einer von den Großen oder von den Geringen, es sey ein Starker oder ein Schwacher; über solches Alles macht er sich keine Sorge. Und warum dies? Weil er in seiner Seele überzeugt ist, und muthig glaubt, und auf die Verfassung dies

Vertrauen ſetzt, Keiner werde ihn angreifen, Keiner ihn beſchimpfen, Keiner ihn ſchlagen. Und die Furchtloſigkeit, mit welcher ihr weggehet, ihr wolltet nicht, bevor ihr gehet, ſie in mir befeſtiget haben? Und durch welche Erwägung ſoll ich, nachdem ich ſolches erduldet habe, noch ferner das Leben ertragen, wenn ihr mein Recht unbeachtet laßt? u. ſ. w."

Drittes Kapitel.

Demoſthenes fängt an Philipp von Macedonien zu bekämpfen. Die erſte philippiſche Rede und die drei olynthiſchen Reden.

Die Zeit, in welcher Demoſthenes die Bedeutung des Philippus und die Gefahren erkannte, welche durch ihn den Griechen drohten, könnte man die Zeit ſeiner politiſchen Erweckung nennen. Mit einem jeden Jahre ſtieg ſeine Einſicht in die Plane des Königs von Macedonien, und die Kraft des Widerſtandes, die er ihm entgegenſetzte. Leider aber hatte er nicht allein den Philipp zu bekämpfen, ſondern einen noch viel ſchlimmeren Feind, nämlich die Schlaffheit, die Sorgloſigkeit und den Leichtſinn der, längſt von ihrer früheren Größe herabgeſunkenen Athenienſer. Andere rechtſchaffene Männer, wie Phocion, glaubten ſich zur Verachtung dieſes Volkes, von dem nichts Großes mehr zu erwarten wäre, berechtigt. Demoſthenes aber wählte eine viel edlere Stellung

gegen seine Mitbürger. Indem er gegen ihre Fehler eifert, zeigt er ihnen immer zugleich das Vertrauen, sie würden zu einer besseren Gesinnung sich erheben, zu einer rühmlichen Thätigkeit sich entschließen. Sein Beispiel lehrt, daß das Vertrauen, welches man den Menschen zeigt, eines der wirksamsten Mittel ist, um sie für das, was groß und edel ist, zu begeistern. Die Athenienser ertrugen nicht nur den Tadel des Demosthenes, sie erfüllten auch, wenigstens in vielen Rücksichten, seine Erwartungen. Zwar war es von der Vorsehung, welche durch das Christenthum eine neue Gestaltung der Welt vorbereitete, beschlossen, daß Athen von seiner Höhe herabsinken sollte; die Blüthe der heidnischen Staaten konnte überhaupt nur eine vergängliche seyn. Aber wenigstens verdankt es Athen dem Demosthenes, daß es mit Ehre gefallen ist, und daß die Zeit, die dem Verlust seiner Selbstständigkeit voranging, zu den schönsten in seiner Geschichte gehört.

Die Betrachtung der Reden des Demosthenes in seinem Kampf gegen den Philipp ist besonders geeignet, die Ansicht zu bestätigen, nach welcher das Reden ein Handeln ist, und um wirksam zu seyn, denselben Gesetzen wie das Handeln, nämlich den sittlichen, unterworfen seyn muß. Die Reden des Demosthenes in dieser Periode sind seine Thaten, und der Redner ist durchaus nicht von dem Staatsmanne zu trennen. Was seinen Reden ihre Kraft giebt, das ist allerdings zum Theil

die ſich darin entfaltende politiſche Weisheit; aber auch dieſe, da ſie auf den Antrieb der Vaterlandsliebe erworben ward, iſt als eine ſittliche Eigenſchaft zu betrachten. Vornehmlich jedoch iſt die unwiderſtehliche Wirkung dieſer Reden der darin herrſchenden großartigen Geſinnung zuzuſchreiben, und der Sicherheit und Zuverſicht, welche nur aus dem Bewußtſeyn durchaus redlicher Abſichten geſchöpft werden kann. Hätten dieſe Vorzüge dem Demoſthenes gefehlt, ſo würden alle die gewaltigen Anſtrengungen, denen er ſich in ſeiner Jugend unterzog, ihn nicht zu einem großen Redner gemacht haben.

Es war im 33. Jahre ſeines Alters, im erſten Jahre der 107. Olympiade, 352 vor Chriſto, als Demoſthenes zum erſten Mal vor dem Volke gegen den Philippus ſprach. Aus dieſem Jahre iſt wenigſtens die erſte der auf uns gekommenen Reden dieſes Inhalts, außer welchen er viele andere, die nicht ſchriftlich aufgezeichnet wurden, gehalten haben mag. Um dieſe Zeit waren, nicht in ihm allein, ſondern in vielen Andern Beſorgniſſe durch die Unternehmungen des Philippus erregt. Noch dauerte der Olymp. 105, 4 entſtandene, ſo genannte heilige Krieg gegen die Phokeer, welche die Tempelſchätze zu Delphi geplündert hatten, und der vornehmlich von den Thebanern gegen ſie geführt ward. Die Phokeer hatten aber auch mit den Theſſaliern zu kämpfen, welche den Philippus zur Hülfe herbeiriefen. Dieſer wollte nun, von Theſſalien aus, durch den Paß der Thermopylen in Phokis

und alſo in das eigentliche Griechenland eindringen. Die Athenienſer erkannten die ihnen drohende Gefahr; ſie ſendeten ſchnell eine Flotte nach den Thermopylen, und nöthigten den Philippus, ſein Unternehmen aufzugeben. Dies hatte ſich kurz vorher zugetragen, und die Athenienſer befanden ſich in Rückſicht auf den Philipp in einem Zuſtande, der weder Krieg noch Frieden genannt werden konnte. Er erlaubte ſich gegen ſie einzelne Unternehmungen; auch ſie ſendeten gegen ihn Truppen in einzelnen dringenden Fällen; aber ein beharrlicher Krieg, nach einem feſten Entwurfe, ward von ihnen nicht geführt. Demoſthenes bringt nun darauf in ſeiner Rede, daß man einen ſolchen beſtimmten Plan zum Kriege entwerfe, und wenn auch nicht viel, was die Umſtände nicht erlauben mochten, aber doch etwas thun ſolle.

In der erſten philippiſchen Rede verlangt Demoſthenes, Athen ſolle eine Flotte ausſenden, um die Küſten des Landes, welches Philippus inne hatte, zu bewachen, und ihn an feindſeligen Unternehmungen zu hindern. Dieſen Vorſchlag, den er gründlich entwickelt, und den er mit der Angabe alles deſſen, was zur Ausführung nöthig war, begleitet, ſtellt er in die Mitte der Rede. Er beginnt und er ſchließt ſie mit den mächtigſten, aus den Ideen der Ehre und der öffentlichen Wohlfahrt entlehnten Bewegungsgründen, die zur Annahme ſeines Vorſchlags und zur Behauptung einer kriegeriſchen Stellung auffordern mußten. Wie man das Beſchämende mit dem Ermun-

ternden verſchmelzen, das Eine durch das Andere heben, und durch dieſe Verbindung unwiderſtehlich antreiben und ſtacheln könne, — davon iſt der Eingang dieſer Rede ein bewundernswürdiges Muſter.*)

— „Für das Erſte alſo, ihr Männer Athens, darf euch die gegenwärtige Lage der Dinge nicht muthlos machen, wenn ſie euch auch gar ſehr ungünſtig ſcheint; denn was darin in der vergangenen Zeit das Schlimmſte iſt, das iſt für die Zukunft das Beſte. Was iſt dies alſo? Dies iſt es, daß eure Sache darum ſo ſchlecht ſteht, weil ihr nichts von dem Erforderlichen thut; da, wenn ihr Alles, was nöthig iſt, thätet, und ſie doch ſo ſtände, nicht einmal Hoffnung zum Beſſern vorhanden wäre. Dann müßt ihr das, was ihr von Andern gehört, und euch auch ſelbſt aus eigner Erfahrung erinnert, in Erwägung ziehen, wie vor nicht langer Zeit, als die Lakedämonier ſo mächtig waren, ihr ſchön und geziemend, der Würde der Stadt in euren Handlungen nichts vergabt, ſondern für die gerechte Sache von Hellas mit ihnen den Kampf beſtandet. In welcher Abſicht ſag' ich das nun? Damit ihr inne werdet, ihr Männer Athens, und ſehet, daß euch, wenn ihr wachſam ſeyd, nichts furchtbar iſt, und wenn ihr euch ſorglos beweiſt, nichts nach Wunſche geht; wovon euch eben die damalige Stärke der Lakedämonier ein Beiſpiel

*) Fr. Jacobs Demoſthenes Staatsreden 2. Ausg. 1833. S. 89 bis 93.

ist, die ihr doch besiegtet, weil ihr die Sache mit Besonnenheit betriebt, und der jetzige Uebermuth dieses Makedoniers, der uns in Unruhe setzt, weil wir nichts von dem, was nöthig war, bedenken. Wenn nun mancher von euch, ihr Männer Athens, in Erwägung des Umfanges der jetzigen Macht des Philippus, und des Verlustes aller Plätze, die der Stadt angehörten, ihn für einen schwer zu besiegenden Feind hält, so urtheilt er recht; er bedenke aber dies, daß wir einst, ihr Männer Athens, Pydna und Potidäa und Methone und die ganze Gegend umher besaßen; daß viele Völker, die jetzt mit ihm sind, damals der Freiheit und Selbstständigkeit genossen, und weit mehr uns anzuhangen geneigt waren als ihm. Wenn nun Philippus damals eben so gedacht hätte, es sey schwer mit den Athenäern Krieg zu führen, die so viele Bollwerke seines Landes inne hätten, während er selbst ohne Verbündeten wäre: so würde er von Allem, was er vollbracht hat, nichts gethan, und nicht eine so große Macht erworben haben. Aber er, ihr Männer Athens, sah wohl ein, daß alle diese Plätze Preise des Krieges sind, und daß der Natur nach die Güter der Entfernten den Anwesenden, die Besitzungen der Sorglosen dem Rüstigen und Kühnen zufallen müssen. Mit dieser Gesinnung erfüllt, hat er sie alle überwältigt, und besitzt sie, die Einen nach dem Kriegsrecht als Sieger, die Andern als Bundesgenossen und Freunde; denn es wollen sich Alle mit dem verbinden und einen, den sie

bereit und gerüſtet ſehen, das was geſchehen muß zu thun. Wenn denn alſo, ihr Männer Athens, auch ihr jetzt ſolche Geſinnungen hegen wolltet, da es früher nicht geſchah, und jeder von euch, wo er nur kann und es ſeyn muß, mit Entfernung aller Ausflüchte und Vorwände, ſich dem Staate nützlich zu zeigen bereit iſt, der Vermögende durch Beiträge, der Rüſtige durch Kriegsdienſt; mit einem Worte, wenn ihr auf euch ſelbſt rechnen und aufhören werdet euch mit der Hoffnung zu ſchmeicheln, daß, während jeder ſelbſt nichts thut, ſein Nachbar Alles für ihn thun werde: dann werdet ihr, wenn Gott will, das Eurige wieder erhalten, das, was eure Sorgloſigkeit verſcherzt hat, wieder gewinnen und jenen beſtrafen. Denn glaubet nicht, daß die Macht, die er gegenwärtig beſitzt, ihm wie einem Gotte ewig und unvergänglich ſtehe; ſondern mancher, ihr Bürger Athens, haßt ihn, mancher fürchtet, mancher beneidet ihn, ſelbſt unter denen, die ihm am meiſten ergeben ſcheinen, und man darf glauben, daß alle Gefühle, welche andre Menſchen hegen, auch in dem Herzen derer herrſchen, die mit ihm ſind. Aber alles das hält ſich jetzt ſcheu verſteckt, da euer Zögern und eure Sorgloſigkeit keine Zuflucht geſtattet, was ihr eben jetzt ablegen müßt.

Denn ihr ſeht, ihr Männer Athens, die Lage der Dinge, wie weit es mit der Frechheit dieſes Menſchen gekommen iſt, der euch nicht einmal die Wahl läßt, ob ihr handeln oder Ruhe halten wollt, ſondern droht und,

wie man ſagt, übermüthige Reden führt, und ſelbſt nicht im Stande iſt, zufrieden mit dem Beſitze deſſen, was er erobert hat, zu ruhen, ſondern immer weiter um ſich greift, und während ihr zaudert und ſtille ſitzt, euch überall und von allen Seiten umſtellt. Wann denn alſo, ihr Männer Athens, wann werdet ihr thun, was nöthig iſt? Wenn die Nothwendigkeit eintritt? Wie ſoll man aber das nennen, was jetzt geſchieht? Ich wenigſtens glaube, daß es für freie Männer keine größere Nothwendigkeit gebe, als die Schaam über ihr Thun. Oder wollt ihr auf dem Markte umher gehn, und einander fragen: Sagt man was Neues? — Kann es wohl etwas Neueres geben, als daß ein Makedonier Athenäer bekriegt, und unter Hellenen den Herrn ſpielt? — Iſt Philippus geſtorben? — Nein, bei Gott, aber krank iſt er. — Was liegt euch daran? Denn ſollte dieſer ſterben, ſo würdet ihr euch bald einen zweiten Philippus ſchaffen, wenn ihr ferner die Sache auf dieſe Weiſe treibt. Denn auch er iſt nicht ſo ſehr durch eigne Kraft emporgewachſen, als durch eure Sorgloſigkeit. Wenn er ſtürbe, und das Glück euch zu Statten käme, welches immer beſſer für uns ſorgt, als wir ſelbſt, und auch dieſes bewirkte, ſo wißt, daß, wenn ihr in der Nähe ſeyd, und bei der allgemeinen Verwirrung einſchreitet, ihr die Sache nach Wunſch benutzen und einrichten könnt; ſo wie es aber jetzt mit euch ſteht, würdet ihr, wenn euch auch ein günſtiger Zeitpunkt Amphipolis überlieferte,

es nicht annehmen können, da ihr mit euren Rüstungen und Gedanken so weit entfernt seyd." —

Ueber die entsetzliche Kühnheit dieser letzten Stelle, über die Unumwundenheit dieser Vorwürfe muß man erstaunen; und zwar um so mehr, wenn man erwägt, daß der damals nur drei und dreißig Jahr alte Redner sich kurz zuvor wegen seines Auftretens, ehe die älteren Redner gesprochen, entschuldigt hatte. Mag es gleich einem Jeden, dem Jungen wie dem Alten, in gewissem Sinne geziemen, das zu sagen was wahr ist: so müßten doch, ich bekenne es, diese Worte unangemessen erscheinen, wenn man dächte, daß sie mit Catonischer Morosität, oder im Tone schulmeisterlicher Ueberlegenheit vorgetragen wurden. Man denke sich aber zu diesen Worten nicht einen anmaßenden, scheltenden, sondern einen kecken, lebendigen und doch dabei anständigen und gebildeten Ton, und man wird darin nur einen köstlichen Ausbruch athenienſischer Parrhesie erblicken, und jener schönen Freimüthigkeit, welche das Bewußtsein, zu den Mitgliedern einer großen Volksfamilie zu reden, einflößen mußte.

Noch mehr als im Anfange der Rede weiß Demosthenes am Ende derselben die Athenienser durch die sinnreichsten Wendungen zu stacheln, zu beschämen und anzutreiben. Er erinnert sie wohl nicht ohne seinen und versteckten Spott, wie sie sich bei den Vorbereitungen zu ihren Festen so ganz anders als bei den Rüstungen zum

Kriege zu verhalten pflegten. Dort ſey alles lange zuvor geordnet und bedacht, weshalb auch alles ſo trefflich gerathe. Hier ſey alles unbeſtimmt, nie komme es zu einem feſten Beſchluß, und deshalb gehe auch der günſtigſte Augenblick unbenutzt vorüber.*)

„Wie mag es aber kommen, ihr Männer Athens, daß die Feſte der Panathenäen und Dionyſien immer zur gehörigen Zeit gefeiert werden, die Beſorgung von beiden mag tüchtigen oder unwiſſenden Leuten zugefallen ſeyn, da ihr doch dafür ſo viel verwendet, als für keine eurer Ausſendungen, und eine ſolche Menge von Menſchen und ſo viele Vorbereitungen nöthig habt, als vielleicht für alle; eure Ausſendungen alle aber hinter der Zeit zurückbleiben, wie die nach Methone, die nach Pagaſä, und die nach Potidäa? Weil dort Alles durch ein Geſetz beſtimmt iſt, und Jeder von euch lange vorher weiß, wer der Chorag oder der Gymnaſiarch des Stammes iſt; wann und von wem und was er zu empfangen und zu leiſten hat, und nichts hierbei unerörtert und unbeſtimmt gelaſſen iſt; in dem Kriegswesen hingegen und der Rüſtung dazu iſt Alles ungeordnet, unbeſtimmt und regellos. Daher kommt es, daß wenn uns etwas zu Ohren kommt, wir Trierarchen ernennen, über die Schatzung ſtreiten, und uns nach den Geldmitteln umſehen; dann beſchließen wir, daß die Schutzverwandten der Stadt und die ſelbſt-

*) Jacobs a. a. O. S. 100. 101.

ſtändigen Freigelaſſenen zur See gehn; dann, daß ſie von uns ſelbſt abgelöſt werden ſollen; und während des Zauderns, iſt das verloren gegangen, was uns zu der Fahrt bewog. Wir verſchwenden die Zeit des Handelns mit den Zurüſtungen, und die Gunſt des Augenblicks wartet auf unſere Langſamkeit und unſere Vorwände nicht. Ja die Kräfte, die wir in der Zwiſchenzeit zu haben glaubten, zeigen ſich in der Ausführung ſelbſt ungenügend." —

Dieſem Gedanken hätte auch eine enthymematiſche Wendung, mit dem Fortſchritt vom Kleineren zum Größeren gegeben werden können, etwa folgendermaßen: „Wie iſt es möglich, daß ihr bei den Feſten anders verfahrt, als beim Kriege; bei jenen alles ſo ſorgfältig bedenkt, und bei dieſem, wo es auf die Erhaltung und die Ehre des Vaterlandes ankommt, eine ſo große Sorgloſigkeit an den Tag legt?" Aehnliche Wendungen kommen häufig bei dem Demoſthenes vor; aber hier hat er ſich derſelben nicht bedient, ohne Zweifel, weil darin eine anſtößige Herabſetzung der Feſte gelegen hätte. Der Gedanke, wie er ihn entwickelt, bleibt derſelbe an wirkſamer Kraft, und er hat nur die Spitze verloren, durch welche er nicht antreibend, ſondern empörend gewirkt hätte. Niemals, und am allerwenigſten wenn man ihm Vorwürfe macht, darf man dem Zuhörer eine Blöße geben.

Freier und ſpottender ergeht ſich Demoſthenes in einem Gleichniß, wodurch er die falſche Politik der Athe-

nienſer anſchaulich machen will, die anſtatt einen ſelbſtſtändigen Plan zu verfolgen, immer, um etwas zu beſchließen, die Angriffe des Philippus abwarteten.*)

„Ihr beſitzt, ihr Männer Athens, von Allen die größte Macht, Kriegsſchiffe, Hopliten, Reiter, Zufluß an Geld; aber von dem Allen habt ihr bis auf den heutigen Tag nichts nach Gebühr benutzt..... Wie aber Barbaren den Fauſtkampf treiben, ſo ihr den Krieg mit Philippus. Denn dort greift der Getroffene immer nach dem Schlage hin, und wenn dieſen der Gegner irgendwo anders hinrichtet, ſo nehmen ſeine Hände auch den Weg dorthin; aber ſich gegen einen Streich zu decken, und ihn dem Gegner an den Augen abzuſehen, das können und wollen ſie nicht. So auch ihr; wenn ihr hört, daß Philippus im Cherſones iſt, beſchließt ihr, Hülfe dorthin zu ſenden; wenn in Pylä, dorthin; wenn anderswo, ſo lauft ihr neben ihm her auf und ab, und dient unter ſeinem Befehl, ohne ſelbſt etwas Heilſames über den Krieg zu beſchließen, noch etwas zum voraus zu ſehen, bis ihr vernehmt, daß etwas geſchehen iſt oder geſchieht. Dies mochte vielleicht vormals ſtatt finden; jetzt aber, wo Alles auf der Spitze ſteht, iſt es nicht mehr zuläſſig.“ —

Wie anſchaulich iſt dieſes Gleichniß! Die Sache anſchaulich zu machen, iſt zwar die Beſtimmung des poe-

*) Jacobs a. a. O. S. 101. 102.

tiſchen wie des rhetoriſchen Gleichniſſes. Aber jenes wendet ſich an die Phantaſie, dieſes an das ſittliche Gefühl; und dieſe letztere Art der Anſchaulichkeit iſt hier bei dieſem Gleichniſſe ſo ſtark, daß ſie einem Schlag und einer Verwundung gleich kommt. Von dieſer Art ſind alle demoſtheniſchen Gleichniſſe.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß dieſe Rede zu einem beſtimmten Volksbeſchluß geführt habe. Aeußerlich hervortretende Wirkungen ſind nicht von jeder politiſchen Rede, und noch weniger von jeder geiſtlichen zu erwarten. Genug, wenn das ganze Leben des Redners eine Spur zurückläßt. Wenigſtens aber hatte Demoſthenes den Kampf eröffnet, und dargethan, daß er, um ihn würdig zu führen, alle erforderlichen Eigenſchaften in ſich vereinigte: Tiefes Eindringen in alle Verhältniſſe Athens und Griechenlands; Muth, um ſeinen Mitbürgern die mißfällige Wahrheit zu ſagen; Fähigkeit, einen Gegenſtand mit Kraft und zugleich mit dem Maße des ſittlich erhabenen und attiſch gebildeten Mannes zu behandeln; glühenden Haß, welchen er dem Ehrgeiz des Philipp, und eben ſo große Feindſchaft, welche er der Entartung ſeiner Mitbürger geſchworen hatte. Und ſo wird man durch dieſe Rede, wie durch würdige Propyläen zu den übrigen unſterblichen Denkmälern ſeiner politiſchen Wirkſamkeit eingeführt.

Einige Jahre darauf, Olymp. 107, 4 (349 vor

Chriſto) fühlte ſich Demoſthenes getrieben, noch ſtärker gegen den König von Makedonien aufzutreten. Dieſer nämlich, indem er ſeine Eroberungsplane verfolgte, bekriegte die Stadt Olynthus am toronäiſchen Meerbuſen, um durch den Beſitz derſelben ſich die Herrſchaft über die Küſte zu ſichern. Das bedrängte Volk ſchickte Abgeſandte nach Athen mit der Bitte um Hülfe. Die makedoniſche Partei unter den Rednern, Demades an ihrer Spitze, war gegen die Gewährung des Beiſtandes; aber Demoſthenes ergriff dieſe, bei ſeinen politiſchen Grundſätzen ihm höchſt erwünſchte Gelegenheit, um zum Kriege gegen Philipp aufzufordern. Ueber dieſe Angelegenheit, welcher der Zuſtand der Dinge in Athen und die äußern Ereigniſſe ſehr verſchiedene Wendungen geben mochten, haben wir drei von dem Demoſthenes gehaltene Reden, in denen er ſchon mit viel größerer Beſtimmtheit als in der erſten philippiſchen, ſein Ziel ins Auge faßt, und mit viel größerer Gewalt auf die Ausführung ſeiner Vorſchläge dringt.

Eben ſo findet ſich aber auch, wenn man die olynthiſchen Reden untereinander vergleicht, darin ein merkwürdiges Fortſchreiten, indem der Redner von den politiſchen Ideen der äußeren Wohlfahrt und Zweckmäßigkeit immer tiefer in die ſittlichen Ideen der Rechtſchaffenheit und der bürgerlichen Tugend hinein geführt wird. In der erſten olynthiſchen Rede ſagt er, was geſchehen müſſe; und es iſt wohl unmöglich, einen Vorſchlag zugleich mit

den Gründen dafür, kürzer, deutlicher und bestimmter darzulegen. *)

„Ich behaupte also, daß die Sache eine doppelte Hülfe nöthig macht; erstlich dadurch, daß ihr den Olynthiern ihre Städte erhaltet, und deshalb Truppen aussendet; dann dadurch, daß ihr sein Land mit einem zweiten Heere und einer Flotte beunruhigt. Wenn ihr aber eins von diesen beiden unterlaßt, so fürchte ich, daß euer Feldzug vergeblich sey. Denn wenn ihr bloß sein Land beunruhigt, so kann er dies geschehen lassen, bis er Meister von Olynthus ist, dann aber leicht zurückkehren und sein Land vertheidigen. Wollt ihr aber nur nach Olynthus Hülfe senden, so wird er, wenn er zu Hause keine Gefahr sieht, die Sache mit Beharrlichkeit fortsetzen, und mit der Zeit der Belagerten Herr werden. Folglich muß die Hülfe beträchtlich und zwiefach seyn."

Als Antriebe zur Ausführung dieser Vorschläge stellt er die Gunst der Verhältnisse dar, die nicht, wie in so vielen früheren Fällen, unbenutzt bleiben dürfe; und die Gefahr, daß Philippus, wenn man ihn nicht in seinem Lande bekriege, bald Athen selbst mit Krieg überziehen werde. Die Entwickelung dieses letzten Arguments erhält eine besondere Kraft durch die darin herrschende Figur des Dialogs, die unser Redner, weil sie eine der stärksten ist, niemals verschwendet — wie jetzt ungeübte geistliche

*) Jacobs a. a. O. S. 183 184.

Redner wohl zu thun pflegen — ſondern deren er ſich nur ſelten, dann aber ſtets mit dem größten Erfolg bedient.*)

„Auch dies, ihr Männer Athens, darf euch nicht verborgen bleiben, daß ihr jetzt die Wahl habt, ob der Krieg dort von euch, oder hier bei euch von ihm geführt werden ſoll. Wenn ſich die Olynthier halten, ſo werdet ihr dort Krieg führen, und ſein Land beunruhigen und verwüſten, während ihr hier das Eurige und Eigne furchtlos benutzen könnt; wenn aber Philippus die Stadt nimmt, wer ſoll ihn dann hindern hierher vorzudringen? Die Thebäer? Sollt' es wohl allzuhart ſeyn zu ſagen, daß dieſe ſelbſt bereitwillig mit ihm eindringen würden? — Die Phokeer? die nicht einmal ihr eignes Land zu ſchützen vermögen, wenn ihr nicht Hülfe leiſtet. Oder ſonſt einer? — Aber, Freund, er wird dies gar nicht wollen! — So wäre denn dies fürwahr das Seltſamſte von der Welt, wenn Philippus ein Vorhaben, das er jetzt, mit Gefahr für einen Thoren zu gelten, ausſpricht, dann, wenn er kann, nicht zur Ausführung brächte. Welch ein Unterſchied es aber ſey, hier oder dort den Krieg zu führen, bedarf weiter keines Wortes. Denn ſollten wir nur dreißig Tage lang außerhalb der Stadt im Felde liegen, und was ein Heer bedarf aus dem Lande nehmen müſſen, ohne daß ein Feind darinnen wäre,

*) Jacobs a. a. O. S. 186. 187.

ſo würde, denk ich, für eure Landleute der Schaden größer ſeyn, als Alles, was ihr auf den vorigen Krieg gewendet habt. Wie groß aber wird dieſer Schade erſt dann ſeyn, wenn der Krieg hierher kommt! Und dann noch der Frevel der Feinde, und die Schande, welche rechtlichen Leuten härter als der Schade dünkt!"

In der zweiten olynthiſchen Rede wird Alles auf das ſittliche Gebiet verpflanzt. Ueberall begegnet man hier dem Gedanken, Philippus ſey ein nichtswürdiger Menſch; ſeine Macht verdanke er nur ſeinen Treuloſigkeiten und Frevelthaten; das Glück eines ſolchen Menſchen könne aber nicht von Dauer ſeyn; er ſelber müſſe bald mit aller ſeiner Macht zu Grunde gehen. „Denn unmöglich, ja unmöglich iſt es," ruft der Redner,*) „Ihr Männer Athens, daß der Ungerechte, der Meineidige, der Lügner eine dauerhafte Macht beſitze; eine ſolche Macht hält für einmal und auf kurze Zeit wieder; ſie blüht, wenn es glückt, in Hoffnung auf, aber, von der Zeit belauert, fällt ſie von ſelbſt zuſammen. Denn wie bei einem Hauſe, einem Schiffe und andern ähnlichen Dingen das Unterſte auch das Stärkſte ſeyn muß, ſo ſoll auch bei Handlungen der Anfang und die Grundlage wahr und gerecht ſeyn. Dies aber iſt jetzt bei dem, was Philippus gethan hat, nicht zu finden." Demoſthenes ſchildert das unwürdige Leben des Philippus, in der

*) Jacobs a. a. O. S. 196.

Mitte von ſittenloſen Gauklern und Poſſenreißern; und fügt dann hinzu: „Dieſe Dinge, ihr Männer Athens, ſo geringfügig ſie Manchem ſcheinen mögen, ſind bei Verſtändigen deutliche Zeichen der Denkungsart und des böſen Genius, der ihn beherrſcht.“

Dieſe hier plötzlich hervortretende Anſicht der Dinge wird einen Jeden, der mit Aufmerkſamkeit lieſet, in das größte Erſtaunen verſetzen. Allerdings war es nothwendig, den Rednern, welche durch das Herausſtreichen der Macht des Philippus die Athenienſer beunruhigten, etwas für dieſe Ermunterndes entgegenzuſetzen; aber daß Demoſthenes, anſtatt den Knoten zu löſen, ihn zerhauen durfte durch die Behauptung, die Macht des Ungerechten könne nicht beſtehen, das iſt im höchſten Maße zu bewundern. Jetzt, nachdem achtzehn Jahrhunderte hindurch der chriſtliche Glaube auf die Geſinnungen der Völker gewirkt hat, möchte nicht ein Jeder reif ſeyn für dieſen Gedanken; zur Zeit von Napoleons blühender Uebermacht hätte man wohl nicht überall dafür bereitwillige Hörer gefunden; und unter einem heidniſchen Volke konnte ein Redner ſich zu einer ſolchen ſittlichen Weltanſchauung erheben; er konnte ſie, ohne Hohngelächter zu erregen, vor einer Volksverſammlung ausſprechen? Ich will durch dieſe Bemerkungen nicht ſowohl etwas zum Ruhme der Athenienſer, als zum Ruhme der Beredſamkeit erweiſen. Sie iſt ganz ſittlicher Natur; die ſittlichen Ideen ſind ihr Gebiet, und ſie iſt unantaſtbar, ſo lange ſie auf demſelben verweilt.

Das Allerverwegenſte, ſobald es nur eine ſittliche Grundlage hat, kann man einigen Tauſenden, ja einigen Hunderten verſammelter Menſchen ſagen; man kann ihnen Beiſtimmung zumuthen: man wird ſich niemals getäuſcht ſehen. Alle fühlen, daß es dem Redner vergönnt ſeyn muß, die höchſten und edelſten Triebe der menſchlichen Natur anzuſprechen, daß er ſich an keine andere wenden darf, als an dieſe. Will man einen Menſchen zu einer Niederträchtigkeit bereden, ſo ſpreche man ja mit ihm allein, und man mache mit weggewendetem Angeſicht die ſchlechte Propoſition. Wer aber vor einer Verſammlung von einigen Tauſenden erſchiene mit dem Rath, Ehre und Freiheit aufzugeben, die Ketten der Knechtſchaft geduldig zu tragen — unter welchem Volke es auch ſeyn möchte — der würde geſteinigt.

In der dritten olynthiſchen Rede iſt ein neuer Fortſchritt in der Entwickelung dieſer ſittlichen Ideen zu bemerken. Der Redner, von denſelben beherrſcht und getrieben, kann nicht umhin, ſie gegen die Athenienſer ſelbſt ausführlicher und kraftvoller als je bisher anzuwenden; und wie er den Philippus einen Nichtswürdigen genannt, und ihm für die Zukunft allen Erfolg abgeſprochen hatte, ſo läßt er nun ſein eigenes Volk das Gewicht ſeines patriotiſchen Unwillens empfinden. Bei dieſem Volke, das aus ſeiner geiſtreichen Kindheit niemals zur Mündigkeit heranwuchs, gab es damals eine unglaubliche, und bei ihm allein mögliche Einrichtung. Eine urſprünglich zu

Kriegsbedürfniſſen beſtimmte Summe von tauſend Talenten jährlich, war ſchon durch Perikles zu Zwecken des Lebensgenuſſes verwendet worden. Jeder athenienſiſche Bürger erhielt davon zwei Obolen, den einen um ſeinen Platz im Theater zu bezahlen, den andern um ihn für den durch den Beſuch des Schauſpiels verurſachten Zeitverluſt zu entſchädigen. Ja, es ward ſogar ein Geſetz gegeben, welches verbot, aus den Theatergeldern jemals wieder Kriegsgelder zu machen, und welches Jeden mit der Todesſtrafe bedrohte, der förmlich darauf antragen würde. Auf dieſes Hinderniß trifft nun Demoſthenes bei der ihm obliegenden Angabe der Mittel zu dem Krieg für Olynthus gegen Philipp; und es läßt ſich denken, mit welchem Unmuth dieſer ſchmachvolle, und die Unternehmungen hemmende Mißbrauch ſein ernſtes Gemüth erfüllen mußte. Er ſagt es deutlich, die Geſetze wegen der Schauſpielgelder müßten aufgehoben werden; und nun, indem Philipp und Olynthus für ihn zurücktreten, verweilt er nur bei der Verwaltung des Staats, und bei der dadurch herbeigeführten Entartung der Athenienſer. Mit einer Schwermuth, die viel zu ernſt und zu tief iſt, um ſich durch den geiſtreichen Spott, womit er ſeine früheren Reden würzte, Luft zu machen; die an der traurigen Wahrheit genug hat, und es verſchmäht, ihren Eindruck durch redneriſche Wendungen zu verſtärken — entwirft er eine vergleichende Schilderung der früheren und der damaligen Zeiten. Dieſe Schilderung,

in welcher die wichtigſten Kontraſte in ſichern, beſtimmten Umriſſen, ohne Ampliſikation, neben einander geſtellt ſind, ward im Alterthum bewundert; ſollte dies jetzt weniger geſchehen, ſo könnte es nur daher rühren, weil unter uns der Sinn für Wahrheit und Einfachheit ſeltener geworden iſt.*)

„Nicht aber habe ich dies Alles ſo leicht hin ausgeſprochen, um mich Einigen von euch verhaßt zu machen; denn ſo unverſtändig und wahnwitzig bin ich nicht, daß ich mir ohne Hoffnung eines Nutzens den Haß der Menſchen zuziehen ſollte; aber ich halte es für die Pflicht eines rechtſchaffenen Bürgers, das Heil des Staates dem Beifall der Zuhörer vorzuziehen. Und ſo habe ich und vielleicht auch ihr gehört, daß diejenigen, die vor unſern Vorfahren ſprachen, ſie, deren Ruhm Alle, die hier auftreten, preiſen, ohne ihnen ſonderlich nachzueifern, den Staat in dieſem Sinne und nach dieſer Weiſe verwalteten, ein Ariſtides, ein Nikias, Jener, mit dem ich gleichen Namen führe, und Perikles. Seitdem aber Sprecher aufgekommen ſind, die bei euch umherfragen: was wünſcht ihr, was ſoll ich in Vorſchlag bringen? womit kann ich euch einen Gefallen erzeigen? ſeitdem wird dem Genuſſe des Augenblicks das Wohl der Stadt zum Opfer gebracht; und der Erfolg iſt, daß bei Jenen Alles vortrefflich, eure Sache aber ſchmachvoll ſteht. Erwäget, ihr Männer Athens, was

*) Jakobs a. a. O. S. 216—219.

ſich hier zuſammenfaſſen läßt, den Zuſtand zur Zeit der Vorfahren und den zu eurer Zeit. Bei einer bekannten Sache werden wenige Worte hinreichend ſeyn; denn nicht bedarf es bei euch fremder Muſter, ſondern durch einheimiſche Beiſpiele, ihr Männer Athens, könnt ihr glücklich werden. Jene alſo, denen ihre Redner nicht nach Gefallen ſprachen, und keine ſolche Liebe bewieſen, wie dieſe euch jetzt, herrſchten fünf und vierzig Jahre hindurch ohne Widerſpruch über die Hellenen, und brachten mehr als zehntauſend Talente in die Akropolis, und der König jenes Landes gehorchte ihnen, wie es Barbaren gegen Hellenen ziemt. Sie errichteten viele ruhmvolle Tropäen in Kriegen zu Land und zu Waſſer, die ſie ſelbſt führten, und hinterließen unter allen Menſchen allein einen über den Neid erhabenen Ruhm. So erſchienen ſie in ihren Verhältniſſen zu andern Hellenen. Sehet nun auch wie ſie ſich in der Stadt ſelbſt benahmen, ſowohl im öffentlichen als im Privatleben. Als Bürger des Gemeinweſens verſahen ſie die Stadt mit Gebäuden und dem Schmuck ſo ſchöner und zahlreicher Tempel und ſolcher Weihgaben in ihnen, daß keinem ihrer Nachkommen eine Hoffnung ſie zu übertreffen blieb; als Privatleute aber waren ſie ſo mäßig und dem Charakter der Verfaſſung ſo treu, daß, wer von euch die Wohnungen eines Ariſtides, eines Miltiades und andrer damals ausgezeichneter Männer nach ihrer Beſchaffenheit kennt, wohl ſieht, daß ſie vor der Wohnung ihrer Nachbarn

keinen Vorzug hatten. Denn nicht zu eigenem Vortheil verwalteten ſie den Staat, ſondern Jeder glaubte, das Gemeinſame heben und ſtärken zu müſſen. Indem ſie alſo in der Sache der Hellenen Redlichkeit, in dem Dienſte der Götter Frömmigkeit, in den gegenſeitigen Verhältniſſen Gleichheit beobachteten, erwarben ſie ſich mit allem Rechte ein ausgezeichnetes Glück. Auf ſolche Weiſe ſtand alſo damals ihre Sache, als ſie jenen Führern folgten; und wie ſtehn ſie euch jetzt durch die guten Leute der jetzigen Zeit? Etwa auf gleiche Weiſe oder doch faſt gleich? Von anderen Dingen ſchweige ich hier, ſo viel ich auch zu ſagen hätte; aber ihr alle ſeht, welche Einſamkeit uns umgiebt, da die Macht der Lakedämonier zu Grunde gerichtet iſt; die Thebäer hinlänglich beſchäftigt ſind; und von den übrigen Staaten keiner bedeutend genug iſt, um euch den Vorrang ſtreitig zu machen; ſo daß wir alſo das Unſrige in Sicherheit beſitzen, und über die Gerechtſame der Andern entſcheiden könnten; ſtatt deſſen aber ſehen wir uns des eigenen Landes beraubt; mehr als funfzehnhundert Talente ſind zwecklos verſchwendet; die Bundesgenoſſen, die wir im Kriege erworben hatten, haben uns Jene dort verloren gehen laſſen, den gefährlichſten Feind aber haben wir ſelbſt gegen uns eingeübt. Oder es trete Jemand auf und ſage mir, wodurch anders Philippus ſtark geworden, als durch uns ſelbſt."

„Aber, Freund, wenn die äußern Zuſtände ſchlecht

ſind, ſo iſt dagegen der Zuſtand in der Stadt jetzt beſſer! — Und was kann man dafür ſagen? die Mauerzinnen, die wir übertünchen, die Straßen, die wir ausbeſſern, die Brunnen, und ſolches Geſchwätz? Schauet dagegen auf die Verwalter des Staats. Einige von ihnen ſind aus Bettlern reiche Leute geworden; Einige, die namenlos waren, ſtehen in Ehren; Andere haben ihre Wohnhäuſer prunkender als die öffentlichen Gebäude ausgeſtattet. Denn in dem Maaße, wie der Staat geſunken iſt, iſt ihr Wohlſtand gewachſen."

„Was iſt nun an dieſem Allen Schuld? und warum ſtand damals Alles ſo ſchön, und jetzt nicht mehr? Erſtlich, weil das Volk, welches den Muth hatte, ſeine Kriege ſelbſt zu führen, über die Verwalter des Staates Herr war, und alle Belohnungen in ſeiner Gewalt hatte, und jeder Andere zufrieden war, ein Ehrenzeichen, ein Amt und irgend ein Gut aus den Händen des Volkes zu erhalten; jetzt hingegen alle Vortheile in den Händen der Staatsverwalter ſind, und Alles durch dieſe gethan wird; ihr aber, das Volk ohne Nerv, der Güter und Bundesgenoſſen beraubt, in die Stellung eines Dieners, gleichſam als Zugabe des Ganzen, getreten ſeyd, zufrieden, wenn euch jene an den Theatergeldern Theil nehmen laſſen, oder euch armſelige Rinder austheilen; und, was von Allem das Schmählichſte iſt, ihr glaubt euch ihnen verpflichtet für euer eigenes Gut. Sie aber halten euch in der Stadt eingeſchloſſen, gewöhnen euch hierzu, und

machen euch für ihre Hand kirr und zahm. Nie aber kann Der große und kühne Gesinnungen hegen, welcher kleine und schlechte Dinge treibt; denn wie die Beschäftigungen der Menschen sind, so müssen auch ihre Gesinnungen seyn." —

Athen war nun freilich nicht ohne Theilnahme für die Olynthier geblieben; man hatte den Belagerten zu verschiedenen Malen Hülfe gesendet; aber diese Hülfe war nicht zureichend, oder nicht zweckmäßig angewandt, und so vermochte sie nicht den Unternehmungen des Philippus Einhalt zu thun. Olynth ward von ihm eingenommen, zerstört, und die Bürger wurden zu Sclaven gemacht. 348 vor Christo, Olymp. 108, 1. In diesem Triumph des Philippus lag ein neuer Beweis seiner Macht und also auch ein Bewegungsgrund zum angestrengtesten Widerstande; die Athenienser jedoch, die ihre Kräfte erschöpft, und sich von den übrigen Griechen verlassen sahen, gaben seinen friedlichen Anerbietungen Gehör; und auf den Antrag des Redners Philokrates beschlossen sie mit ihm wegen des Friedens zu unterhandeln.

Demosthenes hatte sich dem Friedensschlusse mit dem Philippus nicht widersetzt; er mußte wohl selber finden, daß den Athenienſern unter den damaligen Verhältnissen nichts anders übrig blieb. Er fürchtete nur, Philippus, welcher den von Athen bereits beschworenen Frieden noch nicht selbst beschworen hatte, könnte die

Zwiſchenzeit zu neuen Angriffen auf Athens Verbündete benutzen. Deshalb that er als Mitglied des Senates den Vorſchlag, die vom Volke erwählten Geſandten ſollten aufs ſchleunigſte den Philippus aufſuchen, um ihm den Eid abzunehmen. Statt dieſer Anweiſung zu folgen, verweilten die Geſandten drei Monate in Makedonien, und erwarteten dort die Rückkehr des Philippus aus Thracien, wo er indeſſen mehrere, mit den Athenienſern verbündete Plätze ſich unterworfen hatte. Die nächſte Abſicht des Philippus war nun, die Phokeer, deren ſich die Athenienſer immer angenommen hatten, zu überwältigen. Damit ſie ihnen nicht auch jetzt Hülfe leiſteten, und ihm, wie ſchon einmal früher, den Paß der Thermopylen verſchlöſſen, hielt er die Geſandten bei ſich zurück, bis er alle Anſtalten zu dieſem Kriege getroffen hatte; und die Nachricht von ſeinem Einmarſch in Phokis ward durch die Geſandten ſelbſt bei ihrer Rückkehr den Athenienſern überbracht. Da das Volk dadurch in die größte Beſtürzung gerieth, ſo trat der, von Philippus entweder beſtochene oder hintergangene Redner Aeſchines auf, um es zu beruhigen; er verſicherte, daß Philipp es nicht ſowohl auf die Phokeer, als auf die Thebäer abgeſehen habe. Bald jedoch ſchwand dieſe Täuſchung, denn Philipp warf ſich mit ſeiner ganzen Macht auf die Phokeer, beſiegte ſie und zerſtörte ihre Städte. So erwarb er ſich den Ruhm, dem heiligen Kriege ein Ende gemacht zu haben; und die Griechen,

welche das als einen Dienſt betrachteten, was ein bedeutender Schritt zu ihrer aller Unterjochung war, ertheilten ihm Sitz und Stimme in dem Rathe der Amphiktyonen. Als auch die Athenienſer um ihre Zuſtimmung zu dieſer Wahl befragt wurden, gab ihnen Demoſthenes in der Rede „vom Frieden" den Rath, um dieſes an ſich geringfügigen Umſtandes willen, nicht einen Krieg anzufangen, in welchem ſie nicht nur den Philipp, ſondern die Mehrſten der Griechen zu Feinden haben würden; und er zeigte hier wiederum jene Beſonnenheit und jene richtige Beurtheilung der Verhältniſſe, die bei ihm in einer ſo ſeltenen Verbindung ſtand mit der Kraft und der Entſchloſſenheit.

Viertes Kapitel.

Fortgeſetzter Kampf des Demoſthenes gegen Philipp von Makedonien. Die Rede über die Angelegenheiten im Cherſones, und die dritte philippiſche Rede.

Die größte politiſche Wirkſamkeit des Demoſthenes fällt in den Zeitraum von dem mit Philipp von Makedonien geſchloſſenen Frieden bis zur Schlacht bei Chäronea, wo die Freiheit Griechenlands unterging; vom ſieben und dreißigſten bis zum ſieben und vierzigſten Jahre des Redners. Hatte er ſchon früher an den Staatsgeſchäften keinen unbedeutenden Antheil genommen, ſo tritt er jetzt mit größerer Kraft und Sicherheit auf, als der vornehmſte Gegner der makedoniſchen Partei, und es gelingt ihm nicht ſelten, das Volk zum Widerſtande gegen Philipp zu begeiſtern. Dieſer hatte die Phokeer vernichtet; den Paß der Thermopylen hielt er beſetzt, um bei jeder Gelegenheit in Griechenland eindringen zu können. In Thracien erweiterte er ſeine Eroberungen, nahm Manches in Beſitz,

was den Athenienſern gehörte, verwüſtete aufs grauſamſte die von ihm eingenommenen Städte, und ſchien Byzanz mit einer Belagerung zu bedrohen. Mit Theſſalien ſchaltete er nach ſeinem Belieben, und den Städten in Euböa nahm er ihre Freiheit, und ließ ſie durch Tyrannen, die er eingeſetzt hatte, regieren. Die Kraft der Griechen ſchwächte er, indem er einige Staaten des Peloponnes für ſich zu gewinnen, und zwiſchen dieſen und den übrigen, Zwietracht zu unterhalten wußte. Das Ziel, dem er durch dieſe Schritte ſich nahte, war nicht zu verkennen; es war die Unterjochung Athens; denn ſo lange dieſe Stadt, die blühendſte und mächtigſte von allen, und das Bollwerk der Freiheit, ihm widerſtand, konnte er ſich nicht als den Herrn der übrigen betrachten. Dieſe Abſichten wurden dem Volke zu Athen enthüllt durch Demoſthenes in den Staatsreden, die er in dieſem Zeitraume hielt, von denen wir drei beſitzen, die zweite und die dritte philippiſche, und die über die Angelegenheiten im Cherſones.

Zu der Rede über die Angelegenheiten im Cherſones gaben die Klagen Gelegenheit, welche ſich gegen den Diopeithes erhoben, den die Athenienſer, an der Spitze einer Anzahl bewaffneter Coloniſten, nach jenem Lande geſendet hatten. Der Beſitz des Cherſones war ihnen im höchſten Grade wichtig, um ihre Schifffahrt nach Byzanz und nach dem Pontus zu ſichern; und die Ausſendung des Diopeithes mit ſeiner Mannſchaft hatte den Zweck,

dort die Herrſchaft Athens gegen Philipp zu behaupten, der von dem benachbarten Thracien aus leicht in dieſes Land eindringen konnte. Dieſer Abſicht gemäß hatte Diopeithes, wenn der in Thracien Krieg führende Philipp etwas gegen Athens Intereſſe unternahm, ihm offenen Widerſtand geleiſtet. Auch hatte er, bei dem häufigen Ausbleiben der Geldſendungen aus Athen, ſich manche Ungebührlichkeiten erlaubt, um die zur Erhaltung ſeines Heeres nothwendigen Mittel herbeizuſchaffen. Ueber Beides hatte Philipp bei den Athenienſern Beſchwerde geführt; die ihm ergebene Partei unterſtützte dieſe Anklagen; ſie drang auf die Zurückrufung und Beſtrafung des Feldherrn, den ſie des Friedensbruches beſchuldigte. In der Rede, welche Demoſthenes bei dieſer Gelegenheit hielt, verfolgt er mehrere Abſichten, die jedoch alle dem Hauptzwecke untergeordnet ſind, zum Krieg gegen Philipp zu bewegen. Den Feldherrn kann er zwar nicht gänzlich rechtfertigen; er entſchuldigt ihn jedoch, weil man ihn in die Nothwendigkeit verſetzt habe, ſelbſt für ſich zu ſorgen. Indem er dieſes entwickelt, zeigt er zugleich, daß nicht dieſer, ſondern daß Philipp den Frieden gebrochen habe, daß die Gegenwart eines Heeres in jenem Lande zur Abwehr des Königs nothwendig, und daß die Schmach, womit Athen von dieſem überhäuft worden, nicht länger zu ertragen ſey. Dies ſind die Gedanken, die das Innere des Redners beſtürmen; er vermag nicht einen nach dem andern zu entwickeln; in den ver-

ſchiedenſten Wendungen, bald in Rückſicht auf die Gegenwart, bald in Rückſicht auf die Zukunft, werden ſie von ihm in Verbindung miteinander ausgeſprochen, oder vielmehr hervorgedonnert. Durch dieſen den Redner beherrſchenden gewaltigen Affekt, in welchem die verſchiedenſten Vorſtellungen wie in eine Einheit verſchmelzen, während ſie zugleich mit völliger Klarheit, eine durch die andere unterſtützt, dargeſtellt werden, erhält dieſe Rede etwas im höchſten Grade Eindringliches, und einen ungemein großartigen Charakter.

Etwas ſpäter als dieſe Rede, aber noch in demſelben Jahre, das heißt im dritten der 109. Olympiade, 342 vor Chriſto, und im drei und vierzigſten des Redners, iſt die dritte philippiſche gehalten. Er zeigt hier, durch ein zuſammenhängendes Gemälde aller von Philipp begangenen Ungerechtigkeiten, derſelbe habe ſchon den Frieden mit den Athenienſern gebrochen. Dann wendet er ſich gegen die, welche ſich dem Könige verkauft hatten, und begehrt von dem Volke ihre Beſtrafung. Er belehrt ſeine Mitbürger über die großen Vortheile, die dem Philipp ſeine veränderte und ſchnellere Art Krieg zu führen gewähre. Zur Warnung häuft er die Beiſpiele von Völkern und Städten, welche dem Philipp und den von ihm erkauften Schmeichlern Gehör gegeben, und die nach dem Verderben, das über ſie gekommen, ihre Täuſchung ſchmerzlich und zu ſpät bereut hatten; und er ſchließt mit der Aufforderung zu rüſten, ganz Griechenland und auch den

Perſer-König zu den Waffen zu rufen. In dieſer Rede hat Demoſthenes, wie es mir ſcheint, jene ſtürmiſche, hinreißende, unwiderſtehliche Kraft, die ihm eigen war, auf das vollſtändigſte entfaltet. Will man eine ſeiner Reden für die trefflichſte unter allen erklären, ſo würde man nur zwiſchen dieſer und der Rede für die Krone zu wählen haben. Dieſe letztere läßt freilich alles Andere weit hinter ſich zurück; aber man kann doch nicht leugnen, daß ihr Plan künſtlicher als man wünſchen möchte, angelegt iſt, und daß der ſonſt immer von den edelſten Affekten beſeelte Redner, ſich oft zu Perſönlichkeiten, die man wegwünſchen möchte, herabläßt. Wegen ihres ſehr einfachen Baues und des gleichmäßig edlen Affektes, der ſie durchſtrömt, würde die dritte philippiſche ſelbſt vor jener den Vorzug verdienen.

Wieviel bewegte Stadien ſeines Lebens und ſeiner Beredſamkeit hatte nun ſchon der Redner durchlaufen! Welch' ein Unterſchied zwiſchen dieſer Rede und der gegen den Leptines, die er vor dreizehn Jahren hielt! Damals ahndete er noch nichts von den Stürmen, die ihn ſeitdem ergriffen, und die, verſtärkt durch ihn, ſich auf Andere verbreiteten! Ruhig und anmuthsvoll konnte er noch damals ſeine Gedanken, wie ein Polykleitos ſeine Statuen, ausbilden. Aber jetzt war er zwiſchen alle die Klippen gerathen, durch welche die Lebensbahn eines Jeden, und vornehmlich deſſen zu führen pflegt, der es unternimmt, große Angelegenheiten zu verwalten. Hier

iſt ſeine Rede ein zürnender und donnernder Strom; an die Stelle der Schönheit iſt die Erhabenheit getreten; und wenn die Anmuth ſich nicht mehr mit ſo gewaltigen Affekten verträgt, ſo erreicht die Rede doch eben durch dieſe den höchſten Grad ihrer unwiderſtehlichen Kraft.

Wie gewaltig ſind die Worte, mit denen er in der Rede über die Angelegenheiten im Cherſones die Athenienſer zum Kriege gegen Philipp antreibt, indem er ſie erinnert, daß ſie nur durch die Anſtrengungen, die ein ſolcher Krieg erfordert, die äußerſte Schmach von ſich und den andern Hellenen entfernt halten könnten.*)

„Wenn aber Mancher meint, daß dieſes großen Aufwand und viele Anſtrengungen und Arbeit fordre, ſo meint er ganz recht: wenn er aber berechnet, was der Stadt bevorſteht, wenn man dies nicht thun will, ſo, glaube ich, wird er es vortheilhaft finden, wenn wir freiwillig das Erforderliche thun. Denn wenn ihr einen der Götter zum Bürgen habt — denn ein Menſch vermöchte dieſe Bürgſchaft für eine ſolche Sache nicht zu leiſten — daß, wenn ihr Ruhe haltet und Alles Preis gebt, Philippus nicht auch endlich zu euch kommen wird; ſo wär' es zwar, beim Zeus und allen Göttern, ſchimpflich, und euer ſelbſt und der Macht des Staates und der Thaten der Vorfahren unwürdig, aus trägem Leichtſinn die Geſammtheit der andern Hellenen der Knecht-

*) Jacobs a. a. O. S. 343. 344.

ſchaft Preis zu geben, und ich ſelbſt möchte lieber geſtorben ſeyn, als dies geſagt haben; wenn aber ein Andrer es ſagt und euch überzeugt, ſo ſey es, wehret ihm nicht, gebt Alles Preis! Wenn aber Niemand dies glaubt, wenn im Gegentheil wir alle wiſſen, daß je mehr wir ihm zu nehmen geſtatten, einen deſto mächtigeren und gefährlicheren Feind wir an ihm haben werden, wohin weichen wir zurück? oder was zaudern wir? oder wann, ihr Männer Athens, werden wir unſere Pflicht thun wollen? Nun ja, wenn die Noth eintritt. — Aber was freie Männer Noth nennen, das iſt nicht nur ſchon da, ſondern längſt vorüber; was es aber für Knechte iſt, das mögen die Götter uns nie erfahren laſſen. Was iſt von Beidem der Unterſchied? Daß es für den freien Mann keine größere Noth giebt, als die Schaam über das, was geſchieht, — und ich kenne nichts, was man mit größerem Rechte ſo nennen möchte — für den Knecht aber Schläge und körperliche Mißhandlungen. Das ſey fern! ja, es darf dies nicht einmal genannt werden." —

Unter den empfindlichſten Vorwürfen entſchlüpfen ſeiner Vaterlandsliebe dann auch wieder rührende Worte der Anerkennung; wie wenn er in derſelben Rede ſagt: „Und fürwahr, nicht gleiche Gefahr bedroht die Andern und euch; denn nicht blos unterwerfen will er die Stadt, ſondern ſie gänzlich ausrotten. Denn er weiß nur allzugut, daß ihr ſeine Sclaven nicht ſeyn wollt, noch,

wenn ihr es ſeyn wolltet, es zu ſeyn verſtändet, denn ihr ſeyd zu herrſchen gewohnt."

In der dritten Rede gegen den Philipp ſcheint mir das der Höhepunkt des Ganzen zu ſeyn, wo er den Athenienſern vorhält, ſie ließen jetzt den Philippus in ſeinem widerrechtlichen Treiben gewähren, ihn, einen Fremden, einen Barbaren, während ſonſt niemals ein griechiſches Volk dem andern ſolche Geſetzwidrigkeiten nachgeſehn hätte.*)

„Daß nun alſo Philippus von einem kleinen und niedrigen Anfange ſo hoch empor gewachſen, daß die Hellenen gegen einander voll von Mißtrauen und Zwietracht ſind, und daß es weit befremdlicher war, ihn aus dem, was er war, ſo groß geworden zu ſehen, als wenn er jetzt, nachdem er ſo Vieles vorweg genommen hat, auch das Uebrige ſich unterwirft, dies und alles Aehnliche, was ich anführen könnte, will ich bei Seite laſſen. Aber ich ſehe, daß alle Menſchen, und ihr von Allen zuerſt, ihm Etwas zugeſteht, worüber in der ganzen vorigen Zeit alle helleniſchen Kriege entſtanden ſind. Was iſt nun dies? Zu thun, was er will; die Hellenen der Reihe nach zu ſchwächen und zu plündern, ihre Städte zu überfallen und zu unterjochen. Nun habt ihr doch drei und ſiebenzig Jahre an der Spitze der Hellenen geſtanden; die Lakedämonier neun und zwanzig; auch die Thebäer haben in den letztvergangenen Zeiten nach der Schlacht

*) Jacobs a. a. O. S. 371.

bei Leuktra eine gewiſſe Macht beſeſſen; nie aber, ihr Männer Athens, nie iſt euch, oder den Thebäern, oder den Lakedämoniern dies von den Hellenen zugeſtanden worden, zu thun, was ihr wolltet; daran fehlte viel; ſondern, wenn ſie meinten, daß ihr, oder vielmehr die Athenäer jener Zeit, nicht mit Billigkeit gegen dieſe oder jene verfühen, glaubten Alle, auch die, welche für ſich keine Klage zu führen hatten, ſich mit den Gekränkten zum Kriege verbinden zu müſſen; und wiederum, als die Lakedämonier die Oberhand bekommen und eure Stelle eingenommen hatten, fingen ſie nicht ſobald an, ihre Macht zu mißbrauchen, und das Beſtehende übermäßig zu erſchüttern, als ſich Alle zum Krieg erhoben, auch die, welche keine Klage zu führen hatten. Und was ſoll ich von Andern ſprechen? Habt ihr nicht ſelbſt und die Lakedämonier, ohne daß ihr im Anfange gegenſeitige Unbilden anzuführen hattet, doch, weil wir Andere ungerecht behandelt ſahen, zu den Waffen gegriffen? Und doch ſind alle Vergehungen, deren ſich die Lakedämonier in jenen dreißig Jahren und unſre Vorfahren während der ſiebenzig Jahre ſchuldig gemacht haben, gering gegen die Ungerechtigkeiten, die Philippus in nicht ganz dreizehn Jahren, während er oben ſchwimmt, an den Hellenen begangen hat, oder ſie ſind vielmehr nicht der kleinſte Theil von ihnen. Und dies iſt leicht mit wenigen Worten darzuthun. Olynthus zwar und Methone und Apollonia und zwei und dreißig thrakiſche Städte laß' ich unerwähnt,

die er mit ſolcher Grauſamkeit zerſtört hat, daß, wer ihnen naht, kaum ſagen kann, ob ſie jemals bewohnt geweſen; auch von den Phokeern, einem ſo anſehnlichen, jetzt vernichteten Volke, ſchweig' ich; aber wie iſt der Zuſtand Theſſaliens? Hat er ihnen nicht ihre Verfaſſungen (und Städte) entriſſen, und Tetrarchien eingeſetzt, um ſie nicht bloß Städte-, ſondern Völker-weis zu unterjochen? Und die Städte in Euböa, werden ſie nicht von Tyrannen beherrſcht? Städte einer Inſel, ſo nah bei Theben und Athen! Schreibt er nicht ausdrücklich in ſeinen Briefen: „Ich habe Friede mit denen, die mich hören wollen.“ Und das ſchreibt er nicht bloß, ohne es durch Thaten zu beſtätigen, ſondern geht nach dem Helleſpont, und kam vorher nach Ambrakia; Elis iſt in ſeiner Hand, eine ſo wichtige Stadt des Peloponneſes, und jüngſt trachtete er nach Megara; weder Hellas, noch das Land der Barbaren faßt die Habſucht des Menſchen. Und dieſes Alles ſehen wir Hellenen insgeſammt, und hören es, und beſchicken uns nicht einander durch Geſandten, und zürnen nicht, ſondern unſre Stadt iſt ſo gelähmt, Stadt von Stadt ſo geſchieden, daß wir bis auf den heutigen Tag nichts von dem, was Pflicht und Vortheil erheiſcht, haben thun, uns nicht an einander anſchließen, noch eine Gemeinſchaft der Hülfe und Freundſchaft haben errichten können; ſondern wir ſehn ſeiner Vergrößerung unthätig zu, und Jeder, wie es mir ſcheint, ſieht die Zeit, in der ein Andrer zu Grunde geht, für

gewonnen an, ohne an die Rettung von Hellas zu denken oder etwas dafür zu thun; da doch Jeder weiß, daß er, ſo wie der periodiſche Anfall eines Fiebers oder eines andern Uebels, auch dem nahen wird, der jetzt gar weit entfernt zu ſtehen glaubt. Und auch das fürwahr wißt ihr, daß Alles, was die Hellenen von den Lakedämoniern oder von uns erlitten, ihnen wenigſtens von ächten Söhnen von Hellas widerfuhr; und das nahm wohl Mancher eben ſo auf, als wenn der ächte Sohn eines großen Hausweſens Etwas davon nicht gut und recht verwaltet; ſo daß er in dieſer Beziehung Tadel und Vorwürfe verdient, Niemand aber ſagen darf, er habe nicht als ein Angehöriger, oder als Erbe des Vermögens ſo gehandelt. Wenn aber ein Knecht, oder ein untergeſchobener Sohn das, was ihm nicht angehört, verſchwendet oder verwüſtet, wie viel ärger, o ihr Götter, und empörender würde das Alles erſcheinen! Aber gegen Philippus, und das, was er jetzt thut, hegen ſie dieſe Geſinnung nicht; gegen ihn, der nicht nur kein Hellene iſt, und nichts mit Hellenen gemein hat, ſondern nicht einmal ein Barbar aus einem mit Ehren genannten Lande, ſondern ein nichtswürdiger Makedonier, von wo man vordem nicht einmal einen tauglichen Sclaven kaufen konnte."

Nicht minder gewaltig iſt in eben dieſer Rede der Angriff gegen die feilen, durch das Gold des Philippus beſtochenen Redner, und die Aufforderung ſie zu ſtra-

fen.*) „Daß dem alſo ſey, ſeht ihr jetzt ohne Zweifel ſelbſt, und bedürft meines Zeugniſſes nicht; daß aber in voriger Zeit das Gegentheil Statt fand, will ich darthun, nicht durch eigne Worte, ſondern durch Aufweiſung der Inſchriften eurer Vorfahren, die ſie auf Erz in der Akropolis geſchrieben und aufgeſtellt haben, nicht um ihnen ſelbſt zu nützen, denn auch ohne dieſe Inſchriften waren ſie wie es recht war geſinnt, ſondern damit ihr eine Erinnerung und Muſter hättet, wie es ſich in ſolchen Fällen zu handeln zieme. Was ſagt nun die Inſchrift? „Arthmios, heißt es, der Sohn des Pythonax, der Zelite, iſt für ehrlos und für einen Feind des Volkes der Athenäer und ihrer Bundesgenoſſen zu halten, er und ſein Geſchlecht.“ Dann wird der Grund hinzugefügt, warum dies geſchehen iſt: „weil er Gold von den Medern nach dem Peloponnes gebracht hat.“ So lautet die Inſchrift. Nun überlegt, um der Götter willen, und bedenkt bei euch ſelbſt, wie die Denkungsart der damaligen Athenäer war, die dieſes thaten, und wie ihre Würde. Sie erklärten einen Arthmios, einen Zeliten und Sclaven des Königs — denn Zeleia liegt in Aſien — weil er im Dienſte ſeines Herrn Gold nach dem Peloponnes, nicht nach Athen, gebracht, für ihren und ihrer Bundesgenoſſen Feind, ihn und ſein Geſchlecht, und machten ſie ehrlos. Dies iſt aber nicht was man im ge-

*) Jacobs a. a. O. S. 377. 378.

wöhnlichen Sinne Ehrloſigkeit nennt — denn was konnte es einem Zeliten kümmern, zu Athen von den gemeinſamen Rechten ausgeſchloſſen zu ſeyn? Aber dies war nicht die Meinung, ſondern wie in den Blutgeſetzen geſchrieben ſteht über diejenigen Fälle, wo keine Anklage wegen Mordes Statt findet, ſondern erlaubt iſt zu tödten: „und der Ehrloſe, heißt es, ſterbe!“ das heißt: wer einen von dieſen tödtet, ſey von Blutſchuld rein. Jene alſo hielten ſich verpflichtet, für das gemeinſame Wohl aller Hellenen zu ſorgen, da es ihnen außerdem gleichgültig geweſen wäre, wenn Einer dieſen oder jenen im Peloponnes erkaufte und beſtach; und ſie züchtigten und beſtraften die, welche Geſchenke nahmen, mit ſolcher Strenge, daß ſie ihren Namen öffentlich entehrten. Deshalb war denn mit Recht der Name der Hellenen dem Barbaren furchtbar, nicht der Barbar den Hellenen. Aber nicht mehr jetzt. Denn nicht mehr ſind eure Geſinnungen in dieſem und andern Dingen dieſelbigen.“ —

Dieſe und ähnliche Stellen mochte Dionyſius von Halikarnaß im Auge haben, wenn er den Eindruck, den die Reden des Demoſthenes auf ihn hervorbrächten, mit dithyrambiſcher Begeiſterung ſchildert:*) „Nehme ich eine Rede des Demoſthenes zur Hand, ſo werde ich begeiſtert, und fühle mich hierher und dorthin getrieben. Ein

*) Dionyſius von Halikarnaſſos, über die Rednergewalt des Demoſthenes, überſ. von Becker S. 61 fg.

Affekt nach dem andern bemächtigt sich der Seele; Mißtrauen, Theilnahme, Furcht, Verachtung, Haß, Mitleid, Wohlwollen, Zorn, Scheelsucht; alle Affekte insgesammt, welche das Gemüth bestürmen, erwachen in mir. Ich unterscheide mich in Nichts von den Priestern der Cybele, die korybantische und ähnliche Feste feiern, und sey es durch Dämpfe oder Töne, oder durch der Dämonen Einwirkung sich dermaßen angeregt fühlen, daß sie viele und fremdartige Gefühle äußern.... Wenn nun der so lange Zeit hindurch in diesen Schriften lebende Geist noch jetzt einen so ausgezeichneten Eindruck auf uns macht, und noch gegenwärtig bei ihrer Lesung uns in Leidenschaft versetzt, wahrlich, so müssen damals seine Reden als etwas Uebernatürliches und Furchtbares betrachtet worden seyn." — Diejenigen, die im Stande sind, etwas von dem, was Dionysius hier schildert, bei diesen Reden zu empfinden, werden suchen, sich über die Natur und die Quelle solcher Eindrücke Rechenschaft zu geben. Ich bekenne, daß ich diese Eindrücke nur für sittliche halten, und ihren Ursprung nur in der sittlichen Kraft des Redners suchen kann. Und zwar erscheint mir hier diese Kraft aufgegangen und zusammengedrängt in den Affekt des Zorns. Den Zorn überhaupt für etwas Unsittliches zu halten, ist jetzt wohl eine hinlänglich widerlegte Meinung, da nach richtiger theologischer Ansicht dem heiligen Gotte selbst Zorn zugeschrieben werden darf, und da es schwer seyn möchte zu sagen, was denn in manchen

Reden Christi, zum Beispiel in der Strafrede, die Matthäus in seinem drei und zwanzigsten Kapitel anführt, herrschend sey, wenn man es nicht Zorn nennen will. Zorn ist oft nur die äußerste Spitze der Flamme, welche die Liebe schlägt. — Wir haben in den olynthischen Reden die Entwickelung und die Steigerung der sittlichen Ideen verfolgt, welche den Redner beherrschten. Seitdem er sie gehalten, waren nun schon manche Jahre verflossen. In der Lage der Dinge hatte sich indessen nichts gebessert, sondern Alles nur verschlimmert. Durch die um sich greifende Macht des Philippus hatte die Gefahr des Untergangs und der Schande sich dem theuren Vaterlande immer näher gewälzt, und in ungeheiltem Leichtsinn weigerten sich noch immer die Athenienser, durch Ablegung der schlechtesten Gewöhnungen ihre Freiheit zu erkaufen. In gleichem Maaße wie dies Unheil, war in dem Redner das Verlangen es abzuwenden, war sein Haß gegen die äußeren und inneren Feinde seines Volkes gestiegen. Die Lebendigkeit, worin diese Affekte in den früheren Reden erscheinen, ist wie Nichts gegen die Kraft und die Intensität, worin er sie in diesen beiden letzten offenbart; und wenn das, was er hier an den Tag legt, Zorn ist — wie man es denn in der That nicht anders nennen kann — so giebt es nichts Edleres als einen solchen Zorn; er ist der höchste Aufschwung seiner staatsbürgerlichen Tugend. Es giebt freilich auch einen gemeinen, durch eigennützige Leidenschaften erregten

Zorn; niemals erſcheinen gemeine Naturen gemeiner als durch dieſen. Aber durch nichts werden edle Naturen ſo mächtig emporgetragen, nichts giebt großen Charakteren eine ſolche Größe, als eben dieſer Affekt, wenn er in ihnen aus uneigennütziger Liebe entſprungen iſt. Wo geht Demoſthenes in dieſen Reden über das dem edlen Menſchen geziemende Maaß hinaus? Während er Donnerkeile ſchleudert, ſteht er da in vollkommen ſittlicher Würde. Sie iſt ſo vorherrſchend in ihm, daß man, wenn man richtig ſprechen will, die Eigenſchaften ſeiner Rede, die fälſchlich Kunſt und Schönheit genannt werden, nur durch Namen, die von ſittlichen Eigenſchaften entlehnt ſind, durch Kraft, Kühnheit, Aufopferung bezeichnen muß. Die ſittliche Kraft wendet hier alle anderen, ebenfalls im höchſten Grade thätigen Geiſteskräfte, Scharfſinn, Ueberlegung, Beſonnenheit, in ihrem Dienſte an. Mit welcher geiſtigen Ueberlegenheit weiß er, in der Rede über die Angelegenheiten im Cherſones, die vielen Momente und Rückſichten ſeinem vornehmſten Geſichtspunkte zu unterwerfen, unter Einem Hauptgedanken unzählige Nebengedanken zuſammen zu faſſen, und indem er den erſten entwickelt, auch jedem von dieſen ſeine paſſendſte Stelle anzuweiſen! Niemals wird der Aufwallung des Gefühls die Bündigkeit und Klarheit des Beweiſes aufgeopfert; die logiſche Verbindung der Gründe, welche die politiſche Weisheit darbietet, ihre Zuſammenfügung in Eine geſchloſſene Kette, iſt wo mög-

lich hier noch genauer, noch bewundernswürdiger als in allen früheren Reden. Jeder Gedanke iſt ein einzelner Schlag für den Gegner, ein einzelner Feuerſtrahl für die empfänglichen Hörer. Aber weil Schläge auf Schläge immer in derſelben Richtung und Abſicht folgen, ſo wirkt die ganze Rede nur als ein einziger zerſchmetternder Schlag für den Gegner; weil alle dieſe Funken nur in einen einzigen Brennpunkt zuſammenſtrömen, ſo vereinigt ſich Alles in der Erweckung Eines großen Entſchluſſes: Krieg gegen Philipp. Die einzelnen Gedanken ſind dermaßen aufgegangen in dieſe Maſſe von Licht, daß es viel Mühe koſtet, ſich ihrer abgeſondert bewußt zu werden, und daß man zu dieſem Zwecke dieſe Reden unzählige Male durchleſen muß. Wie ſchön jedes Einzelne geweſen ſey, wer hat Zeit gehabt es zu bemerken, wer ſchämte ſich nicht bei ſolchen äſthetiſchen Betrachtungen zu verweilen? Es kommt hier an auf Etwas, das höher ſteht als das Fühlen, auf das Handeln. Die Rede war eine Handlung; handeln ſoll man nach dem Willen des Redners, durch jede andere Stimmung verſündigt man ſich gegen ihn. Selbſt Bewunderung, die man ihm zollt, iſt zu wenig. Er hat ſich ſelbſt vergeſſen, ſo vergißt man ihn. Man ſagt nicht: er hat trefflich geſprochen; ſondern man ſagt: er hat Recht; es muß geſchehen, was er will.

Bis jetzt war Demoſthenes durch keinen, oder doch nur durch einen ſehr geringen Erfolg für ſeine Anſtren-

gungen belohnt worden. Dennoch hatte er ſie unermüdet fortgeſetzt: ein Beiſpiel, welches verdient von dem geiſtlichen Redner, wenn dieſer keine oder nur geringe Wirkungen ſeiner Predigt wahrnimmt, nachgeahmt zu werden! Jetzt aber zeigte ſich, daß die Worte des Demoſthenes nicht in den Wind geſprochen, und daß die Athenienſer des Vertrauens, das er in ſie ſetzte, nicht unwürdig waren. Sie ſchickten unter Phokions Anführung Truppen nach Euböa; und dieſen gelang es, die von dem Philippus geſchützten Tyrannen und die makedoniſchen Beſatzungen zu vertreiben. Olymp. 109. 4; 341 vor Chriſto. Bald darauf leiſteten ſie ihm an einem anderen Orte einen eben ſo edelmüthigen als erfolgreichen Widerſtand. Er belagerte Byzanz, das ihm ſonſt verbündet und den Athenienſern feindlich geweſen war. Deſſen ungeachtet entſchloſſen ſich die Athenienſer, dieſer Stadt Hülfe zu ſenden. Phokion ſegelte mit hundert und zwanzig Schiffen durch den Hellespont, und zwang den Philipp die Belagerung von Byzanz aufzugeben. Von allen dieſen Unternehmungen gebührt dem Demoſthenes in ſo fern die Ehre, als er dazu die Anträge gemacht, und dieſe in den Volksverſammlungen durchgeſetzt hatte. Deshalb ſtand er auch in hohem Anſehen bei dem Volke, welches auf den Antrag des Ariſtonikus beſchloß, ihn mit einer goldenen Krone zu beſchenken, und daß dieſe Verleihung auf dem Theater bei den Dionyſien verkündiget werden ſollte. Dieſelbe Ehre, welche das Volk

dem Demoſthenes erwies, ward auch wiederum dem Volke von Seiten der Staaten, die es gerettet hatte, aus Dankbarkeit erwieſen. Die Einwohner des Cherſones, die ebenfalls von Philipps Herrſchaft waren befreit worden, krönten es mit einer Krone von ſechszig Talenten. Die Byzantier beſchloſſen, den Athenienſern, die, wie ſie ſich in ihrem Dekrete ausdrücken, bei ihnen „die Verfaſſung und die Geſetze und die Gräber wieder hergeſtellt hätten," in ihrem Staate ausgedehnte Rechte zu verleihen, und drei Bilder von ſechszehn Fuß Höhe aufzuſtellen, den Demos von Athen nämlich, der durch den Demos von Byzanz und den von Perinth gekrönt würde.

Fünftes Kapitel.

Die Schlacht bei Chäronea, und letzte Schickſale des Demoſthenes.

Bald ward jedoch durch die Verblendung der Griechen, durch die Unbeſonnenheit oder den Verrath des Aeſchines, jene große Kataſtrophe herbeigeführt, wo Athen ſeine Freiheit verlor, indem es jedoch, durch Demoſthenes begeiſtert, ſich der Ahnen und des alten Ruhmes würdig zeigte. Aeſchines, der ſchlimmſte Feind des Demoſthenes, ſcheint immer beſtimmt geweſen zu ſeyn, das, was dieſen am meiſten verherrlichen ſollte, herbeizuführen. Er war es, der ſpäter durch ſeine Anklage gegen den Kteſiphon, zu des Demoſthenes Rede für die Krone, dieſem größten rhetoriſchen Meiſterwerke, die Gelegenheit gab. Er war es auch, der in der Amphiktyonen-Verſammlung jene ſchwärmeriſche Bewegung hervorrief, woraus der zweite

heilige Krieg, und die ſonſt für Athen ſo unheilvollen Ereigniſſe entſtanden, bei denen aber Demoſthenes ſeine Thätigkeit als Redner und Staatsmann ſo glänzend und würdig wie noch niemals entwickelte. Im erſten Jahre der 110. Olympiade war nämlich Aeſchines als Abgeordneter der Athenienſer zur Amphiktyonen-Verſammlung nach Delphi geſendet worden. Nahe bei Delphi lag ein Strich Landes, der nach dem Ausſpruch eines alten Orakels, wegen eines von ſeinen Bewohnern verübten Frevels, wüſte bleiben ſollte, den aber die Lokrer von Amphiſſa angebaut hatten. Aeſchines ließ ſich hinreißen, an dieſen Orakelſpruch zu erinnern; und die Vernachläſſigung deſſelben als eine Gottloſigkeit zu rügen. Seine Worte bewirkten unglücklicher Weiſe unter den Amphiktyonen die allgemeinſte und heftigſte Bewegung. Sie eilten, nachdem ſie alle Einwohner von Delphi zum Beiſtande aufgeboten hatten, nach jener mit dem Fluche beladenen Ortſchaft; alle Wohnungen wurden zerſtört; der dazu gehörende Hafen verſchüttet und unbrauchbar gemacht. Während ſie aber dieſem Werke der Zerſtörung oblagen, wurden ſie von den Lokrern von Amphiſſa überfallen, und durch ihren Angriff genöthigt, ſich in eiliger Flucht nach Delphi zurückzubegeben. Dafür, daß ſie ſich an den Amphiktyonen vergangen hatten, ſollten nun die Amphiſſäer beſtraft werden. An dieſem Kriege wollte Athen keinen Antheil nehmen; dem Aeſchines, da er von dieſer Angelegenheit Bericht erſtattete, rief Demoſthenes zu: „Er

würde einen amphiktyoniſchen Krieg nach Athen ziehen!" Die griechiſchen Staaten, die ſich die Beſchwerden und Unkoſten eines Feldzuges erſparen wollten, auf welche vielleicht auch die Freunde des Philippus einwirkten, wußten keine beſſere Auskunft, als dem Könige die Führung des Krieges zu übertragen. So ward er denn von den Griechen ſelbſt aufgefordert, mit einem Heere in Griechenland einzurücken; und um ſeine Abſichten gegen Athen auszuführen, bot ſich ihm eine Gelegenheit dar, welche nicht günſtiger ſeyn konnte. Er benutzte ſie, und nachdem er in das Innere von Griechenland eingedrungen war, beſetzte er Elatea, und erklärte dadurch unzweideutig ſeine Abſicht, nach Theben, und von da weiter nach Athen vorzurücken.

Als man in Athen erfuhr, daß Elatea durch den Philipp eingenommen ſey, gerieth Alles in die größte Beſtürzung. Die Prytanen ſendeten ſogleich nach den Strategen, und bereiteten Alles zu einer Volksverſammlung auf den folgenden Tag. Früh am Morgen hatte das Volk ſchon ſeine Plätze eingenommen. Die Prytanen erſchienen, meldeten der Verſammlung die Nachricht, und ſtellten ihr den Boten vor, der ſie überbracht hatte. Nun rief der Herold: Wer will ſprechen? Er wiederholte mehrere Male dieſe Aufforderung. Alle Redner, alle Strategen waren gegenwärtig; keiner erhob ſich. Demoſthenes allein wagte an dieſem verhängnißvollen Tage dem Volke Rath zu ertheilen. Er ſagte, man ſei deßhalb

in ſo große Beſtürzung gerathen, weil man glaube, daß Theben ſich ſchon für den Philipp entſchieden habe. Dies aber ſey ein Irrthum; denn wenn es ſich alſo verhielte, ſo würde Philipp nicht in Elatea, ſondern an den Grenzen von Attika ſtehn. Allerdings habe Philipp ſeine Partei in Theben; aber es würde ihr durch eine andere treu geſinnte Partei entgegengewirkt. Die Aufgabe Athens ſey es, dieſe mit Vertrauen zu erfüllen, und ihr, wo möglich, das Uebergewicht zu verſchaffen. Deshalb müßte die Mannſchaft ſogleich nach Eleuſis ausrücken, um zu zeigen, daß man zur Vertheidigung der Thebaner bereit ſey. Zugleich müßten Geſandte an ſie abgeordnet werden, um ihnen das Bündniß Athens und deſſen Hülfe und Beiſtand gegen den Philipp anzutragen; und zwar ohne alle, für ſie läſtigen Bedingungen; denn ſolche unter den jetzigen Verhältniſſen ihnen aufzuerlegen, würde ein gänzlich unwürdiges Verfahren ſeyn.

Dieſem Antrage des Demoſthenes gemäß ward der Volksbeſchluß gefaßt; auch er gehörte zu den erwählten Geſandten; und wie er ſich ganz dem Vaterlande hingab, ſo übernahm er auch dieſen ſchweren Beruf. In Theben trafen ſie die Abgeſandten Philipps und ſeiner Verbündeten. Dieſe ſtellten den Thebanern vor, als Bundesgenoſſen Philipps könnten ſie die Schätze der Athenienſer mit ihm theilen, und an ihnen für frühere Unbilden Rache nehmen; im entgegengeſetzten Falle aber würden ſie und

ihr Land die nächſten und größten Gefahren von dem Kriege zu befürchten haben. Es war keine leichte Aufgabe für den Demoſthenes, dieſe Gründe zu entkräften, und die Thebaner gegen den Philipp und für das Bündniß mit Athen zu ſtimmen. Dieſes große Werk gelang ſeiner Beredſamkeit. Die Thebaner wieſen die Anträge des Philipp zurück, und riefen die Athenienſer zur Hülfe.

Das Heer der Athenienſer vereinigte ſich alſo mit den Thebanern. Zuerſt wurden zwei glückliche Treffen gegen Philipp geliefert. Dieſe Siege verbreiteten in Athen einen Taumel der Freude, und erwarben dem Demoſthenes, dem man mit Recht den größten Antheil daran zuſchrieb, die Auszeichnung einer zweiten Krone. Aber ein trauriger Umſchwung der Dinge erfolgte durch die für Athen und Griechenland ſo unheilvolle Schlacht bei Chäronea. Sie ward geliefert am ſiebenten des Monats Matageitnion, im dritten Jahre der 110. Olympiade, 338 vor Chriſto, im 47. Lebensjahre des Demoſthenes. Philipp trug einen vollſtändigen Sieg davon. Wie Demoſthenes ihn, ſo würdigte auch er den Demoſthenes, und erkannte in ihm ſeinen gefährlichſten Gegner. Siegestrunken und ſpottend recitirte er die Eingangsformel des Volksbeſchluſſes, auf welchen Demoſthenes, des Demoſthenes Sohn, der Päanier, angetragen, und durch welchen er den nun entſchiedenen Kampf herbeigeführt

hatte.*) Schon früher hatte er geſagt: Schiffe und Heere der Athener fürchte er nicht ſo ſehr, als die Reden des Demoſthenes.

Durch ſeinen Eifer und durch ſeine unabläſſigen Anſtrengungen hatte alſo Demoſthenes nicht einen neuen Aufſchwung ſeines Vaterlandes, ſondern einen tieferen Verfall deſſelben herbeigeführt. Denn obgleich Philipp den Athenienſern eine nicht erwartete Schonung bewies, ſo war doch von dieſer Zeit an ihre und der Griechen Unabhängigkeit und Herrſchaft verloren. Soll man den Demoſthenes deshalb beſchuldigen? Vielmehr ſoll man ihn preiſen, daß, durch ihn angefacht, die Flamme des helleniſchen Heldenmuthes vor dem Verlöſchen noch einmal ſo herrlich auflohderte. Unter allen Entſchlüſſen, welche die Athenienſer bei den damaligen Umſtänden hätten faſſen können, war derjenige, wozu er ſie begeiſterte, gewiß der ehrenvollſte, alſo auch der heilſamſte. Davon ruft er ſelbſt in der Rede über die Krone die Manen derjenigen zu Zeugen an, die bei Marathon und Salamis gekämpft hatten, und auch das ſittliche Gefühl eines Jeden, der dieſe Geſchichte lieſet, wird für ihn zeugen.

Auch die Mitbürger des Demoſthenes ließen ihn das Unglück, das ſie betroffen hatte, nicht entgelten. Die makedoniſche Partei benutzte zwar eine ſo günſtige Ge-

*) Δημοσθένης Δημοσθένους Παιανιεὺς τάδ' εἶπεν. Plutarch. Demosthenes XX. Wesseling ad Diodorum Siculum L. XVI. p. 555.

legenheit; die Anklagen häuften ſich gegen ihn, und faſt Tag für Tag mußte er vor Gericht ſtehn; aber jedes Mal wurde er freigeſprochen. Ja, ſeine Mitbürger ehrten ihn, indem ſie ihm manche wichtige Beſorgungen übertrugen, und vornehmlich, indem ſie ihn beriefen, den zu Chäronea Gefallenen die Leichenrede zu halten.

Die letzten ſechszehn Jahre im Leben des Demoſthenes, von ſeinem 47ſten bis zu ſeinem 63ſten Lebensjahre, wo er, ſo alt wie Luther, ſtarb, ſind ein trüber Zeitraum. Als Glanzpunkt leuchtet daraus der Sieg hervor, den er durch die Rede für die Krone in dem Rechtskampf mit dem Äeſchines davontrug. Die Vorſehung gewährte ihm dieſe Gelegenheit ſeine ganze Staats-Verwaltung mit allen Ideen, die ſein Leben beherrſcht hatten, darzuſtellen, und ſich vor der Mitwelt und Nachwelt zu rechtfertigen. Indem er dieſe große Aufgabe löſ'te, hat er nicht nur ſeinen eigenen Gipfelpunkt, ſondern auch überhaupt wohl die höchſte Stufe erreicht, zu welcher in der Beredſamkeit menſchliche Kräfte gelangen können. Noch in demſelben Jahre, wo die Schlacht bei Chäronea war geliefert worden, machte Kteſiphon den Antrag beim Volke, Demoſthenes ſollte, wegen des bei Führung der Gräben und Ausbeſſerung der Mauern aus eigenen Mitteln gemachten Aufwandes (er hatte drei Talente beigeſteuert) ſo wie wegen der Dienſte, die er fortwährend dem Staate geleiſtet, mit einem goldenen Kranze beſchenkt, und dieſe Verleihung ſollte auf dem Theater

bei den Dionyſien ausgerufen werden.*) Indem Kteſiphon dies öffentliche Zeichen der Anerkennung für den Demoſthenes in Vorſchlag brachte, war es ohne Zweifel ſeine Abſicht, dieſen dadurch gegen alle Klagen, die wegen ſeiner Staatsverwaltung noch erhoben werden könnten, ſicher zu ſtellen. Einen ſolchen Volksbeſchluß in Antrag zu bringen, ſtand in Athen einem jeden Bürger frei; aber wenn derſelbe angenommen ward, ſo blieb er auch dafür verantwortlich, und es konnte gegen ihn ſelbſt eine Anklage wegen Geſetzwidrigkeit ſeines Vorſchlages erhoben werden; die Ausführung des Beſchluſſes blieb dann bis zur gerichtlichen Entſcheidung ausgeſetzt. Dieſer Einſpruch wurde von Seiten des Aeſchines, noch vor den großen Dionyſien, an welchen die Verleihung des Kranzes ausgerufen werden ſollte, eingelegt. Ihn trieb ohne Zweifel, außer dem Neid und alter Feindſchaft, auch das richtige Gefühl, daß eine ſolche dem Demoſthenes erwieſene Ehre für ihn und für die makedoniſche Partei, an deren Spitze er ſtand, eine Verurtheilung und eine Niederlage ſeyn würde. Bei dem Prozeß wegen Geſetzwidrigkeit konnte die Strafe von dem Kläger geſchätzt werden. Die Schätzung des Aeſchines gegen den Kteſiphon belief ſich auf funfzig Talente, das iſt ſoviel als 75000 Thaler, eine in jener Zeit kaum zu erſchwingende Summe.

*) Dieſer Kranz war ein in Gold nachgeahmter Oelzweig, einige hundert Drachmen werth.

Ward ſie nicht entrichtet, ſo blieb der Verurtheilte Schuldner des öffentlichen Schatzes, und war, als ſolcher, ſeiner Bürgerrechte beraubt. Verlor der Kläger den Prozeß, und hatte er nicht wenigſtens den fünften Theil der Stimmen, ſo mußte er tauſend Drachmen zahlen, und es wurden ihm auch ſeine Bürgerrechte, wenigſtens theilweiſe, entzogen.

Bis zur öffentlichen Verhandlung des Prozeſſes, welchen Aeſchines gegen den Kteſiphon angeſtellt hatte, verfloſſen nicht weniger als acht Jahre. Man kennt nicht die Urſachen dieſes Aufſchubs; aber man möchte glauben, daß ſie in den damaligen großen Ereigniſſen lagen, die ihre Wirkungen ſo weit umher verbreiteten, und welche wohl die Augen der Griechen von ihren eigenen Rechtshändeln abwenden konnten. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Chäronea ward Philipp durch den Pauſanias ermordet. Sein Sohn Alexander, welchen Demoſthenes, dieſer große Kenner der Menſchen und der Verhältniſſe, dennoch ſo durchaus unrichtig beurtheilt hatte, verfolgte mit raſtloſem Eifer die Pläne ſeines Vaters. Den Verſuch die griechiſche Freiheit zu retten, büßte Theben durch ſeine gänzliche Zerſtörung. Auch Athen ſollte geſtraft werden; Alexander verlangte die Auslieferung der zehn vornehmſten Redner, unter denen, wie es ſich denken läßt, auch Demoſthenes ſich befand. Doch der Redner Demades, der zur makedoniſchen Partei in Athen gehörte, wußte den Zorn des Siegers zu beſchwichtigen. Alexander

geht nach Aſien. Im dritten Jahre der 111. Olympiade, 334 vor Chriſto, ſiegt er am Granikus, im folgenden Jahre bei Iſſus. Im zweiten Jahre der 112. Olympiade, 331 vor Chriſto, gewinnt er die Schlacht bei Arbela. In dem nun folgenden Jahre kam der Rechtsſtreit des Aeſchines gegen den Kteſiphon zur Entſcheidung. Da Demoſthenes das eigentliche Ziel der Anklage des Aeſchines war, ſo lag es in der Natur der Sache, daß er zu ſeiner eigenen und des Kteſiphon Vertheidigung auftrat. Er befand ſich damals in ſeinem 55. Lebensjahre. Die Rede über die Krone, durch welche er den Sieg davon trug, iſt alſo, wie die ſchönſte, ſo auch eine ſpäte Frucht ſeiner Beredſamkeit. Aeſchines, der nicht den fünften Theil der Stimmen erhalten hatte, und der durch dieſe Niederlage ſeine politiſchen Grundſätze verdammt ſah, hielt es für gerathen, Athen zu verlaſſen, und ſich nach Rhodus zu begeben. Da er hier, als Lehrer der Beredſamkeit, ſeine Rede gegen den Kteſiphon und auch die des Demoſthenes für die Krone mit ſeinen Schülern geleſen hatte, und die Hörer in das Lob des letzteren ausbrachen, rief er: Was würdet ihr erſt ſagen, wenn ihr ihn ſelber gehört hättet! Daraus ſcheint hervorzugehen, daß während Demoſthenes mit ſeiner vernichtenden Kraft auf ihn eindrang, eine ſo vollendete Beredſamkeit, ob ſie ihm gleich Verderben brachte, in ihm ſelber Wohlgefallen und Bewunderung erweckte. Und man wird ihn ſchon deshalb für einen mehr als

gewöhnlichen Menſchen halten müſſen; denn es iſt nichts Geringes, über die Virtuoſität eines Nebenbuhlers ſich zu erfreuen, auch wenn man durch ſie zermalmt wird.

Durch die Gunſt der Vorſehung beſitzen wir die Gegenreden des Aeſchines und des Demoſthenes. Die vergleichende Betrachtung derſelben, welche die wichtigſten Aufſchlüſſe über das Weſen der Beredſamkeit geben kann, verſpare ich bis zum folgenden Abſchnitt. Jetzt ſind noch die letzten Schickſale des Demoſthenes zu berichten.

Fünf Jahre, nachdem Demoſthenes den Sieg über den Aeſchines davon getragen hatte, im ſechszigſten Jahre ſeines Alters, traf ihn ein ſchweres Geſchick; er mußte Athen verlaſſen und in die Verbannung gehen. Ein gewiſſer Harpalus war nämlich mit ungeheuren, ihm von Alexander anvertrauten Schätzen, aus Babylon entflohen, und hatte Aufnahme in Athen geſucht. Demoſthenes widerrieth ſie; man beſchuldigte ihn aber, er ſey ſpäterhin von dem Harpalus durch zwanzig Talente beſtochen worden. Die Unſchuld des Demoſthenes ward erſt mehrere Jahre darauf erwieſen; der Schatzmeiſter des Harpalus nämlich zeigte dem makedoniſchen Befehlshaber zu Rhodus alle diejenigen an, die Harpalus in Athen beſtochen hatte, und der Name des Demoſthenes fehlte in dieſem ſchmachvollen Verzeichniſſe. Damals aber verurtheilte ihn das Volk zu einer Strafe von funfzig Talenten, die er nicht entrichten konnte; er kam ins Gefängniß, aus

dem er aber entfloh, und er hielt sich nun an verschiedenen Orten, vornämlich in Aegina, auf.

Seine Verbannung dauerte zwei Jahre. Das Todesjahr Alexanders, Olymp. 114, 2; 323 vor Christo, war das Jahr seiner Heimkehr. Durch einen Volksbeschluß ward er zurückgerufen. Eine Trireme segelte nach Aegina, um ihn aufzunehmen, und unter allgemeinem Jubel landete er im Piräeus.

Der Tod Alexanders war den Griechen, die noch einmal hofften ihre Freiheit wieder zu gewinnen, das Signal zu einem allgemeinen Aufstand gegen die makedonische Herrschaft. Aber Antipater schlug sie, zwang Athen eine makedonische Besatzung aufzunehmen, und ließ nicht einmal die Verfassung unangetastet. Bei seiner Annäherung hatte Demosthenes mit den ihm gleich gesinnten Rednern die Flucht ergriffen. Archias, den Antipater gegen ihn abgesendet hatte, traf ihn auf der Insel Kalauria im Tempel Neptuns. Unter dem Vorwande an die Seinigen zu schreiben, sog er aus dem Schreiberohre ein darin verwahrtes Gift, das seinem Leben schnell ein Ende machte.

Die politischen Verhältnisse Athens zur Zeit des Demosthenes haben einige Aehnlichkeit mit denen, worin sich Deutschland im Anfange dieses Jahrhunderts befand. Was Philipp und Alexander in Rücksicht auf Griechenland waren, das war Napoleon in Beziehung auf Deutschland. Selbst der Zug Alexanders nach Asien,

könnte mit Napoleons ruſſiſchem Feldzuge verglichen werden. Das Gefühl dieſer Aehnlichkeit führte damals auch Manche zum Studium der Werke des Demoſthenes, aus denen dieſelbe Vaterlandsliebe, derſelbe Haß gegen Unterdrückung ſie anwehte, von denen ſie ſich ſelber beſeelt fühlten. Wir preiſen diejenigen, welche die Gefahren, die damals die Unabhängigkeit Deutſchlands bedrohten, ſchon von fern ahndeten; diejenigen, welche durch Aufopferung und Thatkraft, unter dem Beiſtande Gottes, das Werk der Befreiung vollbringen halfen. So verdient denn auch Demoſthenes unſere Bewunderung, der daſſelbe Werk in Beziehung auf Griechenland beharrlich angeſtrebt, wenn auch nicht vollbracht hat.

Mit der Anſicht, die ich in dieſer Schilderung aufgeſtellt habe — nach welcher aus der Charaktergröße des Demoſthenes auch die Großartigkeit ſeiner Beredſamkeit entſpringt — ſteht es in ſeltſamem Widerſpruch, daß gerade ſein Charakter ſchon unter ſeinen Zeitgenoſſen der Gegenſtand ſo vieler Verunglimpfungen geweſen iſt. Das Entſtehen derſelben läßt ſich jedoch aus der allgemeinen Erfahrung erklären, daß politiſche Parteien gegen einander mit Schmähungen ſehr freigebig zu ſeyn pflegen. Demoſthenes war das Haupt einer Partei, die oft das Uebergewicht gehabt hatte, und die, ſelbſt als ſie beſiegt war, noch durch ihre Grundſätze und durch ihr Streben Achtung gebot. Es iſt nicht zu verwundern, daß die Gegenpartei ihn haßte, und daß ſie, von einem

ſicheren Takte geleitet, ſich gerade der Waffe gegen ihn bediente, wodurch ſie am meiſten ihm ſchaden konnte — der Verläumdung. Denn da die Kraft des Redners eine ſittliche iſt, ſo kann man erwarten, ihm einen großen Theil derſelben zu entziehen, wenn es gelingt, ſeinen Charakter verdächtig zu machen. Gegen eine der ſchwerſten Anklagen, daß er durch Harpalus erkauft worden ſey, hat ihn ſchon ein alter Schriftſteller*) gerechtfertigt. Auch ſeine Flucht in der Schlacht bei Chäronea wird ihm zu einem ſchweren Vergehen gemacht. Aber man muß bedenken, daß die Schlacht verloren ging, und daß außer ihm noch manche andre ehrenwerthe Männer eine ähnliche Rettung geſucht haben mögen. Daß ihm kriegeriſche Tüchtigkeit fehlte, kann zugegeben werden; dagegen beſaß er die des Redners; und es wird oft nicht weniger Muth erfordert um die Rednerbühne zu beſteigen, als um in die Schlacht zu gehen. Uebrigens ſind wir weit entfernt, ihm eine fleckenloſe Reinheit zuzuſchreiben, die ja nirgend gefunden wird, und die unter den verderblichen Einflüſſen, die das Heidenthum auch auf die edelſten Naturen ausübte, um ſo viel weniger zu erreichen war. Daß er zuweilen ſehr bitter und herbe ſeyn konnte, läßt ſich nicht leugnen; und ſein freiwilliger Tod ſoll hier nicht gerechtfertigt werden. Deſſen ungeachtet wird jeder unparteiiſche Beobachter, für die ſittliche

*) Pausanias L. II. C. 23.

Größe seines Charakters, die jetzt auch, wie es scheint, immer allgemeiner anerkannt wird, in seinen Schriften ein vollgültiges, unwiderlegliches Zeugniß finden, und aus dem Studium derselben wird Verehrung für ihn als unauslöschlicher Eindruck zurückbleiben.

Sechstes Kapitel.

Kampf des Demoſthenes mit dem Aeſchines. Rede des Aeſchines gegen den Kteſiphon, und des Demoſthenes für die Krone.

Bei der Betrachtung dieſer Reden, über deren Veranlaſſung und Zweck ſchon im vorigen Abſchnitt das Nöthige mitgetheilt worden iſt, wird es vornehmlich darauf ankommen zu ergründen, worauf der Vorzug eigentlich beruhe, welcher der demoſtheniſchen Rede vor der ſeines Gegners überall zuerkannt wird; und ſollte es ſich zeigen, daß die oratoriſche Ueberlegenheit des Demoſthenes in ſeiner ſittlichen Ueberlegenheit ihren Grund hat, ſo würde dadurch die Behauptung von dem ſittlichen Charakter der Beredſamkeit eine wichtige Beſtätigung erhalten.

Dem Aeſchines lag es ob zu zeigen, daß der Antrag des Kteſiphon, den Demoſthenes zu krönen, geſetzwidrig ſey; und dies konnte durch äußere und innere Gründe bewieſen werden; die äußeren mußten den Widerſpruch betreffen, worin dieſer Antrag mit anderen

Geſetzen und Verordnungen ſtände; die inneren konnten nur darin liegen, daß Demoſthenes durch ſein Leben und durch ſeine Staatsverwaltung einer ſolchen Ehre unwürdig ſey. Mit welchen von dieſen Gründen, den äußeren oder inneren, ſollte nun der Anfang gemacht, und in welches Verhältniß der Wichtigkeit ſollten ſie zu einander geſtellt werden? Dieſe, für den Plan der Rede und für den Erfolg des Unternehmens ſo entſcheidenden Fragen, mußten ſich dem Aeſchines darbieten, und unmöglich können einem Manne von ſolcher Einſicht die Vortheile entgangen ſeyn, welche das Voranſtellen der inneren Gründe gewährt hätte, wie er denn auch in der That in ſeiner Klageſchrift mit denſelben den Anfang macht. Frei und unumwunden hätte er dann ſogleich bekannt, nur gegen den Demoſthenes ſey der Angriff gerichtet; nur darum ſey es ihm zu thun, dieſen Staatsmann, der durch unweiſes oder gar treuloſes Verhalten an dem Mißgeſchicke des Vaterlandes Schuld ſey, der verdienten Schande Preis zu geben. Hätte er dieſe Beſchuldigung erhärtet, ſo war der Kampf zu ſeinem Vortheile entſchieden; und die äußeren Gründe, der Widerſpruch des kteſiphontiſchen Antrags gegen andere beſtehende Geſetze, konnten als Zugabe in bündiger Kürze, an einem paſſenden Orte hinzugefügt werden. Durch dieſe Stellung der Beweiſe erhielt die Rede gleich von Anfang jenen lebendigen, kräftigen Schwung, der ſo nothwendig iſt, die Gemüther fortzureißen; ſie mußte ihn

aber einbüßen, und von Anfang an aller Kraft verluſtig gehen, ſobald dies Verhältniß aufgehoben, und das Unwichtige dem Wichtigen gleich geſtellt ward. Und doch hat Aeſchines den beſſeren Plan, den er in der Klageſchrift anzukündigen ſchien, in der Rede ſelbſt nicht befolgt. Hier macht er mit den äußeren juridiſchen Gründen der Geſetzwidrigkeit den Anfang; er ſcheint ſie den inneren in Rückſicht der Wichtigkeit faſt gleichzuſtellen; treibt lange ein Spiegelgefecht mit dem Kteſiphon, ehe er zu dem eigentlichen Angriff gegen den Demoſthenes ſich entſchließt. Wie iſt es zu erklären, daß er dieſem Plane, deſſen große Mängel ſich ſchon ſeinem äſthetiſchen Gefühle verrathen mußten, vor dem andern den Vorzug geben konnte? Nur dadurch, ſcheint es mir, weil die inneren Gründe ihm nicht zureichend ſchienen; weil er ſelbſt nicht von allen den Schlechtigkeiten überzeugt war, welche die Leidenſchaft ihn trieb dem Demoſthenes Schuld zu geben; weil er verzweifelte den Richtern das vollkommen glaublich zu machen, was er ſelbſt nicht glaubte. Bei dem Gefühl der Mißlichkeit ſeines Unternehmens ſchienen die juridiſchen Gründe ihm noch immer die größere Sicherheit zu gewähren; deshalb entwickelt er dieſe zuerſt, ohne zu bedenken, daß von da aus ſich über die andern eine tödtliche Kälte verbreiten mußte. An dem Befolgen dieſes thörichten Planes, an allen Fehlern, die daraus hervorgingen, und die ſeine Niederlage unvermeidlich machten, war alſo nichts Schuld — um es mit

einem Worte zu ſagen — als ſein böſes Gewiſſen, und das Mißtrauen in ſeine eigne Sache, womit es ihn ſchlug. Man kann es für ausgemacht halten: ſchon das Entwerfen des Planes zu einer Rede iſt eine That; und es kann nur durch eine ungehinderte Wirkſamkeit der ſittlichen Kräfte gelingen. Gilt dies vom politiſchen Redner, wie viel mehr vom geiſtlichen! Lebt dieſer nur in den äußeren Dingen, und nicht in der Tiefe religiöſer Anſchauungen, ſo wird er auch nie ſeinen Gegenſtand bei der Wurzel ergreifen, aus welcher eine Fülle von Gedanken ſich natürlich und folgerichtig entwickelt. Der Plan aber iſt eigentlich die Predigt; und wer Einſicht in dieſe Dinge beſitzt, der weiß, ſobald er die Eintheilung vernahm, was von der Predigt zu erwarten, und was vom Redner zu halten ſey.

Und wie nun ein Fehler den andern nach ſich zieht, ſo wählt Aeſchines nicht nur ſelbſt dieſe Stellung der Beweiſe, ſondern er fordert auch, daß Demoſthenes in ſeiner Vertheidigung dieſelbe Ordnung befolge. „So verlangt nun auch — ſagt er gegen das Ende ſeiner Rede zu den Richtern — daß Demoſthenes ſich vertheidige; zuerſt wegen des Geſetzes über die Rechnungspflichtigen, zweitens, wegen derjenigen, über die Ausrufungen, drittens — was ich für das Größte halte — daß er der Belohnung unwürdig ſey.“ Thöricht war dieſe Forderung, wenn ſie nicht mit der völligen Gewißheit ihrer Erfüllung geſchah; und daß er dieſe nicht haben

konnte, geht ſchon daraus hervor, daß ſie nicht erfüllt worden iſt, und daß Demoſthenes im Eingange ſeiner Vertheidigung ſie zurückweiſen durfte, indem er von den Richtern verlangt: „Jedem der Streitenden diejenige Anordnung und Vertheidigungsart zu geſtatten, die er für gut gefunden und gewählt hat.“ Sollte ihm etwas zur Vorſchrift dienen, ſo mußte dies überhaupt mehr die Klageſchrift als die Rede des Klägers ſeyn. Dem ſittlichen Gefühle des Demoſthenes, als derſelbe die letztere hörte, konnte es nicht entgehen, welchen Fehler ſein Gegner begangen hatte, und daß er einen noch größeren begehen würde, wenn er ſich in die Falle locken und zu einer gleichen Anordnung verleiten ließe. Er fühlte auf das Entſchiedenſte, zuerſt müſſe ſein Charakter und ſeine Staatsverwaltung gerettet werden; alles Andere ſey kinderleicht, ſobald ihm dieſes gelungen. Er macht es alſo zur Hauptſache; und nur erſt nachdem er ſchon hierin ſeines Sieges gewiß iſt, gedenkt er der juriſtiſchen Deduktion ſeines Gegners und behandelt ſie mit dem gebührenden Spotte. „Was nun dieſer hier, ſagt er, das Oberſte und Unterſte durch einander rührend, über den Widerſpruch mit den Geſetzen geſagt hat, davon werdet ihr, wie ich glaube, zuverläſſig Vieles nicht begriffen haben; auch ich konnte Vieles davon nicht verſtehn; ich will aber einfach und auf geradem Wege das was einfach iſt, erörtern.“ Wo im verſchloſſenen Zimmer, vor einer geringen Anzahl von Richtern, die um den grünen

Tiſch ſitzen, durch Einen aus ihrer Mitte ein Vortrag über einen Rechtsfall gehalten wird, da mögen juriſtiſche Klaubereien an ihrer Stelle und oft entſcheidend ſeyn. Aber in einer öffentlichen Sitzung, vor Männern, die aus der Mitte des Volks gewählt, und die von einer Maſſe Volks umgeben ſind, da gilt nur die ewige Idee des Rechts, und das geſchriebene Geſetz nur in ſo fern, als es jener gemäß iſt. Giebt es hier einen Widerſpruch, ſo muß man zuweilen erſtaunen, was der Redner für ein leichtes Spiel mit den geſchriebenen Geſetzen hat. Vor den Aſſiſen in Rhein-Preußen hatte ein Verklagter ſelbſt eingeſtanden, ein gewiſſes Dokument verfälſcht zu haben. Sein Advokat, ein trefflicher junger Mann, und nicht unbekannt mit den Kräften, wodurch die Seelen gelenkt werden, zeigte den Geſchworenen das ungeheure Mißverhältniß zwiſchen dem im gegenwärtigen Falle geringen Vergehen und der ſehr ſchweren Strafe, welche das Geſetz dafür beſtimmte. Die Geſchworenen, um den Angeklagten einer Strafe zu entziehen, deren Ungerechtigkeit ſie fühlten, erklärten nach einer kurzen Berathung, daß derſelbe des Vergehens der Fälſchung, das er ſo eben eingeſtanden hatte, ganz und gar unſchuldig ſey.

Aus dem angegebenen Grunde, aus einem ſchlechten Gewiſſen, werden ſich nun die Mängel in der Rede des Aeſchines erklären laſſen, die ſonſt bei einem Athenienſer, bei einem Nebenbuhler des Demoſthenes ganz unbegreiflich ſeyn würden. Sein Exordium, worin er den Nutzen

der Klagen wegen Geſetzwidrigkeiten bei der damaligen Auflöſung der Verfaſſung zeigen will, paßt für einen jeden ſolchen Fall, und alſo für keinen, und iſt durchaus nicht geeignet das lebhafte Intereſſe, welches dem gegenwärtigen gebührte, zu erwecken. „Ihr ſeht, o Athener — ſo beginnt die Rede — welche Rüſtungen gemacht ſind, welche Schaaren zuſammentraten, welche Bitten Viele auf dem Markt anwandten, damit weder Maaß noch Sitte in der Stadt beobachtet werde.“ Geziemt es dem, welcher einen Redekampf auf Leben und Tod beginnt, ſeinen erſten Hauch zum Ausſprechen ſolcher nichtsſagenden Worte zu verwenden? Wie anders verſteht es Demoſthenes, wenn er anklagt, ſeine ganze Gemüthsſtimmung in der erſten Periode, die er ſpricht, auszudrücken! „Die Zügelloſigkeit, ihr Richter, und die Frechheit, womit Midias immer gegen Alle verfährt, iſt — wie ich glaube — Keinem von euch, noch von den andern Bürgern, unbekannt;“ ſo beginnt er ſeine Rede gegen den Midias; und in der gegen Leptines bildet die erſte Periode das ganze, aber auch vollkommen ausreichende Exordium: „Vornehmlich weil ich die Aufhebung des Geſetzes der Stadt für heilſam halte, dann aber auch aus Theilnahme für den Sohn des Chabrias, habe ich verſprochen, denen die auf die Abſchaffung antragen, nach Kräften beizuſtehn.“

Es ſind übrigens zwei Geſetze, welche Aeſchines gegen den Kteſiphon anführt. Das eine verbot Rechnungspflichtige zu bekränzen; und dies wendet er auch auf den

Demoſthenes an, der zur Wiederherſtellung der Mauern zehn Talente empfangen, und noch nicht Rechnung abgelegt hatte. Das andere befahl, der Ausruf ſolle in der Senats-Verſammlung geſchehn, wenn der Senat; in der Volks-Verſammlung, wenn das Volk Jemanden bekränze. Demnach, behauptet Aeſchines, ſey der Antrag des Kteſiphon geſetzwidrig, nach welchem die Bekränzung des Demoſthenes auf dem Theater, bei der Darſtellung der neuen Tragödien ausgerufen werden ſollte. Aber auch mit der bloß juriſtiſchen Kraft dieſer Gründe ſtand es ſchwach. Denn gegen den erſten führt Demoſthenes an, er habe ja aus eigenen Mitteln drei Talente zum Bau der Mauern zugeſchoſſen: wie könne man ihn denn für das, was er geſchenkt habe, zur Rechenſchaft ziehen? Und was die Kundmachung im Theater betrifft, ſo konnte Demoſthenes, um ſie zu rechtfertigen, ſich nicht nur auf frühere Beiſpiele, ſondern ſogar auf ausdrückliche Geſetze berufen.

Endlich kommt Aeſchines zur Hauptſache, zum Angriff auf den Charakter und die Wirkſamkeit des Demoſthenes. Um bequemer darzuthun, wie falſch und lügenhaft Alles ſey, was in Kteſiphons Antrag von dem Verdienſte ſeines Gegners gerühmt worden, theilt er das ſtaatsbürgerliche Leben deſſelben in vier Perioden, von denen die erſte ſich bis zu dem mit Philippus geſchloſſenen Frieden erſtreckt. Hier iſt es ſein vornehmſter Klagepunkt, daß Demoſthenes, gemeinſchaftlich mit dem Phi-

lokrates, und wie dieſer dem Philippus verkauft, den Frieden mit demſelben zu Stande gebracht hätte. Dies leugnet Demoſthenes in ſeiner Vertheidigung; und was half nun eine unerwieſene Behauptung, von welcher mit eben ſo großer Entſchiedenheit das Gegentheil behauptet werden konnte? Am Ende dieſes Abſchnittes macht er noch einen ſeltſamen Verſuch die Geſinnungen des Demoſthenes zu verdächtigen. Nach früheren ungeziemenden Freundſchafts-Erweiſungen gegen die Geſandten des Philippus, ſagt er, habe derſelbe über den Tod des Königs eine eben ſo ungeziemende Freude geäußert. „Sieben Tage nach dem Tode ſeiner Tochter, ruft er*), ehe er ſie betrauert und ihr die letzte Ehre erzeigt, opferte er gegen alle Geſetze, bekränzt und im weißen Kleide auftretend; und der Elende hatte doch die verloren, welche allein und zuerſt ihn Vater genannt hatte. Ich ſpotte aber nicht ſeines Unglücks, ſondern ich erforſche ſeine Sitten: denn der Feind ſeines Kindes, der ſchlechte Vater, wie kann er wohl je ein trefflicher Volksführer ſeyn? Wer den geliebteſten, den nächſten Verwandten nicht anhängt, wird euch, die ihr ihm Fremde ſeyd, nicht hoch halten; wer im Privatleben verwerflich iſt, wird nimmer Oeffentliches trefflich verwalten; wer ſich daheim unredlich zeigt, kann in Makedonien bei der Geſandſchaft auf keine Weiſe

*) Die Reden des Aeſchines und Demoſthenes über die Krone ꝛc. überſetzt von Fr. v. Raumer. Berlin 1811. S. 32.

ſchön und gut erſcheinen: denn er hat nicht die Geſinnung, ſondern nur die Wohnung verwechſelt.“ Man traut ſeinen Ohren kaum, wenn man dieſe Worte hört, und man glaubt ſich aus der antiken Welt in den Anfang des jetzigen Jahrhunderts verſetzt, wo beliebte Bühnendichter die Anſicht verbreiteten, daß die Blüthe der Sittlichkeit einzig und allein in den Gefühlen häuslicher Zärtlichkeit zu ſuchen ſey. Man ſieht aus dieſem Beiſpiele des Aeſchines — was ſich durch das Beiſpiel vieler geiſtlichen Redner beſtätigt — wie gern derjenige, welcher einmal auf einer falſchen rhetoriſchen Bahn begriffen iſt, zur Erregung weichlicher Rührungen ſeine Zuflucht nimmt. Dem gezierten Inhalte entſpricht hier bei dem Aeſchines auch die gezierte Form der Periode, die ſich in tautologiſchen Gegenſätzen fortbewegt, und mit der lächerlichen Paronomaſe von τρόπον und τόπον ſchließt.

Bei der Unterſuchung des zweiten Abſchnittes im Leben des Demoſthenes, von dem Schluſſe des Friedens mit dem Philipp bis zum Bruche dieſes Friedens, mußten dem Aeſchines ganz vorzüglich die unüberwindlichen Hinderniſſe ſeines Unternehmens fühlbar werden. Hier war es ſeine ſchmachvolle Aufgabe, die ruhmwürdige Thätigkeit zu läſtern, durch welche Demoſthenes dem Volke einen nie geahndeten Aufſchwung gegeben, Euböa befreit, Perinthus, Byzanz und den Cherſones gerettet hatte. Was in einer ſolchen Lage einzig zu thun übrig blieb, das verſucht er, theils die großen Thaten ſeines

Gegners zu verſpotten, theils die Gedanken ſeiner Zuhörer davon abzulenken. In dem Ablenken iſt er nicht beſonders glücklich. Er ſucht die Beſtechlichkeit des Demoſthenes in ſeinen Verhältniſſen mit Euböa nachzuweiſen; aber die Erörterung iſt weitſchweifig und unwirkſam. Um der Verſpottung eine große Kraft geben zu können, war er vielleicht ſelber nicht tief genug geſunken; ſie iſt ziemlich ſchwach ausgefallen.*)

„Dieſer iſt es, o Athener, welcher zuerſt Serrion und Doriskos, Ergiske und Murgiske, Ganos und Ganis auffand (Orte, deren Namen wir vorher nicht gehört hatten), und es dahin brachte, alle Verhältniſſe umzuſtürzen; ſo daß, wenn Philippus keine Geſandte ſchickte, jener behauptete, er verachte die Stadt; ſchickte er welche, ſo waren es Kundſchafter, nicht Geſandte; wollte er einer billigen und unparteiiſchen Stadt die Entſcheidung der Forderungen übertragen, ſo war kein billiger Schiedsrichter zwiſchen uns und Philippus vorhanden; gab er Haloneſus heraus, ſo verbot jener, die Inſel anzunehmen, wenn er ſie gäbe, und nicht zurückgäbe, nur über Sylben ſtreitend. Als er endlich die mit Charidemos in Theſſalien und Magneſia gegen die Bedingungen des Friedens Einfallenden bekränzte, brach er den Frieden und bereitete uns Unglück und Krieg. — Ja; aber mit ehernen und demantenen Mauern umgab er, nach ſeinen

*) Fr. v. Raumer a. a. O. S. 34.

Worten, unſer Land, durch das Bündniß mit den Euböern und Thebanern. Dennoch, o Athener, hat er euch dreifach hier aufs höchſte geſchadet, und am wenigſten habt ihr es gemerkt."

In die dritte, von dem Aeſchines angenommene Periode fällt die Entſtehung des amphiktyoniſchen Krieges gegen die Lokrer von Amphiſſa, in welchem Philipp zum Feldherrn gewählt ward; die Beſetzung von Elatea durch den König von Makedonien; das auf des Demoſthenes Antrieb geſchloſſene Bündniß zwiſchen Athen und Theben, und die unglückliche Schlacht bei Chäronea. Hier boten ſich dem Aeſchines große Vortheile dar. Daß Demoſthenes ſo wenig Sympathie für den Zorn der Amphiktyonen gegen die gottloſen Lokrer gezeigt hatte, ließ ſich ihm als Impietät gegen die Götter auslegen; und den unheilvollen Ausgang der Maaßregeln, zu welchen er das Volk getrieben hatte, konnte ſelbſt ein rechtſchaffener Gegner als einen Beweis, wenn nicht von Treuloſigkeit, doch von politiſcher Untüchtigkeit darſtellen. Daß Demoſthenes ihm nicht nur alle dieſe Vortheile entwinden, ſondern daß er gerade bei der Vertheidigung gegen dieſe Anklagen, ſich in dem volleſten Glanze ſeiner patriotiſchen Größe zeigen würde: das konnte Aeſchines freilich nicht ahnden. Man merkt es ihm an, wie ihm der Muth wächſt, und wie er ſich freut, nun endlich die ſchönſten und dankbarſten Stellen ſeiner Rede vortragen zu können. Und doch hat er ſelbſt hier die vorhandenen großen Vor-

theile ſeines Stoffes nicht gehörig auszubeuten gewußt. Nur ein einziges Mal, in einer ganz kurzen Stelle, womit er dieſen Theil ſeiner Rede ſchließt, gelingt es ihm mit demoſtheniſcher Sicherheit den rechten Fleck zu treffen.*) „Schämt ihr euch aber nicht, o Athener! da ihr wegen der Schiffer, die nach Salamis überfahren, das Geſetz gegeben habt, daß demjenigen, welcher, obgleich unvorſätzlich, das Schiff auf der Fahrt umſtürzt, nicht mehr frei ſtehen ſolle, ſein Gewerbe zu treiben, weil Niemand mit dem Leben der Hellenen leichtſinnig verfahren dürfe; ihr aber doch demjenigen, welcher Hellas und eure Stadt gänzlich umgeſtürzt hat, wiederum die Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraut?“ Im Uebrigen iſt er niemals bei der Sache, ſondern ſtets außerhalb derſelben; er wird nicht von ihr fortgetrieben, ſondern er läuft neben her; er haſcht nach glänzenden Entwickelungen, aber entlehnt ſie nicht aus dem Gegenſtande, ſondern aus Nebendingen. Dieſer Fehler, den er mit vielen Rednern — oder ſoll ich ſagen mit allen, den Demoſthenes ausgenommen — gemein hat, er iſt nichts anders als Eitelkeit und Trägheit; Eitelkeit, der es weniger darum zu thun iſt, das Ziel des Strebens zu erreichen, als auf dem Wege dahin zu glänzen; Trägheit, die ſich ſcheut, ſo lange in die Tiefen des Gegenſtandes einzudringen, bis ſich darin das Glänzende findet, und die

*) Fr. v. Raumer a. a. O. S. 62.

es lieber von außen her zuſammenrafft. Mit welcher unnöthigen Länge, mit welchem ſelbſtgefälligen Hervorheben ſeiner Perſon verweilt er bei jenem Auftritt in Delphi, welcher den Krieg gegen die Lokrer herbeiführte! Wie ganz anders erzählt Demoſthenes in ſeiner Rede, was ſich in Athen zutrug, als die Nachricht von der Einnahme Elatea's durch Philipp dort angekommen war! Man kann beide Stücke als Beiſpiele eines ſchlechten und eines guten Geſchmacks in rhetoriſchen Erzählungen neben einander ſtellen. Ueber dem Glänzenden wird, wie ſich denken läßt, das Rührende nicht vergeſſen. Wie die Söhne der im Kriege Gefallenen, nachdem das Volk ſie bis zur Großjährigkeit erzogen, auf dem Theater durch den Herold dargeſtellt werden; die Zerſtörung Thebens, und dabei der Jammer der Greiſe, Weiber und Kinder: dieſe Schilderungen werden, ohne ängſtliche Sorge um Zuſammenhang, der Rede eingewebt. Auch auf die großen Dinge, welche gerade damals in Aſien vorgingen, ob ſie gleich keineswegs zur Sache gehörten, wird ein Blick geworfen; und Alexanders unerhörte Erfolge werden als ein Lohn für die Befreiung des delphiſchen Heiligthums dargeſtellt. Man glaubt den Preis Napoleons und ſeiner Siege aus dem Munde eines franzöſiſchen Präfekten zu hören.*)

„Aber iſt nicht das Unerwartetſte, das Unglaublichſte

*) Fr. v. Raumer a. a. O. S. 52.

zu unſerer Zeit geſchehen? Wahrlich wir leben nicht ein gewöhnliches Menſchenleben, ſondern gereichen zum Erſtaunen der Geſchlechter, die nach uns kommen werden. — Der König der Perſer, welcher den Athos durchgrub, über den Hellespont eine Brücke ſchlug, von den Hellenen Erde und Waſſer verlangte, und in ſeinen Briefen zu ſchreiben wagte, daß er Herr aller Menſchen ſey, vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne; er kämpft jetzt nicht mehr, um Herr Anderer zu ſeyn, ſondern ſchon für die Rettung ſeines eigenen Leibes. Und ſehen wir nicht diejenigen dieſes Ruhmes theilhaftig, und der Anführung gegen die Perſer gewürdigt, welche den Tempel in Delphi befreiten?"

Ich übergehe das, was Aeſchines über die vierte Periode, nämlich die damalige Zeit, vorträgt; die ziemlich lange Peroratio, in welcher noch Manches, wofür ſich bisher kein paſſender Ort fand, gehäuft wird; und bemerke nur, daß der eigentliche Schluß der Rede ein höchſt glänzendes Stück genannt werden kann. Es enthält eine Prosopopöe, wo Solon, Ariſtides, Themiſtokles auf der Rednerbühne erſcheinen, und die Beſtrafung des Demoſthenes fordern.*)

„Wenn er dann aber am Ende ſeiner Rede die Theilnehmer der Beſtechungen als Gehülfen herzu ruft, ſo glaubt auf der Bühne, wo ich jetzt redend ſtehe, die

*) Fr. v. Raumer a. a. O. S. 99.

Wohlthäter des Staats zu ſehen, welche der Unverſchämtheit dieſer Menſchen entgegen treten. Solon nämlich (welcher durch die ſchönſten Geſetze die Demokratie ordnete, den Philoſophen, den trefflichen Geſetzgeber) euch mit der ihm gewohnten Mäßigung bittend, auf keine Weiſe die Reden des Demoſthenes höher zu achten, als die Eide und die Geſetze: Ariſtides (welcher den Tribut der Hellenen feſtſetzte, und deſſen Töchter nach ſeinem Tode das Volk ausſteuerte) zürnend, daß die Gerechtigkeit mit Füßen getreten werde, und fragend, ob ihr euch nicht ſchämt, daß eure Vorfahren Arthmios den Zeleiten, welcher Gold von den Medern nach Hellas brachte, in die Stadt kam, und ein Gaſtfreund des atheniſchen Volkes war, dennoch aus der Stadt und dem ganzen Gebiete des Staats verwieſen, ja faſt tödteten; ihr aber den Demoſthenes, welcher nicht Gold von den Medern nach Hellas hinbrachte, ſondern ſich damit beſtechen ließ, und es ſelbſt noch jetzt beſitzt, mit einem goldenen Kranze bekränzen wollt: Themiſtokles dann, und die bei Marathon, und die bei Platäa Gefallenen: — ja glaubt es, ſelbſt die Gräber eurer Vorfahren müſſen tief aufſeufzen, wenn der, welcher einſtimmig mit den Barbaren gegen die Hellenen wirkte, bekränzt wird. — Ich aber nun, o Erde, o Helios, o Tugend und Gewiſſen, und Zucht, wodurch wir Gutes vom Böſen unterſcheiden, ich ſtritt für euer Wohl, und wenn ich tüchtig und dem Frevel angemeſſen anklagte, dann ſprach ich, wie ich wünſchte; wenn

aber ſchwächer, dann ſo, wie ich vermochte. Ihr aber, gebt nun, ſowohl nach den Reden, die geſprochen ſind, als nach dem, was noch übergangen worden, eure Stimmme für das, was gerecht und was heilſam iſt für den Staat."

Daß man in der Peroratio die Kraft alles bisher Vorgetragenen durch eine neue Wendung zu verſtärken, und ſo einen letzten entſcheidenden Eindruck hervorzubringen ſucht, iſt an ſich nicht zu tadeln. Zuweilen iſt es aber auch nichts Anderes, als das Gefühl von der Unzulänglichkeit und Schwäche der ganzen bisherigen Rede, welches ſo ängſtlich nach einem glänzenden Schluſſe ſtreben läßt. Hat man das Bewußtſein, mit Kraft und Nachdruck das Rechte und Paſſende bereits geſagt zu haben, dann kann man, wie Demoſthenes gewöhnlich thut, die Rede ruhig ausgehn laſſen.

Entſprangen die Fehler des Aeſchines in ſeiner Rede gegen den Kteſiphon aus einer unlautern ſittlichen Geſinnung: ſo ſind die Vorzüge der demoſtheniſchen Rede für die Krone in ihrem tiefſten Grunde nur ſittliche Vorzüge. Bei einer durch innere Vorwürfe verurſachten Befangenheit und Unruhe wäre ihm eine ſolche Vertheidigung, wie dieſe, durchaus unmöglich geweſen; ſie iſt nur denkbar bei einem Manne, den das Bewußtſein erfüllt, immer das Beſte gewollt, und eine lange Reihe von Jahren hindurch mit entſchiedenſter Aufopferung dem Vaterlande gedient zu haben. Schon ſeinen Plan, bei welchem er die Fehler ſeines Gegners vermeidet, und ſich zu den hinreißendſten

Entwickelungen den Weg bahnt, hätte er, ohne das vollſte Vertrauen zu ſeiner Sache, niemals ſo entwerfen können. Nur wenn ihn dieſes beſeelte, konnte er mit Uebergehung der Nebendinge, immer ſo bei der Hauptſache bleiben, die Prüfung ſeines Lebens voranſtellen, und von dem Ausfall derſelben die ganze Entſcheidung abhängig machen. Wir werden uns zuerſt mit dieſem Plane beſchäftigen, und ſodann einige der ausgezeichnetſten Stellen hervorheben, um länger bei ihrer Betrachtung zu verweilen.

Nach dem Exordium, in dem erſten Theil ſeiner Rede, weiſet er die Beſchuldigung zurück, daß er den Philokrates, der vornehmlich den Frieden mit Philipp betrieb, dabei ſollte unterſtützt haben. Aeſchines, ſagt er, ſchon damals mit dem Könige einverſtanden, habe, nach der Rückkehr von der abſichtlich verlängerten Geſandtſchaft, das Volk über Philipps Abſichten getäuſcht, und den Untergang der Phokeer verſchuldet. Schon jetzt alſo verwandelt er die Vertheidigung in einen Angriff. Mit unbeſchreiblicher Kühnheit fordert er ſeine Zuhörer auf zu erklären, ob ſie den Aeſchines für einen Gaſtfreund oder für einen Miethling Philipps und Alexanders hielten. „Für einen Miethling“ ſcheinen mehrere Stimmen gerufen zu haben.

Der zweite Theil in der Rede des Demoſthenes bezieht ſich auf die zweite von dem Aeſchines angenommene Periode, von dem Schluß des Friedens bis zur Erneuerung des Krieges gegen Philipp. Mit immer

ſteigender Begeiſterung entwickelt hier Demoſthenes die Grundſätze, die er als Staatsmann befolgte; er zeigt, ſie allein und keine andere wären der Stellung Athens, und des von den Vorfahren ererbten Geiſtes und Ruhmes würdig geweſen. Er erinnert, daß ſie auch in der Ausführung durch die Befreiung von Euböa, durch die Rettung von Byzanz, von Perinthus, vom Cherſones, alſo durch neuen Ruhm, welcher der Stadt zu Theil geworden, ſich bewährt hätten; und wie er ſelbſt ſchon damals durch einen goldenen Kranz belohnt worden ſey.

Hier ſollte man nun erwarten, daß Demoſthenes ſogleich zu demjenigen, was bei Aeſchines in die dritte Periode fällt, nämlich zur Schlacht bei Chäronea, und zu den Ereigniſſen, welche ſie herbeiführten, übergehen, und ſich gegen die Beſchuldigung rechtfertigen würde, durch die Maaßregeln des Widerſtandes, die er damals mit ſo vielem Eifer betrieb, das Unglück des Vaterlandes verſchuldet zu haben. Eine ſolche Anordnung ſchien auch von dem Geſetze der Stetigkeit gefordert zu werden, das in der Beredſamkeit ſo wichtig iſt, und das Demoſthenes immer ſo treu befolgt, nach welchem jeder Sprung, jede Lücke vermieden, und der Hörer ſtets durch die leichteſten Uebergänge von einem Gegenſtande zum andern geführt werden muß. Hier findet ſich nun unleugbar ein ſolcher Sprung, und der Rede wäre es vortheilhaft geweſen, hätte er vermieden werden können; aber er

konnte es nicht. Es drängte die Anklage wegen der formalen Geſetzwidrigkeit des kteſiphontiſchen Antrags; dieſer Punkt mußte doch einmal berührt werden, und hier fand ſich dazu in der ganzen Rede die paſſendſte Stelle. Früher durfte ihn Demoſthenes nicht erörtern; zuerſt mußte er ſeinen Charakter und ſeine Staatsverwaltung rechtfertigen; dies war jetzt großen Theiles ſchon ſiegreich vollbracht. Jetzt durfte er nicht länger zögern, auch ein Wort über die Geſetze zu ſagen, welche ſeine Krönung zu verbieten ſchienen; in dem ſpäteren Theile ſeiner Rede, der ſich nun zu ſeiner Vertheidigung wegen der Kataſtrophe bei Chäronea wenden mußte, war für ſo untergeordnete Dinge noch ſchwerer eine paſſende Stelle zu finden. Demoſthenes entſchließt ſich alſo hier den Faden ſeiner vornehmſten Entwickelung zu verlaſſen; aber es iſt zu bewundern, wie geſchickt er von dieſer Abſchweifung zu ſeinem eigentlichen Gegenſtande zurück zu lenken weiß. An den von dem Aeſchines vorgebrachten Chikanen — ſagt er — erkenne man in demſelben den gemeinen und nichtswürdigen Menſchen; dies ſey er ſchon geweſen durch die Erziehung, die er von ſeinen gemeinen und nichtswürdigen Eltern empfangen, und es ſey nur zu verwundern, wie ein Menſch dieſer Art, trotz ſeiner Unbedeutendheit, ein ſo furchtbares Uebel, wie den amphiktyoniſchen Krieg gegen die Lokrer, habe erregen können. So hat er den Faden wieder angeknüpft, und iſt in die Mitte ſeines Gegenſtandes zurückgekehrt.

Dieſen Theil der Rede, welcher die Erörterung über die Geſetze, und die erſten Ausfälle gegen den Aeſchines enthält, würde ich den dritten nennen. Er ſteht ſehr zurück gegen den vorhergehenden und den folgenden; denn der Redner erlaubt ſich hier Perſönlichkeiten gegen ſeinen Gegner, die unſer ſittliches Gefühl beleidigen, und er ſinkt von ſeiner oratoriſchen Höhe, weil er von ſeiner moraliſchen Würde herabſinkt.

Mit welcher Kraft erhebt er ſich aber in dem folgenden Theile ſeiner Rede! Dieſer Theil, den ich den vierten nennen würde, bezieht ſich auf die politiſche Kriſis, die mit der Schlacht bei Chäronea einen ſo unglücklichen Ausgang nahm. Philipp hatte Elatea beſetzt, und hatte dadurch ſeine feindſeligen Abſichten gegen Athen enthüllt. Demoſthenes hatte die Athenienſer zum Widerſtande entflammt, hatte ein Bündniß zwiſchen ihnen und den Thebanern zu Stande gebracht; aber durch die Niederlage, die ſie erlitten, war ihre und aller Hellenen Freiheit zu Grunde gegangen. Wie ſchwer, ſo ſcheint es, mußte hier es dem Demoſthenes fallen, ſeine politiſchen Grundſätze und ſeine Staatsverwaltung zu rechtfertigen, da der verderbliche Ausgang das lauteſte Zeugniß gegen ihn ablegte! Aber der Redner kann ſich auf Etwas berufen, das höher ſteht, und das eine größere Kraft beſitzt als die Ereigniſſe; dies iſt die ewige Wahrheit, und die Idee der Tugend und der Ehre. Dieſe Ideen hatten das Leben des Demoſthenes beherrſcht; deshalb konnte er ſie

jetzt wirksam anwenden; und es gelang ihm durch sie, nicht nur sich zu rechtfertigen, sondern sich, seinem Ankläger gegenüber, in dem Glanze des herrlichsten Triumphes darzustellen. Das wozu ich rieth, sagt er, war unter jenen Umständen das Beste. Weiß Jemand etwas Besseres, so sage er es, auch jetzt noch; denn ich gestehe, es hätte mir nicht entgehen dürfen; aber Keiner wird etwas angeben können. Für den Erfolg bin ich nicht verantwortlich, denn dieser steht überhaupt nicht bei dem Menschen, sondern bei Gott. Weder ich, noch Einer unter euch, konnte dies Mißgeschick voraussehen. Ja, wäre es uns Allen im Voraus bekannt gewesen, so hätten wir doch keinen andern Entschluß, als den des Widerstandes fassen dürfen, wenn wir der Ehre und des Ruhms eingedenk waren. Dies war eure Gesinnung, Athenienser! Ich habe euch nur vermocht, derselben gemäß zu handeln. Verurtheilt ihr mich, so würdet ihr euch selbst verurtheilen, und das als einen Irrthum verdammen, was der schönsten Thaten eurer Vorfahren würdig ist. — Ich habe mich begnügt, hier nur den Gedanken-Inhalt dieses Theils kurz anzugeben. Er ist der erhabenste und vollendetste der ganzen Rede. Ich werde späterhin noch einmal darauf zurückkommen, und dies Urtheil näher zu begründen suchen.

In dem letzten Theile der Rede widerlegt Demosthenes noch zwei Behauptungen seines Gegners. Dieser hatte ihm vorgeworfen, daß ein finsteres Mißgeschick,

eine Ungunſt der Götter ihn verfolgten, und ſich auch über alle Angelegenheiten, woran er Theil nähme, verbreiteten. Er hatte Demoſthenes mit den Staatsmännern der früheren Zeiten verglichen, und ihn tief unter dieſelben herabgeſetzt. Die erſte Behauptung führt den Demoſthenes zu einer Vergleichung, die er zwiſchen ſich und dem Aeſchines anſtellt, in Beziehung auf das Glück, das einen jeden von ihnen begleitet habe; und er zeigt, um wie vieles ſein Schickſal beſſer, als das ſeines Gegners geweſen ſey. Was die Vergleichung mit den frühern Rednern betrifft, ſo verlangt Demoſthenes, daß man ihn nicht dieſen, ſondern denen der damaligen Zeit gegenüber ſtelle, und daß man ſeine Dienſte nicht deshalb unbelohnt laſſe, weil Andere Größeres geleiſtet hätten. In dieſem Theile der Rede begegnet man beſonders häufig manchen ſchon früher vorgekommenen Gedanken; ſie erſcheinen zwar in immer neuen Wendungen; aber deſſen ungeachtet wird man nicht umhin können, dieſe Wiederholungen etwas beſchwerlich zu finden. Dieſer Theil der Rede bildet zugleich die Peroratio. Der Schluß erfolgt ziemlich unerwartet durch ein kurzes Gebet an die Götter, um die Beſſerung der ſchlechten Bürger und um die Wohlfahrt des Volks.

Durch die Vergleichung dieſes Plans mit dem, welchen Aeſchines befolgt, ließe ſich der Unterſchied zwiſchen der bloß logiſchen und der oratoriſchen Ordnung der Gedanken ins Licht ſetzen. Der Plan des Aeſchines empfiehlt

ſich durch eine gewiſſe überſichtliche Klarheit; aber was ein logiſcher Vorzug iſt, das iſt in oratoriſcher Hinſicht ein Fehler. In den Plan des Demoſthenes kann man ſich nicht mit derſelben Leichtigkeit finden. Von ſeiner Staats-Verwaltung kommt er auf die Geſetze in Betreff der Krönungen; von dieſen kehrt er zu ſeiner Staats-Verwaltung und zu den Ereigniſſen zurück. Ueber den Aeſchines hat er ſich nicht erſchöpft durch die Schilderung ſeines Lebens und Charakters, die ſich in dem von mir ſogenannten dritten Theile der Rede findet; er hat ſich das Ausführliche darüber für den letzten Theil vorbehalten. So bekommt der Gedankengang etwas Verwirrendes, das nur bei einer längeren und genauen Betrachtung ſchwindet. Dagegen wird man bekennen müſſen, das in dem großen Gewebe dieſer Rede einem jeden Gedanken die für ihn paſſendſte Stelle angewieſen iſt; daß ein Jeder da ſteht, wo er ſich am leichteſten und vollſtändigſten entwickeln läßt; wo er am meiſten von dem Vorhergehenden getragen wird; wo er am kräftigſten den Schwung des Folgenden befördert. Die unerwarteten Uebergänge von einem Gegenſtande zum andern hatten auch den Nutzen, die Aufmerkſamkeit der Hörer ſtets in Spannung zu erhalten, die bei einer ſo langen Rede, wie dieſe, leicht hätte ermüden können.

Es bleibt mir jetzt noch übrig, einige Stellen aus dieſer Rede zur näheren Betrachtung hervorzuheben. Ich wähle das Exordium und diejenigen Theile, die ich den

zweiten und vierten genannt habe. Dieſe Stellen ſind in der ganzen Rede das Vollendetſte, das Erhabenſte und — wenn man ſich ſo ausdrücken will — das Schönſte; ſie ſind es, welche jeden Widerſtand überwältigen, welche die Richter und Hörer unwiderſtehlich fortreißen mußten; ſie ſind es, auf welche vornehmlich die Bewunderung ſich bezieht, welche dieſer Rede von der Nachwelt immer gezollt worden iſt. Wird nun nach dem Grunde dieſer Bewunderung gefragt, ſo darf ich wohl ohne Furcht vor Widerſpruch, die Behauptung aufſtellen, daß dieſe Bewunderung nicht äſthetiſcher, ſondern moraliſcher Art iſt; daß man deshalb dieſe Stellen für die vollendetſten hält, weil der Redner darin ſich mit der größten ſittlichen Würde und Angemeſſenheit bewegt; weil es ihm darin gelungen iſt, die erhabenen ethiſchen Ideen, die ihn beherrſchten, mit der größten Kraft und Begeiſterung auszuſprechen.

Was das Exordium betrifft, ſo frage man ſich, was dem Demoſthenes, ſeinem Ankläger und ſeinen Richtern gegenüber, geziemte? Gewiß nicht Verzagtheit, aber auch nicht Uebermuth. Drückend mußte die Nothwendigkeit auf ihm liegen, ſein Leben, ſeinen Charakter, ſeine Staatsverwaltung vertheidigen zu müſſen; aber es geziemte ihm auch, ſeiner guten Sache, der Gerechtigkeit ſeiner Richter und dem Beiſtande der Götter zu vertrauen.*)

*) Ich kann daher dem Urtheil des Quintilian nicht beiſtimmen, der dies Exordium timidum et submissum nennt. XI, 3. 97.

Nun höre man den Demoſthenes; er beginnt: „Für das Erſte, ihr Männer Athens, flehe ich alle Götter und Göttinnen an, daß ſo viel Wohlwollen, als ich jederzeit der Stadt und euch allen bewieſen, mir in gleichem Maaße von euch für den gegenwärtigen Handel zu Theil werde; dann, daß die Götter euch das in den Sinn geben, was euch und eurem Gewiſſen und Anſehn am meiſten ziemt: nicht von dem Gegner Rath zu nehmen, wie ihr mich anhören ſollt.“ — Er verhehlt ſich nicht, wie viel für ihn auf dem Spiele ſteht, und wie viel Hinderniſſe er zu überwinden hat:*) „In Vielem ſteh' ich nun bei dieſem Handel im Nachtheil gegen Aeſchines, vornehmlich aber in zweien, höchſt wichtigen Stücken; das Eine, daß ich nicht um Gleiches ſtreite; denn nicht gleich iſt es jetzt für mich, wenn ich euer Wohlwollen einbüße, und für ihn, wenn ſeine Klage nicht durchdringt; ſondern für mich — doch ich will nichts Anſtößiges im Beginne der Rede ſagen; er aber klagt mich aus Muthwillen an: das Zweite, da alle Menſchen von Natur Schmähungen und Anklagen mit Luſt hören, wenn aber Einer ſich ſelbſt lobt, Unluſt fühlen: ſo iſt das, was Luſt bringt, ſein Antheil; das aber, was faſt Allen läſtig fällt, bleibt mir zurück. Wenn ich nun, um dies zu vermeiden das, was ich gethan habe, nicht er-

*) Jacobs a. a. O. S. 459.
**) Jacobs a. a. O. ibid.

wähne, ſo wird es ſcheinen, daß ich die Anklagen nicht entkräften, und das, weshalb ich geehrt zu werden verlange, nicht erweiſen könne; wenn ich mich aber auf das, was ich gethan und im Staate gewirkt habe, einlaſſe, ſo werde ich gezwungen ſeyn, oft von mir ſelbſt zu ſprechen. Nun werde ich dies zwar mit der größten Mäßigung zu thun ſuchen; von dem aber, wozu die Sache ſelbſt nöthigt, wird der die Schuld tragen müſſen, der einen ſolchen Handel veranlaßt hat." — In dem tiefen Gefühl von der Wichtigkeit deſſen, was ihm obliegt, und was er zu erwarten hat, endigt er ſein Exordium, wie er es angefangen hatte, mit einem Gebet:*) „Indem ich nun im Begriff bin über mein ganzes Privatleben, wie es ſcheint, heute Rechenſchaft abzulegen, und über das, was ich für den geſammten Staat gewirkt habe, will ich, wie beim Beginn, hinwiederum zu den Göttern flehen, und ſie in eurer Gegenwart bitten, erſtlich, daß, ſo viel Wohlwollen, als ich jederzeit der Stadt und euch allen bewieſen, mir in gleichem Maaße von euch für den gegenwärtigen Kampf zu Theil werde; dann, daß die Götter euch allen das, was dem Ruhme der Geſammtheit, und dem Gewiſſen eines Jeden frommen wird, bei dem obwaltenden Handel zu erkennen verleihen mögen."

In dem von mir ſo genannten zweiten Theile ſeiner

*) Jacobs a. a. O. S. 461.

Rede ſtellt Demoſthenes die Grundſätze dar, welche ihn in dem Verhältniſſe Athens zu Philipp geleitet hätten. Niemals iſt wohl von einem Staatsmanne ein erhabneres Bekenntniß abgelegt, und mit größerer Kraft und Begeiſterung gegen die Anklagen der Scheelſucht vertheidigt worden.*) „Doch ich kehre dorthin zurück. Was, o Aeſchines, geziemte der Stadt zu thun, als ſie ſah, daß Philippus ſich Herrſchaft und Tyrannei über die Hellenen bereitete? oder was mußte der Rathgeber, was mußte ich ſagen oder vorſchlagen in Athen — denn auch dies giebt ein ſehr wichtiges Moment — da ich wußte, daß zu jeder Zeit, bis auf den Tag, wo ich ſelbſt die Rednerbühne beſtieg, das Vaterland ſtets um den Preis der Ehre und des Ruhmes gekämpft, und aus Ehrbegier und für das Allen gemeinſame Wohl mehr Gut und Blut aufgeopfert hatte, als jedes der andern helleniſchen Völker für ſich ſelbſt; und da ich ſah, daß dem Philippus ſelbſt, gegen den wir kämpften, um der Macht und Herrſchaft Willen, das Aug' ausgeſchlagen, das Bruſtbein zerbrochen, Hand und Schenkel verſtümmelt worden war, und er jedes Glied ſeines Leibes, das ihm der Zufall entreißen mochte, leicht und willig aufopferte, um mit dem Uebrigen in Ruhm und Ehre zu leben. Und doch hätte fürwahr Niemand ſich zu ſagen erkühnt, daß dem in Pella, einem damals ruhmloſen

*) Jacobs a. a. O. S. 482—484.

und kleinen Orte Erzogenen, eine ſolche Großſinnigkeit geziemt habe, um nach der Herrſchaft der Hellenen zu ſtreben, und dieſen Gedanken in ſeiner Seele zu faſſen; euch aber, die ihr Athenäer ſeyd, und Tag für Tag in allen Reden und Schauſpielen Erinnerungen an die Tugend der Vorfahren ſeht, eine ſolche Nichtswürdigkeit zukäme, um die Freiheit der Hellenen unaufgefordert von ſelbſt dem Philippus einzuräumen. Auch nicht Einer würde dies geſagt haben. Es blieb alſo Allen zuſammen übrig und nothwendig, ſeiner Ungerechtigkeit gegen euch mit Gerechtigkeit entgegen zu treten. Dies thatet ihr von Anfang an, wie recht und ziemlich war, und und ich arbeitete durch ſchriftliche und mündliche Vorſchläge dahin zu der Zeit, wo ich im Staate thätig war. Ich bekenne dies. Aber was ſollte ich thun? — Denn jetzt frage ich dich, alles Andere bei Seite laſſend, Amphipolis, Pydna, Potidäa, Haloneſus; denn nichts von dem Allen erwähne ich; von Serrion aber, von Doriskus und der Zerſtörung von Peparethus und allen ähnlichen Unbilden, welche die Stadt erfahren hat, will ich nicht einmal wiſſen, ob ſie vorgefallen ſind: gleichwohl ſagteſt du, ich hätte durch meine Reden darüber dieſe hier in Feindſchaft geſtürzt, da doch die deshalb gefaßten Pſephismen von Eubulus und Ariſtophon und Diopeithes herrühren, nicht von mir, o du, der du leichtfertig herausſagſt, was du nur Luſt haſt. Auch jetzt will ich hierüber nicht ſprechen. Als er ſich aber Euböa zu-

eignete, und es zu einem Bollwerke gegen Attika machte, und Megara angriff, und Oreon einnahm und Porthmos zerstörte, und in Oreon den Philistides, in Eretria den Klitarchus zu Tyrannen setzte, und den Hellespont sich unterwarf, und Byzantium belagerte, und von den hellenischen Städten die einen zerstörte, in andere die Vertriebenen zurückführte — als er Alles dieses that, handelte er da ungerecht und bundbrüchig, und brach er den Frieden oder nicht? und sollte einer der Hellenen gegen ihn auftreten, und ihn in diesen Unternehmungen hemmen oder nicht? Denn wenn es nicht nöthig war, und Hellas eine Beute der Myser, wie man es nennt, werden mußte, während es noch ein Athen und Athenäer gab, so war mein Reden darüber nur eitel, und eitel nur auch das Thun der Stadt, die meinen Gründen Gehör gab, und Alles, was geschehn ist, soll mein Unrecht seyn und meine Schuld. Wenn aber Jemand zur Hemmung jenes Beginnens auftreten mußte, wem sonst als dem Volke der Athenäer kam dieses zu? Dies also betrieb ich, und da ich sah, daß er alle Menschen der Knechtschaft unterwarf, that ich ihm Widerstand, und hörte nicht auf zu lehren und zu warnen, ihm nicht dieses Alles hier Preis zu geben."

Wir wenden uns jetzt zu dem Theile der Rede, den wir den vierten genannt haben, in welchem es dem Demosthenes oblag, sich gegen die größten und scheinbarsten Vorwürfe zu rechtfertigen. Als die Nachricht, daß Philipp

Elatea beſetzt hatte, in Athen anlangte, hatte er zum Widerſtand und zum Bündniß mit Theben gerathen. Zuerſt ſchildert er die durch jene Nachricht in Athen hervorgebrachte Beſtürzung, Verwirrung und Verlegenheit; an jenem Tage, ſagt er, ſey er der Einzige geweſen, der einen Rath zu ertheilen vermocht und gewagt hätte. Es iſt unmöglich kürzer, anſchaulicher, lebendiger darzuſtellen; und die Schilderung erhält noch eine beſondere Würde durch den darin verwebten großen Gedanken, daß die Stimme des Herolds die des Vaterlandes ſey.*)

„Es war Abend. Da kam Einer mit der Meldung zu den Prytanen, daß Elatea eingenommen ſey. Hierauf ſtanden dieſe ſogleich von der Mahlzeit auf, trieben die Leute aus den Buden auf dem Markte fort, und ſteckten das Holzwerk davon in Brand; andere ſchickten nach den Strategen, und riefen den Trompeter herbei. Die Stadt war in größter Bewegung. Am folgenden Morgen, bei Tages Anbruch, riefen die Prytanen den Senat auf das Stadthaus, ihr aber begabt euch in die Verſammlung, und ehe der Senat noch ſein Geſchäft vollbracht und einen vorläufigen Beſchluß gefaßt hatte, ſaß das ganze Volk ſchon oben. Und als hierauf der Senat eintrat, und die Prytanen das, was ihnen gemeldet worden war, öffentlich bekannt machten, und den Ueberbringer der Nachricht vorführten, und auch dieſer

*) Jacobs a. a. O. S. 524. 525.

geſprochen hatte, fragte der Herold: Wer will ſprechen? Niemand aber meldete ſich. Wiewohl nun der Herold ſeine Frage oft wiederholte, trat darum doch Keiner auf, obgleich alle Strategen gegenwärtig waren, und alle Redner, und das Vaterland mit gemeinſamer Stimme einen Sprecher für ſeine Rettung aufrief; denn die Stimme, die der Herold dem Geſetze gemäß ertönen läßt, kann mit allem Rechte für die Stimme des geſammten Vaterlandes gehalten werden. Und doch, wenn die, welche die Rettung der Stadt wünſchten, hätten auftreten ſollen, da würdet ihr alle und die andern Athenäer aufgetreten und zur Rednerbühne geeilt ſeyn; denn ihr alle, weiß ich, wünſchtet die Rettung der Stadt; oder, wenn die Reichſten, die Dreihundert, oder wenn die, welche Beides zugleich ſind, wohlgeſinnt für die Stadt und reich, ſo wären diejenigen aufgetreten, die nachher die großen Beiträge brachten; denn dies thaten ſie aus Wohlgeſinntheit und weil ſie reich waren. Jene Zeit aber und jener Tag forderte nicht bloß den wohlgeſinnten und reichen Mann, ſondern einen, der die Sache vom Anfang an verfolgt und richtig erwogen hatte, weshalb Philippus ſo handelte, und was ſeine Abſicht war. Denn wer dies nicht wußte, und nicht von weitem her ſorgfältig erforſcht hatte, konnte, auch wenn er wohlgeſinnt und reich war, doch deshalb nicht wiſſen, was zu thun ſey, noch einen Rath für euch haben. Als dieſer nun erſchien ich an jenem Tage."

Er führt nun an, durch welche Gründe bewogen, er zu dem Bündniſſe Athens mit Theben gerathen; und er rühmt ſich, daß er vornehmlich als einer der Geſandten Athens in Theben, dies Bündniß zu Stande gebracht habe. Dieſe Stelle iſt, auch wegen der darin vorkommenden, in der That ſehr wirkſamen Figur der Steigerung, unzählige Male citirt und gerühmt worden.*) „Nachdem ich nun dieſes und Aehnliches geſprochen hatte, ſtieg ich herab. Da mir nun Alle beiſtimmten, und Niemand ein Wort dagegen ſagte, begnügte ich mich nicht, ſo zu ſprechen, ohne den Antrag niederzuſchreiben; noch auch den Antrag niederzuſchreiben, ohne die Geſandſchaft zu übernehmen; noch hab' ich die Geſandtſchaft übernommen, ohne die Thebäer zu überzeugen; ſondern habe vom Anfang bis zum Ende Alles durchgeführt, und mich für euch ohne Rückhalt den die Stadt umringenden Gefahren hingegeben." —

Nun verlangt Demoſthenes, wenn man auch jetzt noch etwas Beſſeres wüßte, das damals hätte gerathen werden können, ſo ſolle man es kund thun; wo nicht, ſo ſolle man ihm nicht einen Ausgang Schuld geben, der nicht in ſeinen, ſondern in Gottes Händen gelegen hätte.**)

„Dies war der Anfang und das erſte Verfahren in

---

*) Jacobs a. a. O. S. 528.
**) Jacobs a. a. O. S. 531—533.

der thebäiſchen Sache, da vorher die Städte zur Feindſchaft, zum Haß und Mißtrauen von Dieſen verleitet worden waren. Dieſer Beſchluß verſcheuchte nun die der Stadt damals drohende Gefahr wie ein Gewölk. Es ſtand alſo einem guten Bürger an, damals Allen zu zeigen, ob er etwas Beſſeres wüßte, als dies, nicht aber jetzt es zu tadeln. Denn der Rathgeber und der Sykophant, die ſich auch in anderen Dingen nicht gleichen, unterſcheiden ſich am meiſten darin von einander: der Eine ſpricht ſeine Meinung vor den Begebenheiten aus, und macht ſich denen, die ihm folgen, dem Glücke, den Ereigniſſen, Jedem, der will, verantwortlich; Jener aber ſchweigt, wenn er ſprechen ſollte, und wenn ſich etwas Widriges ereignet, ſchmäht er es. Es war dies alſo, wie ich ſagte, die rechte Zeit für einen Mann, dem das Wohl der Stadt am Herzen lag, und für gerechte Reden; ich aber gehe ſo weit, daß, wenn noch jetzt Jemand etwas Beſſeres vorzubringen weiß, oder wenn überhaupt etwas Anderes möglich war, als was ich wählte, ich mein Unrecht eingeſtehe. Denn wenn jetzt Einer irgend etwas wahrnimmt, was Nutzen gebracht hätte, wenn es damals geſchehen wäre, ſo ſage ich, daß mir dies nicht hätte entgehen ſollen; wenn es aber ſo etwas nicht giebt, noch gab, und Niemand heute oder irgend einmal es vorbringen wird, was ſollte da der Rathgeber thun? Mußte er nicht von dem, was ihm vor Augen lag und möglich war, das Beſte wählen? Dies alſo hab' ich

gethan, Aeſchines, als der Herold fragte: Wer will ſprechen? nicht: Wer will Vergangenes anklagen? oder: Wer will für die künftigen Ereigniſſe Bürgſchaft leiſten? Und während du zu jener Zeit ſtumm in der Verſammlung ſaßeſt, trat ich auf und ſprach. Was du aber damals nicht thateſt, das zeige doch jetzt. Sage, welcher Gedanke, den ich hätte finden ſollen, oder welche für die Stadt günſtige Gelegenheit von mir vernachläßigt worden iſt; oder welches Bündniß, welche That, zu der ich meine Mitbürger eher hätte veranlaſſen ſollen. Aber das Vergangene laſſen Alle immer unbeachtet gehen, und Niemand ſtellt weiter eine Berathung darüber an; die Zukunft aber oder die Gegenwart ruft den Rathgeber auf ſeinen Poſten. Damals nun war ein Theil der drohenden Gefahr noch im Anzuge, der andere war ſchon da; bei dieſem prüfe das Streben meiner Verwaltung, nicht aber hänge dich ſchmähend an den Erfolg. Der Erfolg liegt bei allen Dingen in den Händen der Gottheit; bei dem Streben aber giebt ſich die Geſinnung des Rathgebers kund. Rechne dies alſo nicht mir zum Verbrechen an, wenn Philippus in der Schlacht obgeſiegt hat; denn der Ausgang hiervon lag in Gottes Hand, nicht in der meinigen; daß ich aber nicht Alles, was nach menſchlicher Berechnung möglich war, ergriffen, und dies mit aller Gerechtigkeit, Sorgfalt und Arbeitſamkeit über Vermögen vollbracht, oder daß ich nicht rühmliche und der Stadt würdige und nothwendige Unternehmungen

begonnen habe, das thue mir dar, und dann erſt klage mich an. Wenn aber der einbrechende Orkan mächtiger war, nicht bloß als wir, ſondern als alle die andern Hellenen, was ſollte man da thun? Wie wenn Jemand dem Schiffs-Patron, der Alles zur Erhaltung ſeines Fahrzeugs gethan, und es mit Allem ausgerüſtet hat, was zu ſeiner Sicherheit nöthig war, wenn ein Sturm ſich erhebt, und ſein Geräthe beſchädigt oder auch gänzlich zerſtört wird, den Schiffbruch zur Laſt legen wollte. Aber ich lenkte das Schiff nicht, würde er ſagen, ſo wie auch ich nicht das Heer führte; auch war ich nicht Herr über das Glück, ſondern dieſes über Alles." —

Doch dieſe Rechtfertigung, die für ihn in der menſchlichen Unkenntniß des Zukünftigen lag, Demoſthenes giebt ſie auf, und mit einer unbeſchreiblich kühnen Wendung behauptet er, hätte man auch jenen Ausgang vorher gewußt, ſo hätte doch kein andrer Entſchluß gefaßt werden dürfen.*)

„Da er uns aber doch ſo gewaltig über das, was nun einmal geſchehen iſt, drängt, ſo will ich Etwas ſagen, das auffallend ſeyn mag; aber Niemand, beim Zeus und den Göttern, laſſe ſich das Ueberſchwengliche meiner Rede wundern, ſondern erwäge was ich ſage mit Wohlwollen. Hätte das, was ſich ereignen ſollte, Allen offen vor Augen gelegen, hätten es Alle vorher gewußt, und

*) Jacobs a. a. O. S. 535—538.

hätteſt du, Aeſchines, es vorher geſagt, und mit Geſchrei und Lärm betheuert, du, der nicht einmal den Mund darüber öffnete: ſo durfte die Stadt doch auch dann nicht von ihrem Wege abweichen, wenn ſie den Ruhm der Vorfahren oder das Urtheil künftiger Geſchlechter beachtete. Jetzt freilich ſcheint ſie in ihrem Unternehmen verunglückt, was allen Menſchen begegnen kann, wenn es Gott ſo gefällt; wäre ſie aber zurückgetreten, ſie, die den Andern vorzugehen begehrt, ſo hätte ſie der Vorwurf getroffen, Alle an Philippus verrathen zu haben. Denn wenn ſie kampflos dasjenige Preis gab, wofür die Vorfahren jegliche Gefahr beſtanden, wer würde dich nicht angeſpuckt haben? Dich, nicht die Stadt, noch mich. Mit welchen Augen, beim Zeus, würden wir die Fremden, die hierher kommen, anſehn müſſen, wenn die Sache auch ſo wie jetzt gekommen, Philippus zum Führer und Machthaber über Alles gewählt worden wäre, Andre aber, um dies abzuwehren, den Kampf ohne uns unternommen hätten, da in voriger Zeit die Stadt niemals eine ruhmloſe Sicherheit dem gefahrvollſten Kampfe für Ehre und Ruhm vorgezogen hat? Denn wer der Hellenen, wer der Barbaren weiß nicht, daß der Stadt von den Thebäern, und von den früher als dieſe mächtigen Lakedämoniern, und von dem Könige der Perſer gern und mit vielfältigem Danke Alles, was ſie wünſchte, gegeben, und, was ſie beſaß, gelaſſen worden wäre, hätte ſie nur Befehlen gehorchen, und die Führung der Hellenen

einem Andern geſtatten wollen. Aber das war, wie es ſcheint, den damaligen Athenäern nicht angeboren, nicht erträglich, noch eingeimpft, noch hat jemals Einer die Stadt zu irgend einer Zeit bereden können, ſich denen anzuſchließen, die zwar mächtig waren, nicht aber gerecht handelten, und ſich einer gefahrloſen Knechtſchaft hinzugeben, ſondern zu aller Zeit hat ſie unabläſſig für den Vorrang gekämpft, und für Ehre und Ruhm keine Gefahr geſcheut. Und dies haltet ihr für etwas ſo Würdiges und euern Sitten Angemeſſenes, daß ihr auch unter den Vorfahren die, welche ſo gehandelt haben, am höchſten preiſet. Mit Recht. Denn wer ſollte nicht die Tugend jener Männer bewundern, die den Muth hatten, das Land und die Stadt zu verlaſſen, und ſich in die Schiffe zu werfen, um nicht das Befohlene zu thun; die den Themiſtokles, der hierzu gerathen hatte, zum Feldherrn wählten, den Kyrſilus hingegen, der ſich dem an ſie ergangenen Gebote zu folgen, geneigt bewies, ſteinigten, und nicht blos ihn, ſondern auch eure Weiber ſein Weib. Denn nicht ſuchten die Athenäer jener Zeit einen Rhetor oder Strategen auf, um durch ihn glückliche Knechte zu werden; ſondern nicht einmal zu leben begehrten ſie, wenn es nicht mit Freiheit ſeyn konnte. Denn Jeder von ihnen glaubte, nicht bloß dem Vater und der Mutter geboren zu ſeyn, ſondern auch dem Vaterlande. Welchen Unterſchied macht dies? Daß der, welcher nur den Eltern geboren zu ſeyn glaubt, den natürlichen, vom

Schickſal beſtimmten Tod erwartet; der Andere aber für das Vaterland zu ſterben bereit iſt, um es nicht der Knechtſchaft unterworfen zu ſehen, und die Frevel des Uebermuthes und die Schmach der Ehrloſigkeit, welche die Einwohner einer unterjochten Stadt ertragen müſſen, für furchtbarer hält als den Tod."

„Wenn ich nun behaupten wollte, euch zu ſolchen der Vorfahren würdigen Geſinnungen angeführt zu haben, ſo würde mich Jeder mit vollem Recht tadeln können; nun aber zeige ich, daß dies eben eure eignen Gedanken waren, und thue dar, daß auch vor mir die Stadt dieſe Geſinnung hegte; behaupte aber, daß bei Allem, was gethan worden, auch ich für meinen Theil Dienſte geleiſtet habe; Dieſer aber, welcher Alles tadelt, und euch auffordert feindlich gegen mich zu verfahren, weil ich Schuld an den Schreckniſſen und Gefahren der Stadt gehabt hätte, trachtet zwar eben danach, mich jetzt einer Ehrenbezeugung zu berauben, entzieht euch aber für die ganze künftige Zeit das gebührende Lob. Denn wenn ihr dieſen Mann aus dem Grunde verurtheilt, daß ich den Staat nicht auf die beſte Weiſe berathen hätte, ſo wird man glauben, daß ihr durch eure Fehler, nicht aber durch die Unbilligkeit des Geſchicks in das Unglück gerathen ſeyd. Aber ſo iſt es nicht. Nein, ihr habt nicht gefehlt, ihr Männer Athens, als ihr den Kampf für die Freiheit und Rettung Aller übernahmt; nein, bei den Ahnherrn ſchwör' ich, die zu Marathon kämpften,

und bei denen, die zu Platäa dem Feinde gegenüber ſtanden, und die auf dem Meere bei Salamis ſtritten und bei Artemiſium, und den vielen andern tapfern Männern, die in den öffentlichen Grabmälern liegen, welche die Stadt alle auf gleiche Weiſe deſſelben ehrenvollen Begräbniſſes gewürdigt hat, nicht blos diejenigen von ihnen, Aeſchines, welche glücklich geweſen waren, und nicht die Sieger allein. Und mit Recht. Denn was wackern Männern oblag, haben Alle vollbracht; vom Glücke aber hat Jeder ſo viel bekommen, als die Gottheit ihm zugetheilt hat.“ —

Die Stelle iſt nach meinem Gefühl das Höchſte, was von menſchlicher Beredſamkeit erreicht worden iſt. Der Redner ſchreitet einher mit unwiderſtehlicher Gewalt, und entſendet goldene Pfeile, die immer das Herz treffen, und gern darin aufgenommen werden. Denn was verlangt er anders von ſeinen Hörern, als daß ſie den höchſten und edelſten Grundſätzen, die er vor ihnen entfaltet, und worin ſie ihr Eigenthum wie das ſeinige erkennen, huldigen ſollen? Dieſe Grundſätze ſind hier mit klarer, lichtvoller Begeiſterung ausgeſprochen; und dieſe iſt noch mehr geeignet Sympathie zu erwecken, und erhebend fortzureißen, als jener brennende Zorn, von welchem die dritte Rede gegen den Philipp durchglüht iſt. Man vergleiche auch dieſe Stelle mit andern aus derſelben Rede für die Krone, worin Demoſthenes den Charakter und das Leben ſeines Gegners auf das ſchonungs-

loſeſte angreift; man möchte vielleicht glauben, daß dieſe, eben durch den Reiz ſolcher Perſönlichkeiten, ein größeres Intereſſe erwecken müßten; aber dies geſchieht nicht, ſondern man wird ſelbſt in oratoriſcher Hinſicht den ganz reinen Entfaltungen des ſittlichen Affekts vor ſolchen den Vorzug geben, wo er nicht ohne Beimiſchung irdiſcher Leidenſchaft erſcheint. Daß dieſe Stelle — was von der ganzen Rede, und von allen Reden des Demoſthenes gilt — in Rückſicht der äußern Darſtellungsform, der Worte, der Periodenbildung, des Rhythmus, etwas Vollendetes iſt, wird ein Jeder gern zugeben, der mit dem rechten Sinn für ſolche Vorzüge das griechiſche Original geleſen hat. Aber wer dürfte behaupten, daß die techniſche Meiſterſchaft etwas von der Bewunderung auf ſich ableitet, welche nur dem Inhalte gebührt? Die Worte erſcheinen nicht als eine Zugabe der Gedanken, als eine Zierde, die auch von ihnen getrennt werden könnte, ſondern als eine zu ihnen gehörende Form, die ſie, ſobald ſie erſcheinen, nothwendig annehmen müſſen. —

Siebentes Kapitel.

Oratoriſcher Charakter des Demoſthenes.

Aus der bisherigen Darſtellung geht hervor, daß dem Demoſthenes, ſollte auch ſein Charakter nicht von allen Flecken gereinigt werden können, doch im höchſten Grade das Lob der Kraft, der Entſchloſſenheit, der Ausdauer, der Hingebung für das Vaterland gebührt; daß es ihm gelungen iſt, den Stempel dieſer Tugenden ſeiner Beredſamkeit aufzuprägen, und daß ſie derſelben ihre hohen und bewundernswerthen Vorzüge verdankt. Er ſelber ſcheint die Geſinnung des Redners als die wichtigſte Eigenſchaft deſſelben betrachtet zu haben: dies geht hervor aus einem, von ihm unter ſehr ernſten Umſtänden abgelegten Zeugniß, wodurch ſein früher angeführter Ausſpruch, welcher der Declamation faſt zu viel Ehre erweiſet, die nöthige Beſchränkung erhält. „Nicht das

Wort des Redners ist ehrenwerth, sagt er in der Rede für die Krone, auch nicht der Klang seiner Stimme, sondern daß er gleiche Bestrebungen hat, wie das Volk, und dieselben Gegenstände des Hasses und der Liebe wie das Vaterland."

Ich werde jetzt versuchen, die vornehmsten Züge der Beredsamkeit des Demosthenes in einer kurzen Schilderung zusammenzustellen; bei keinem wird der sittliche Ursprung zu verkennen seyn; und es wird überhaupt den Anschein gewinnen, als ob nicht die Eigenthümlichkeit eines Redners, sondern als ob das Wesen der Beredsamkeit selbst dargestellt würde.

Der erste Zug in der Beredsamkeit des Demosthenes — der auch wohl der erste in dem Ideal der Beredsamkeit seyn möchte — ist, daß seine Person, ihr vortheilhaftes Erscheinen, und die Rücksicht auf den Beifall des Zuhörers, immer ganz und gar der Sache, dem Gegenstande und Zwecke der Rede aufgeopfert werden. Von allen Rednern alter und neuer Zeit, geistlichen und weltlichen, hat keiner in solchem Maaße wie er, diese Selbstverleugnung geübt, die doch gewiß eine sittliche Eigenschaft ist, und die bei den Mehrsten in der Selbstliebe und Eitelkeit ein unüberwindliches Hinderniß findet. Gewöhnlich will der Redner, indem er zum Ziele fortschreitet, doch nicht unterlassen, auf dem Wege manches Blümchen zu pflücken, und sich durch Gang und Geberde den Zuhörern auf das Vortheilhafteste darzustellen. Wenn

Cicero unter dem Demoſthenes ſteht, ſo iſt dies vornehmlich die Schuld ſeiner Eitelkeit, durch welche ſeine Perſon immer unverhältnißmäßig gegen die Sache hervortritt. So nicht Demoſthenes; er will nicht glänzen, ſondern ſeinen Zweck erreichen; nicht den Zuhörer gewinnen, ſondern ihn fortreißen; er ſucht nicht den Beifall deſſelben, ſondern ſeine Zuſtimmung. Alle bloß äußerlichen Reizmittel, mit welchen ſelbſt chriſtliche Redner ihre Vorträge oft bis zum Ekel überladen und herausſchmücken, werden von dieſem heidniſchen Redner immer auf das Entſchiedenſte verſchmäht. Hierin liegt vornehmlich ſeine Größe; aber gerade dieſe Größe iſt die Urſache, daß wir ihn nicht verſtehn, und daß er uns nicht zuſagt. Wir verlangen von dem Redner, daß er durch Zierrathen, die nicht zum Gegenſtand gehören, uns dieſen vermittle; wir verlangen von ihm Schminke, falſche Locken, und ein faltenreiches Gewand; wo wir nichts als Muskeln, Sehnen und nackte Glieder ſehen, da beklagen wir uns über Trockenheit. Daß die Athenienſer ihn nicht nur ertrugen, ſondern ihn für den erſten Redner erklärten, dies zeigt, daß ſie, ſelbſt in den Zeiten ihres Verfalls, durch richtige Würdigung der Dinge, auch den gebildetſten Völkern der jetzigen Zeit überlegen waren.

Die eben erwähnte Eigenſchaft der demoſtheniſchen Beredſamkeit hat vielleicht Keiner ſo richtig aufgefaßt und ſo treffend geſchildert, als Fenelon, der in ſeinen Todtengeſprächen den Demoſthenes alſo zu dem Cicero reden

läßt: „Du lenkteſt die Aufmerkſamkeit der Zuhörer auf deine Perſon; ich lenkte ſie nur auf den Gegenſtand, wovon ich redete. Du wurdeſt von ihnen bewundert; und mich vergaßen ſie, indem ſie nur an den Entſchluß dachten, wozu ich ſie beſtimmen wollte. Du gewährteſt ihnen eine geiſtreiche Unterhaltung; ich traf, ich warf nieder, ich zerſchmetterte, wie durch Donnerſchläge. Wenn man dich gehört hatte, rief man: Wie ſchön hat er geredet! Wenn man mich gehört hatte, hieß es: Auf, Krieg gegen Philipp! Dich lobte man; wenn ich geſprochen hatte, war man ſo hingeriſſen, daß man nicht daran dachte, mich zu loben. Du hatteſt deine Reden ausgeſchmückt; in den meinigen entdeckte man keinen Schmuck; es fanden ſich darin nur beſtimmte, kräftige, deutliche Gründe, und dann Wendungen wie Blitze, denen man nicht widerſtehen konnte.“

Wenn ſich Demoſthenes auf ſeinen Gegenſtand beſchränkt, ſo hat er dieſen auch vollſtändig ergründet; von allen Seiten, in allen Beziehungen hat er ihn betrachtet; nach allen Richtungen hat er ihn durchforſcht, in alle ſeine Tiefen iſt er eingedrungen. Alle für ſeinen Zweck ſprechenden Gründe, die zu finden waren, hat er ſicherlich gefunden und erſpäht; von Allem, was ſich zu ſeinem Vortheil benutzen und anwenden ließ, iſt ihm nicht das Mindeſte entgangen. Die Schätze, die er durch dieſe Arbeit gewonnen, die er aus dem Gegenſtande ſelbſt ausgegraben und an das Licht gefördert hat, ſetzen ihn nun

auch in den Stand, Alles was der Sache fremd iſt, zu verſchmähen. Ueber dieſen Reichthum der ihm zu Gebote ſtehenden Vorſtellungen und Mittel muß man erſtaunen. Wenn man eine ſeiner längeren Reden, die gegen den Leptines, die gegen den Midias, die für die Krone bis zur Hälfte geleſen hat, ſo denkt man, es ſey doch nun der Gegenſtand vollſtändig erſchöpft; aber man irrt; die kräftigſten Gründe, die gewaltigſten Donnerſchläge ſind noch nicht vorgekommen, und man ſoll noch dadurch überraſcht werden! An Argumenten hat er einen ſolchen Ueberfluß, daß er zuweilen eines der ſchlagendſten verſchwendet, um eine durch den Schreiber verurſachte Pauſe auszufüllen, wenn dieſer ein vorzuleſendes Aktenſtück nicht ſogleich auffinden kann. Noch größere und herrlichere Schätze als Demoſthenes in den von ihm behandelten Gegenſtänden fand, ſind wohl in denjenigen zu finden, die zum Gebiete der geiſtlichen Beredſamkeit gehören; aber freilich bedarf es einer eben ſo großen Treue im Forſchen und Graben, um ſie aus der Tiefe heraus zu fördern!

Ein ſolcher Reichthum von Vorſtellungen muß aber verarbeitet werden; und hier genügt es nicht, die Gedanken unter gewiſſe Hauptgeſichtspunkte zu vertheilen, und jede Verletzung logiſcher Regeln zu vermeiden; ſondern jeder Gedanke muß auch die Stelle erhalten, wo er von dem Vorhergehenden getragen, das Folgende trägt; wo er die frühere Bewegung nicht aufhält, ſondern fort-

pflanzt, wo er nicht nur von dem Zuhörer ohne Anstoß vernommen wird, sondern auch seine Ueberzeugung befestigen, und seinen Affect steigern kann. Die Gedanken des Redners müssen Wellen seyn, von denen eine die andere treibt; dies aber ist nur dann möglich, wenn ihre Reihe, der Reihe von Gedanken und Gefühlen, die sie im Zuhörer hervorrufen sollen, nach psychologischen Gesetzen entspricht Diese Disposition und Anordnung der Gedanken erfordert eine eben so große Anstrengung und Arbeit als zur Erfindung derselben nöthig war. Auch durch diesen, freilich sehr tief liegenden Vorzug, der nur bei einem gründlichen Studium seiner Werke erkannt werden kann, übertrifft Demosthenes alle anderen Redner. Seine Gedanken bilden eine geschlossene Reihe, von welcher kein Glied ohne Schaden des Ganzen seinen Platz verändern könnte; und wie sie aufeinander folgen, so folgen und entwickeln sich auch am natürlichsten die Gedanken und Gefühle, die im Zuhörer durch sie erregt werden sollen. Dieser wird gleich zu Anfang von einer heilsamen Gewalt ergriffen, welcher die besten Kräfte seines Innern sich ohne Widerstand ergeben; und da er auf eine Bahn geführt wird, wo niemals ein Hinderniß, eine Unterbrechung sich findet, so folgt er auch Schritt für Schritt bis ans Ende, nicht nur weil er folgen muß, sondern weil er auch gern und mit Freuden folgt.

Diese fest verbundene Kette von Gedanken ist bei

dem Demoſthenes von dem lebendigſten Feuer des Affectes durchglüht. Daß die Alten dieſen Vorzug ſeiner Beredſamkeit zu ſchätzen gewußt haben, erhellet aus der oben angeführten Stelle des Dionys, welcher bekennt, daß er durch ihn in korybantiſche Begeiſterung verſetzt werde. — In der neueren Zeit iſt man geneigt, ihm dieſen Vorzug abzuſprechen; man ſcheint ihn für einen kalten und trockenen Menſchen zu halten, der, nach dem beliebten Ausdruck, ſich nur an den Verſtand und nicht an das Herz wende, und der ſeine ganze Aufgabe darin ſetze, durch Gründe von der Gerechtigkeit ſeiner Sache und der Nützlichkeit ſeiner Vorſchläge zu überzeugen. Wäre dem alſo, dann hätte ihm die weſentlichſte Eigenſchaft des Redners gefehlt; und man hätte nicht Urſach gehabt, ſeine hinreißende Gewalt zu bewundern; denn hingeriſſen wird man nicht durch die Ueberzeugung, ſondern durch den Affect. Nun iſt es freilich gewiß, daß er immer den Forderungen des Verſtandes genüget, ja daß er ſeine Gedanken in enthymematiſcher Form auszubilden pflegt. Aber iſt denn das Denken mit dem Fühlen unvereinbar? Iſt nicht vielmehr der Zuſammenhang der Gedanken ein Faden, an welchem das Feuer des Gefühls um ſo leichter herunter läuft? Iſt nicht das Gefühl um ſo edler, und alſo auch um ſo mächtiger in edlen Naturen, je mehr es durch den Gedanken getragen wird? Sollte es nicht ein modernes Vorurtheil ſeyn, daß das Gefühl die Gedankenconfuſion als nothwendige

Bedingung vorausſetze? Die weicheren und zarteren Gefühle darf man freilich nicht bei dem Demoſthenes ſuchen; zu ihrer Entfaltung bot auch der Kampf gegen Philipp ihm wenig Gelegenheit. Sucht man aber die ſtarken, männlichen Gefühle, Liebe für das Vaterland, Begeiſterung für den Ruhm edler Thaten, Haß gegen alles Schlechte, Zorn gegen Selbſtſucht und Treuloſigkeit: ſo ſind die Worte des Demoſthenes, mehr als irgend ein Menſchenwort, von dem Feuer dieſer Affecte durchdrungen; und es glüht noch in ihnen fort, ungeachtet ſo viele Jahrhunderte darüber hingegangen ſind, um jedes edle Herz zu entflammen.

Dieſer Vollkommenheit des Inhalts entſpricht bei dem Demoſthenes die Vollendung der Form. Von den Kunſtrichtern des Alterthums, namentlich von Dionys, wird ihm in dieſer Rückſicht das höchſte Lob ertheilt. Seine Schreibart, ſagt dieſer Kunſtrichter, ſey nicht die rauhe und harte des Thucydides, nicht die weiche und geglättete des Iſocrates, ſondern er habe zwiſchen beiden einen glücklichen Mittelweg eingeſchlagen; und er ſey darin dem Sophokles zu vergleichen, der zu dem Aeſchylus von der einen, und dem Euripides von der andern Seite, in einem ähnlichen Verhältniß ſtehe. In der That wäre die Beſchränkung auf eines jener beiden Extreme, für einen Redner, welcher die verſchiedenſten Affecte darzuſtellen und hervorzurufen hat, eine ihm ſelbſt höchſt nachtheilige Einſeitigkeit geweſen. Dieſe Freiheit, die ſich

Demoſthenes ſichert, iſt jedoch bei ihm keinesweges Ungebundenheit, ſondern ſeine Proſa iſt in ihrer Art etwas eben ſo ausgebildetes als die metriſche Compoſition. Auf die Folge der Längen und Kürzen, zum Beiſpiel, wird von dem Demoſthenes die größte Aufmerkſamkeit gewendet, nicht etwa um ein gleichmäßig wiederkehrendes Metrum hervorzubringen, ſondern um die verſchiedenſten Gemüthsbewegungen durch einen dazu paſſenden und immer wechſelnden Rhythmus auszudrücken. Ueberhaupt wird man durch das Studium des Demoſthenes und der älteren Kunſtrichter in Geheimniſſe der proſaiſchen Schreibart eingeführt, über die man erſtaunen muß; die Darſtellung derſelben wäre ohne Zuziehung des griechiſchen Originals unmöglich, und würde auch über meinen Zweck bei dieſer Schilderung hinausgehn. Wie bei dem Demoſthenes der proſaiſche Rhythmus nie in ein poetiſches Metrum übergeht, ſo verliert ſich auch ſeine Sprache, ihren Elementen nach, nie in das Gebiet der Poeſie, ſondern ſie bleibt, wie es der rhetoriſchen immer geziemt, die des gemeinen Lebens und des gebildeten Umgangs; und der ungemeine Reiz dieſer rhetoriſchen Proſa liegt gerade darin, daß dieſe einfachen Sprachelemente mit derſelben Sorgfalt behandelt werden, die ſonſt nur der Dichter den Worten zu widmen pflegt. Demoſthenes ſelbſt war ſich dieſes Fleißes, den er auf die Darſtellung wendete, wohl bewußt; und er verlangte ihn von dem Redner; es ſey nicht genug, ſagte er, daß dieſer zur Vorberei-

tung auf ſeine öffentlichen Vorträge, ſeine Gedanken aufſchreibe, ſondern er müſſe ſie gleichſam in Erz gebildet haben.*) Die Vergleichung der proſaiſchen Compoſition mit der Sculptur ſcheint überhaupt im Alterthum beliebt geweſen zu ſein; wie denn auch Dionys vom Demoſthenes, dem Plato und dem Iſocrates ſagt: „ihre Werke wären nicht ſowohl Arbeiten der Schrift als der Glyptik und Toreutik geweſen.“ **) Die jetzige Welt hat hierüber eine ganz verſchiedene Anſicht; ſie meint, wer ganz voll ſey von ſeinen Gedanken, könne unmöglich auf die Form eine ſo große Sorgfalt wenden; und bei dem Redner inſonderheit ſey die in dem Styl bewieſene Kunſt ein Zeichen, daß es ihm weniger um den Nutzen ſeiner Zuhörer zu thun ſey, als um ihren Beifall. Aber dagegen könnte man fragen, ob nicht gerade um des Inhaltes willen, um ihn ungetrübt zur Anſchauung des Hörers hinzuſtellen, eine ſolche auf die Form gewendete Sorgfalt nothwendig ſey? Man ſcheint anzunehmen, bei einem ſolchen Beſtreben müßten Form und Inhalt ſich trennen, und die Form müſſe etwas für ſich Beſtehendes werden, das man ohne Rückſicht auf den Inhalt auszuſchmücken ſucht. Daß dies aber keineswegs nothwendig ſey, beweiſet das

*) Dicet scripta quam res patietur plurima, et, ut Demosthenes ait, si continget, et sculpta. Quintilian. XII. 9, 16.

*) de Compositione Verborum XXV. ἄλλως τε καὶ τῶν τότε ἀνθρώπων οὐ γραπτοῖς, ἀλλὰ γλυπτοῖς καὶ τορευτοῖς ἐοικότας ἐκφερόντων λόγους.

Beiſpiel des Demoſthenes, dem dieſer Vorwurf gewiß nicht gemacht werden kann. Dieſer Fehler, welchen die Neueren nur zu häufig begehen, der Form eine von dem Inhalt unabhängige Ausſchmückung zu geben, iſt nicht der Kunſt zuzuſchreiben, ſondern dem Mangel an Kunſt; denn für die wahre Kunſt iſt die vollkommenſte Form nichts anders als die klarſte und durchſichtigſte Erſcheinung des Inhalts.

Zum Schluſſe dieſer Darſtellung gebe ich zu bedenken, ob dieſe dem Redner Demoſthenes nachgerühmten Vorzüge, nicht alle auf das Gebiet der geiſtlichen Beredſamkeit übertragen werden könnten; ob ſie ihr nicht zur hohen Ehre gereichen würden; und ob das Streben nach denſelben nicht eine Pflicht iſt, die jeder geiſtliche Redner ſich auferlegen ſollte.

Massillon.

J'ai entendu plusieurs grands orateurs dans ma chapelle; j'en ai été fort content: pour vous, toutes les fois que je vous ai entendu, j'ai été très-mécontent de moi-même.

Louis XIV.

Erſtes Kapitel.

Die katholiſche Kirche Frankreichs um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Leben und Bildung Maſſillons bis zu ſeinem Auftreten als Advents- und Faſtenprediger. 1663 — 1698.

Von Griechenland gehe ich jetzt über nach Frankreich, von Athen nach Paris, von dem Demoſthenes, dem erſten politiſchen Redner aller Zeiten, zu Maſſillon, der unter den geiſtlichen Rednern der katholiſchen Kirche im Zeitalter Ludwigs XIV. mir die erſte Stelle zu verdienen ſcheint. Wenn Demoſthenes und Maſſillon, obzwar in verſchiedenen Richtungen der Beredſamkeit, hervorragen, ſo haben ſie auch die Aehnlichkeit, daß ſie am Schluſſe ihres Zeitalters blühten. Demoſthenes iſt einer der letzten aus der ſchönen Periode des attiſchen Glanzes; Maſſillon ſteht an der Neige des nicht mit Unrecht geprieſenen Zeitalters Ludwigs XIV., und erlebte noch den

Anfang des folgenden Jahrhunderts, und der neuen Zeit, die mit demſelben begann.

Die zweite Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts iſt in vielen Ländern reich an frommen und hochbegabten Männern. Von Seiten der deutſchen evangeliſchen Kirche werden aus dieſer Zeit Paul Gerhard, Spener, Auguſt Herrmann Franke mit gerührter Anerkennung genannt. In Spanien ſtrahlte durch Calderon der ſchöne Glanz einer von dem chriſtlichen Elemente durchdrungenen Poeſie. Frankreich beſaß Männer wie Pascal, Fenelon, Boſſuet, welchen Maſſillon würdig ſich anreiht.

Er ward geboren zu Hyères, im Jahre 1663 am 24. Junius, dem Tage Johannis des Täufers, und erhielt die Vornamen Jean Baptiſte. Sein Vater, mit Vornamen Franz, war ein armer Notar. Der junge Maſſillon beſuchte in ſeiner Vaterſtadt eine von den Prieſtern des Oratoriums geſtiftete und geleitete Schule. In ſeinem achtzehnten Jahre, 1681, trat er ſelbſt in dieſe Congregation, deren Geiſt ihn beſeelte, und deren Zierde er geworden iſt. Sie verdient deshalb eine nähere Betrachtung; und bei dieſer werden wir nicht umhin können, einiger verwandten Erſcheinungen zu gedenken, die in der katholiſchen Kirche Frankreichs, um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, hervortraten.

Der Stifter des Oratoriums war der Abbé, nachnachmalige Cardinal, Pierre de Berülle. Beſeelt von dem Wunſche, den während der Bürgerkriege des ſechs-

zehnten Jahrhunderts tief gesunkenen geistlichen Stand in Frankreich wieder zu heben, trat er 1611 mit vier gleichgesinnten Gefährten in einer Congregation zusammen, die 1613 durch den Pabst Paul V. bestätigt ward. Ihr Vorbild war die durch Philipp von Neri gestiftete Congregation des Oratoriums in Rom. Sie sollte aus Welt-Geistlichen bestehn, die ohne besondere Gelübde abzulegen, sich nur verpflichteten, der Würde ihres Standes gemäß zu leben, und alle Obliegenheiten desselben treu zu erfüllen. Nicht länger als funfzehn Jahre hatte sie bestanden, als sie schon in verschiedenen Städten Frankreichs funfzig einzelne von ihr ausgegangene Stiftungen zählte. Dies waren zum Theil Seminarien, in welchen junge Männer, die sich dem geistlichen Stande widmeten, für denselben ausgebildet wurden. Das vornehmste dieser Seminarien war das von St. Magloire in Paris. Zum Theil waren es Schulen, in welchen, unter der Leitung der Congregation, die Jugend in den Gegenständen, welche zur Bildungsstufe unserer Gymnasien gehören, unterwiesen ward.

Der Abbé de Berülle, welcher bei der ganz innerlichen Richtung seiner Frömmigkeit, nichts Höheres in derselben kannte, als die Verbindung mit Christo, wünschte der von ihm gestifteten Congregation dieselbe Richtung mitzutheilen. Den Namen des Oratoriums gab er ihr nicht nur um an die durch Philipp von Neri gestiftete Genossenschaft zu erinnern, sondern auch um anzudeuten, daß

die Verehrung Chriſti, und das Gebet in ſeinem Namen der unterſcheidende Charakter ihrer Mitglieder ſeyn ſollte. „Wenn Gott, ſo ſagte er ihnen, einer jeden religiöſen Genoſſenſchaft eine beſondere Tugend einflößt, welche ſie von den übrigen unterſcheidet, ſo ſoll es der eigenthümliche Beruf der Congregation des Oratoriums ſeyn, unſerm Herrn Jeſu Chriſto eine Liebe und Verehrung zu erweiſen, welche höher ſey als diejenige, welche alle Gläubige ihm ſchuldig ſind, ja ſelbſt als diejenige, welche ſich in andern geiſtlichen Geſellſchaften findet, und zu welcher eine noch völligere Hingabe zu ſeinem Dienſte, eine noch treuere Nachahmung ſeines Beiſpiels, und ein noch größerer Eifer für das Gedeihen ſeiner Kirche gehören.“

Derſelbe Geiſt echter chriſtlicher Frömmigkeit und Weisheit iſt in den Regeln zu erkennen, die er für die Verkündigung des göttlichen Wortes ertheilte. Zu ſeiner Zeit war die Kanzelberedſamkeit gänzlich entartet; man predigte nur eine heidniſche Tugendlehre, und ſuchte durch Spiele des Witzes, durch Citationen aus dem Plutarch, dem Plinius und dem Seneca zu glänzen. Der Abbé de Berulle erklärte ſich gegen dieſe Verkehrtheit, und wollte, daß vornehmlich Chriſtus, und die ſich auf ihn beziehenden Glaubenslehren gepredigt würden. Gott gebe nur ſeinem Worte Kraft, meinte er, deshalb müſſe man nur dieſes verkündigen, und nicht unfruchtbare menſchliche Weisheit. Auf der Kanzel gezieme es ſich nicht profane

Scribenten zu citiren; ſelbſt mit Stellen von Kirchenvätern dürfe man die Rede nicht überladen. Aber die heilige Schrift müſſe man fleißig anführen. Sie ſey durch ſich ſelbſt reich genug und bedürfe keines fremden Schmuckes. Aller witzigen Spielereien müſſe man ſich gänzlich enthalten.

So war denn das Oratorium gewiß eine treffliche Stiftung; und ſie ſtand nicht vereinzelt, ſondern der weit verbreitete Geiſt chriſtlicher Frömmigkeit in Frankreich hatte zu dieſer Zeit viele Anſtalten zur Abhülfe irdiſcher und geiſtiger Noth hervorgerufen. Ganz beſonders umfaſſend und geſegnet in beiden Rückſichten waren die Bemühungen des verehrungswürdigen Vincenz von Paul. Er gründete den Orden der barmherzigen Schweſtern, die ſich der Krankenpflege widmeten. Gerührt durch das Schickſal der von ihren Eltern verlaſſenen Kinder, wußte er einem Verein chriſtlicher Frauen ſeine Empfindungen mitzutheilen; ſo entſtand das Hoſpital für Findlinge. Doch eine dem Oratorium näher verwandte Stiftung, die den Vincenz von Paul ebenfalls zum Urheber hat, iſt die Congregation von Saint Lazare in Paris, welche 1632 päbſtliche Beſtätigung erhielt. Ihre Wirkſamkeit war ſehr mannigfaltig; ſie ſendete Miſſionen aus; in einem Seminare wurden junge Geiſtliche für ihren Beruf ausgebildet; zugleich war hier eine Stätte Denen geöffnet, die in der Stille und Zurückgezogenheit, ſich zur Uebernahme eines geiſtlichen Amtes vorbereiten, ſo wie

den ſchon angeſtellten Geiſtlichen, die zur Erfüllung ihrer Pflichten ſich ſtärken wollten. Man veranſtaltete hier geiſtliche Uebungen, zu denen beſonders Vorträge über den Beruf und die Pflichten der Geiſtlichen, ſogenannte Conferenzen, gehörten. Solcher Vorträge in St. Lazare hat Boſſuet mehrere gehalten. Außer dem Seminar von St. Magloire, welches die Oratorianer leiteten, und dem eben erwähnten von Saint Lazare, werden noch zwei andere Seminarien in Paris genannt. Nämlich das von Saint Sulpice, dem Fenelon zum Theil ſeine theologiſche Bildung verdankte, und das von Saint Nicolas du Chardonnet. Der Stifter des erſten war Olier, Pfarrer von Saint Sulpice, † 1657; der des zweiten war Bourdoiſe, † 1655. An vielen Orten in den Provinzen beſtanden ähnliche Pflanzſchulen, welche ihr Entſtehn dem Eifer der Congregationen und der Biſchöfe verdankten.

Ganz beſonders ſollte die Congregation von Saint Lazare, nach der Abſicht ihres frommen Stifters, ſich den Miſſionen widmen, wodurch in der Kirche Frankreichs für die religiöſen Bedürfniſſe geſorgt ward, die auf dem gewöhnlichen Wege nicht befriedigt werden konnten. Die von dieſer Congregation ausgehenden Geiſtlichen durchzogen die Provinzen, und boten ſich den im Amte ſtehenden Geiſtlichen zur Aushülfe dar. Sie predigten und katechiſirten, ſie beſuchten die Spitäler, ſie drangen in die Gefängniſſe, ſie ſchloſſen ſich den kämpfenden Heeren an,

und brachten in die durch den Krieg verwüſteten Ortſchaften geiſtlichen Troſt und leibliche Hülfe. Sie ſelber waren gleichſam in dem Kampfe gegen den geiſtigen Feind, neben der angeſtellten Geiſtlichkeit, als dem regelmäßigen Heere, ein überall gegenwärtiges, alle Lücken ausfüllendes Streifcorps. In dieſen Miſſionen wetteiferten mit Saint Lazare auch das Oratorium, die Jeſuiten, und die andern theologiſchen Seminare. Gewiß mußte dadurch in dem Leben der Gemeinen, das unter der ruhigen Leitung des gewöhnlichen Hirten leicht erſchlafft, eine heilſame Aufregung hervorgebracht werden; und man wird dies nicht erwägen können, ohne die Hülfe, welche die damalige katholiſche Kirche Frankreichs in den Congregationen, Miſſionen und Seminarien fand, auch unſerer jetzigen evangeliſchen Kirche zu wünſchen.

In der That kann man, wenn man die erwähnten Inſtitute und ihre Thätigkeit betrachtet, ſich von dem damaligen Zuſtande der katholiſchen Kirche Frankreichs nur ein ſehr günſtiges Bild entwerfen. Denjenigen, die ſich dem geiſtlichen Stande widmeten, konnte es nicht ſchwer fallen, in einem der vielen beſtehenden Seminarien Aufnahme zu finden. Von hier gelangten ſie entweder bald zu einem geiſtlichen Amte; oder ſie verweilten in der ihnen geöffneten Stätte, wo ſie, ungeſtört durch Amtsbeſchäftigungen, ſich für die geiſtliche Beredſamkeit ausbildeten, oder ſich tiefer gehenden, wiſſenſchaftlichen und theologiſchen Studien hingaben. In allen Congregationen

und Seminarien wurden, wie zu Saint Lazare, häufig geiſtliche Uebungen und Conferenzen gehalten, welche auf die Heiligung als auf das letzte Ziel hinwieſen, welches der gelehrte Theolog, der geiſtliche Redner, der Seelſorger für ſich und für andere verfolgen ſoll. Selbſt der Wetteifer dieſer verſchiedenen Inſtitute, ob er gleich zuweilen ausarten mochte, muß doch im Ganzen gute Früchte getragen haben. Auch das größere Publicum nahm Antheil an dieſen Beſtrebungen; wie dies ſchon daraus zu erkennen iſt, daß ſo mannigfaltige Inſtitute nicht durch die Kirche oder die Staatsregierung gegründet, ſondern aus dem Eifer und der Frömmigkeit von Privatperſonen hervorgegangen ſind. Daß die theologiſche Gelehrſamkeit zu dieſer Zeit in Frankreich nicht vernachläßigt ward, davon ſind die Arbeiten der Benedictiner-Congregation von Saint Maur, die durch Laurentius Lenard geſtiftet, und 1621 durch eine päbſtliche Bulle beſtätigt ward, ein rühmlicher Beweis. Sie zählte Männer wie d'Achery, Mabillon, Montfaucon zu ihren Mitgliedern. Unter den Jeſuiten waren Sirmond und Petau in dieſer Beziehung ausgezeichnet. Und auch unter den Oratorianern waren die vornehmſten theologiſchen Richtungen rühmlichſt vertreten durch Männer, wie Richard Simon, Bernhard Lamy, Jacob le Long, Johann Morin, Johann Baptiſta du Hamel, Paſchaſius Quesnel, welche dieſer Congregation dauernd oder vorübergehend angehörten. Alle dieſe Umſtände mußten nun auch auf

die geiſtliche Beredſamkeit in Frankreich einen höchſt günſtigen Einfluß ausüben. Gewöhnlich betrachtet man dieſe für ſich allein, oder höchſtens in ihrem Verhältniß zur ſchönen Literatur, die allerdings auch um dieſe Zeit einen bedeutenden Aufſchwung genommen hatte, und man wird dadurch zu der höchſt falſchen Anſicht verleitet, die Werke Boſſuets und Maſſillons nur für einen beſonderen Zweig franzöſiſcher Schöngeiſterei zu halten. Aber auf dieſe Weiſe wäre das Entſtehen ſolcher Werke gar nicht zu begreifen. Denn ſo vollendet ſie auch ſeyn mögen in Rückſicht der Form — die Form iſt nicht zu denken ohne den Inhalt; und der Inhalt gründlicher Erkenntniß, würdiger Grundſätze und eines brennenden Eifers für das Heil der Seelen, das ſich in dieſen Werken findet, konnte nur überhaupt in einem Zeitalter, wo ein reiches chriſtliches Leben herrſchte, erzeugt werden.

Um ſich von dem Zuſtande der Kirche Frankreichs in der Zeit, wovon wir reden, ein Bild zu entwerfen, muß man ſich auch des Kampfes erinnern, der zwiſchen den Jeſuiten und Portroyal geführt ward. Die Jeſuiten, unter Heinrich IV. vertrieben, und dann zurückgerufen, entwickelten eine ungemeine Thätigkeit durch Unterrichtsanſtalten, Seminarien, Miſſionen, Predigten und Seelſorge, und ſie hatten Frankreich mit dem Netze ihres Einfluſſes umſpannt. Mochte auch ihr Wirken in einzelnen Fällen manche gute Früchte bringen, im Ganzen konnte es nur verderblich ſeyn; denn das, was ſie als

letztes Ziel dabei im Auge hatten, war weniger das Heil der Kirche, als die Vermehrung ihres eigenen Ansehens, und die Befestigung der päbstlichen Macht. Vornehmlich suchten sie die Großen mittelst des Beichtstuhles zu beherrschen, und auf diesen Zweck war ihr dogmatisches und moralisches System berechnet. Ueber das Verhältniß von Freiheit und Gnade hatten sie das pelagianische System des spanischen Jesuiten Molina angenommen; und der Ernst und die Würde der christlichen Sittenlehre verschwand unter der Behandlung ihrer Casuisten, die für alle Vergehungen Entschuldigungsgründe aufzustellen wußten. Ihre Bemühungen gelangen nur zu wohl; Ludwigs XIV. Beichtväter, Annat, Ferrier, la Chaise und le Tellier waren Jesuiten; und dem Einfluß ihrer Gesellschaft muß man es gewiß zum Theil zuschreiben, daß so viele vorhandne Elemente christlichen Lebens unbenutzt blieben, ja unterdrückt wurden, und daß am Ende des siebzehnten und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ein schreckliches Verderben sich durch die größere Masse des französischen Volkes verbreitet hatte.

Längere Zeit hindurch hatte der Verein, den man Portroyal zu nennen pflegt, den Jesuiten einen kräftigen Widerstand entgegengesetzt. In einiger Entfernung von Paris, in einer damals noch wilden und unangebauten Gegend, lag das Nonnenkloster Portroyal, welches auch ein Haus in Paris hatte, und welches zum Unterschied von diesem, Portroyal des champs genannt ward. Vor-

ſteherin deſſelben war Angelica Arnauld, Tochter des Antoine Arnauld, Advokaten bei dem Pariſer Parlament, welcher 1594 vor dieſem Gerichtshof die gewaltige und bewunderte Anklage-Rede gegen die Jeſuiten, auf welche die damalige Vertreibung dieſer Geſellſchaft bald erfolgte, gehalten, und welcher den Haß gegen ſie, als angeerbte Geſinnung allen Mitgliedern ſeiner Familie hinterlaſſen hatte. Angelica, welche in früherer, noch unentſchiedener Jugend, ihr Amt angetreten hatte, ward bald von dem Geiſte ernſter und ſtrenger chriſtlicher Frömmigkeit ergriffen, den ſie mit großem Erfolg ihrer ganzen Genoſſenſchaft mitzutheilen ſich bemühte. Es befanden ſich in derſelben ihre eigene Mutter, ſechs ihrer Schweſtern, und ſechs ihrer Nichten. Ihr älteſter Bruder, Arnauld, genannt d'Andilly, zog ſich, nachdem er mehrere bedeutende weltliche Aemter bekleidet hatte, in ſeinem fünf und funfzigſten Jahre in die Einſamkeit von Portroyal zurück, wo er ſich mit ländlichen Arbeiten und theologiſchen Studien beſchäftigte. Unter andern überſetzte er die Bekenntniſſe Auguſtin's und die Werke der heiligen Thereſe. Bekannter als dieſer iſt ſein jüngerer Bruder, Antoine Arnauld, Prieſter und Doctor der Sorbonne, der ſein väterliches Vermögen dem Kloſter Portroyal überließ, und ebenfalls in der Umgebung deſſelben eine ruhige Stätte fand, wo er frommen Uebungen und theologiſchen Studien lebte. Zu ihnen geſellten ſich ihre Neffen, die beiden Brüder, Antoine le Maistre, der die Lauf-

bahn als Advokat bei dem Parlament, in welcher er ungemein glänzte, verließ, und le Maistre de Sacy, der als Ueberſetzer der Bibel bekannt iſt. Ihr Kreis vergrößerte ſich durch Nicole, Lancelot und andere fromme und gelehrte Männer. Sie bewohnten die zum Kloſter gehörenden Wirthſchaftsgebäude. Mehrere vornehme und wohlhabende Perſonen, die ſich der Geſellſchaft anſchloſſen, bauten ſich Häuſer in der Nachbarſchaft. Auch dieſer Verein ſuchte durch Schulen zu wirken, in denen namentlich humaniſtiſche Studien eifrig betrieben wurden, und für welche Lancelot eine ſehr geſchätzte griechiſche und lateiniſche Grammatik verfaßte. In einer dieſer Anſtalten, die ſich in den Nebengebäuden von Portroyal des champs befand, hat Racine ſeine Schulbildung erhalten.

Während nun die Jeſuiten das pelagianiſche Syſtem des Molina angenommen hatten, ſo herrſchte unter dem Verein von Portroyal, in Betreff der Gnade und ihres Verhältniſſes zur menſchlichen Freiheit, die auguſtiniſche, durch Janſenius entwickelte und dargeſtellte Lehre. Wie zu dieſer, ſo bekannten ſie ſich auch zu den wahren und unverfälſchten Grundſätzen der chriſtlichen Moral. Die Angriffe der Jeſuiten auf die Lehre des Janſenius, die Bullen der Päbſte, welche dieſe verdammten, riefen in der Kirche und in der gelehrten Welt Frankreichs den heftigſten Streit hervor. Antoine Arnauld's zahlreiche Schriften ſind ebenſo ausgezeichnet durch ernſte chriſtliche Geſinnung als durch gründliche theologiſche Gelehrſamkeit.

Doch das glänzendſte der Werke, zu dem dieſe Streitigkeiten Veranlaſſung gaben, ſind die Provinzial-Briefe des mit dem Verein von Portroyal innig befreundeten Pascal; ein Werk, welches in populärer Darſtellung die Dogmatik und vornehmlich die Moral der Jeſuiten ſiegreich bekämpfte, und in welchem ſich zugleich die franzöſiſche Proſa zu einer Vollkommenheit erhob, die ſeitdem noch nicht übertroffen ward.

Was nun die Stellung des Oratoriums unter dieſen Kämpfen betrifft, ſo galt bei demſelben der Grundſatz, daß die Congregation, als Ganzes, keine Partei ergreife, daß es aber jedem Einzelnen freiſtehe, unter den von der Kirche nicht verworfenen Meinungen, nach eigener Ueberzeugung eine Wahl zu treffen. Dieſer Grundſatz ward auf mehreren allgemeinen Verſammlungen der Oratorianer beſtätigt, und er iſt ganz einer Genoſſenſchaft würdig, die in ihren höheren Beſtrebungen nicht durch Theilnahme an dogmatiſchen Streitigkeiten geſtört ſeyn will. Dennoch herrſchte unter den mehrſten Mitgliedern eine entſchiedene Hinneigung zu der Lehre Auguſtins, die auch ihrer ſtrengeren ſittlichen Denkungsart mehr zuſagen mußte als die entgegengeſetzte, weshalb ſie denn auch von den Jeſuiten, die überhaupt ihre ausgebreitete Wirkſamkeit beneideten, als Janſeniſten und Freunde Portroyals behandelt und angefeindet wurden. Der Stifter pflegt einer Genoſſenſchaft ſein geiſtiges Gepräge aufzudrücken; lange verfolgten die Franziskaner die ihnen von

Franziskus gegebene mystische Richtung; und so scheint auch die Vorliebe der Oratorianer für Augustin von ihrem Stifter, dem Pierre de Berülle, herzustammen. Dieser stand in Verbindung mit dü Vergier de Hauranne, Abt von St. Cyran, dem Freunde des Jansenius; er verwarf das System von Molina, und bekannte sich zur Lehre Augustins über die Gnade. Auf seine Veranlassung ward diese Lehre von dem Oratorianer Gibieuf in einer Schrift: Von der Freiheit Gottes und der Creatur, dargestellt. In dem Vorsteheramte der Congregation folgte auf Berülle († 1629) Condren († 1644) und auf diesen Bourgoing († 1662), der hier freilich eine Ausnahme machte, denn er war kein Anhänger Augustins, und drang bei dem Oratorium auf die Annahme der päbstlichen Bullen gegen die Jansenisten. Bourgoings Nachfolger, Senault († 1672) war wiederum der Lehre Augustins zugethan, er mißbilligte aber die dogmatischen Streitigkeiten, und wünschte, daß die Gegensätze in den Meinungen durch Liebe überwunden werden möchten. Weniger gemäßigt war der auf ihn folgende Sainte Marthe, der sich ganz offen für Augustin erklärte, deshalb aber auch, auf Anstiften der Jesuiten, als Jansenist aus Paris verbannt, und 1696 genöthigt ward, sein Vorsteheramt niederzulegen. La Tour endlich († 1733), der letzte dieser Vorsteher, den wir zu erwähnen nöthig haben, wollte sich zuerst der Bulle Unigenitus widersetzen, fand aber späterhin gerathen, des Friedens halber, nachzugeben.

Dieſe Anführungen ſchienen auch deshalb erforderlich, weil ſie über die dogmatiſche Richtung in den Predigten Maſſillons Aufſchluß geben; ſie iſt vorwiegend auguſtiniſch, jedoch nicht ohne einiges Schwanken. Iſt dies ein Mangel, ſo iſt doch auch ein Gewinn damit verbunden; denn dogmatiſche Parteiſucht lähmt immer die Kraft des Redners, der ſich vornehmlich in den ſittlichen Ideen, die über allen Gegenſatz erhaben ſind, bewegen ſoll.

Was die Stellung des Oratoriums zur Philoſophie betrifft, ſo verdient bemerkt zu werden, daß Descartes mit Berülle in Verbindung ſtand, daß er demſelben die Grundzüge ſeines Syſtems mittheilte, und von ihm zur ferneren Ausbildung deſſelben auf das dringendſte ermuntert ward. Dies darf nicht befremden. Berülle hatte in ſeiner religiöſen Richtung ein ſehr hervortretendes myſtiſches Element; mit dieſem iſt Freiheit der Anſichten verbunden, und es ſchützt vor jener Befangenheit, in welcher ſelbſt evangeliſche Theologen, denen es am wenigſten geziemte, die Philoſophie, als dem Chriſtenthume ſchädlich, verwerfen.

Der in dem Bisherigen geſchilderte Geiſt des Oratoriums war aber auch — und dies iſt wohl ſeine lobenswertheſte Seite — ein Geiſt ſittlicher Unabhängigkeit, der ſich gegen die Lockungen irdiſcher Vortheile, und gegen den Einfluß der Machthaber zu behaupten wußte. Von dem Cardinal Richelieu aufgefordert, dem Pater Joſeph, dieſem Werkzeuge ſeiner Gräuelthaten, die Leichenrede zu halten, lehnte Condren dieſen Auftrag ab, ohne

die Rache des allmächtigen Miniſters zu fürchten, und gab dadurch ein Beiſpiel, deſſen Nachahmung den Geiſtlichen beſſer geziemen würde, als die mancherlei anderen Auskunftsmittel, die ſie in einer ähnlichen ſchwierigen Lage anzuwenden pflegen. Daß Condren ſich weigerte, die ihm angetragene biſchöfliche Würde anzunehmen, iſt ein anderes nicht minder ſchönes Zeugniß ſeiner von äußeren Rückſichten unabhängigen Geſinnung. Senault bat einen Sterbenden, der dem Oratorium zehntauſend Franken hinterlaſſen wollte, dieſe Summe einem armen Angehörigen zuzuwenden. In einer Predigt, die Senault vor der Königin Mutter, Anna von Oeſterreich, hielt, rügte er es, daß die Damen vom Hofe, an dem Tage, wo ſie das heilige Abendmahl empfangen hätten, Bälle und das Theater beſuchten. Anna von Oeſterreich, obgleich die Hofleute ſie gegen ihn zu reizen ſuchten, dankte ihm für ſeine Ermahnung, bekannte ihm, ſie habe dieſen Fehler ſelbſt begangen, und verſprach, nicht mehr darein zu verfallen. Durch eine noch glänzendere Probe von Freimüthigkeit bewies Maſcaron, Biſchof von Tülle, und in dem Oratorium gebildet, daß der Geiſt ſeiner Congregation auf ihn übergegangen war. In einer Predigt über das Wort Gottes, die er am erſten Sonntage in den Faſten 1669 vor Ludwig XIV. hielt, erinnerte er an den Auftrag, den der Prophet Nathan von Gott erhalten, dem Könige David die Strafe ſeines Ehebruchs zu verkündigen; und wies dabei nicht undeutlich hin auf Ludwig XIV., deſſen außereheliche

Verhältniſſe damals in voller Blüthe ſtanden, und ein furchtbares Aergerniß verurſachten. Ludwig XIV. wußte ſolchen Muth zu ehren; ſeinen Hofleuten, welche ſich über das Wagniß des Redners höchſt empört erwieſen, ſagte er: „Der Prediger hat ſeine Pflicht gethan, thun wir die unſrige.“ Gegen Mascaron ſelbſt ſprach er ſeine Dankbarkeit aus; ermahnte ihn, die Wahrheit immer eben ſo freimüthig zu verkündigen, und bat ihn, daß er ihm Gottes Beiſtand zur Beſiegung ſeiner Leidenſchaften erflehen möchte. — Auch bei Maſſillon finden wir eine ſolche Unerſchrockenheit in dem Bekämpfen des Unglaubens und der herrſchenden Laſter, die gewiß in ſeinem Charakter lag, die aber durch die Beiſpiele, die ſeine Congregation ihm darbot, befeſtigt werden mußte. Sie iſt überhaupt ein nothwendiges Element jeder Beredſamkeit; denn die knechtiſche Abhängigkeit von Perſonen und Verhältniſſen iſt eben ſo wohl unſittlich als unrhetoriſch.

Kurze Zeit, nachdem Maſſillon in das Oratorium eingetreten war, faßte er den Entſchluß, dieſe Congregation, in welcher keine anderen, als die gewöhnlichen Prieſtergelübde abgelegt wurden, zu verlaſſen, und ſich dem Kloſterleben zu widmen. Die Urſachen dieſes ſeltſamen Schrittes ſind nicht gehörig aufgeklärt worden; vielleicht waren es die, bei einem Jüngling von ernſtem und dabei feurigem Gemüthe, nicht ungewöhnlichen Kämpfe, die ihn glauben ließen, daß er gegen die Gefahren der Welt und des eigenen Herzens nur in der völligen Ab-

geſchiedenheit des Kloſters Schutz finden könnte. Genug, er trat als Noviz in die Abtei Septfons, in welche die ſtrenge Regel von la Trappe eingeführt war. Iſt dieſer Schritt auffallend, ſo iſt es eben ſo ſeltſam, und ganz im Geiſte des damaligen Zeitalters, daß ihn ſeine ſchöne Schreibart aus dieſem Verhältniſſe befreite. Der damalige Biſchof, nachherige Erzbiſchof und Cardinal von Noailles hatte nämlich einen von ihm erlaſſenen Hirtenbrief dem Abte dieſes Kloſters mit einem verbindlichen Schreiben zugeſendet. Der Abt will es beantworten, aber zugleich mit der Welt hat er auch ihre feinen ſprachlichen Wendungen, die ihm hier nöthig ſcheinen, vergeſſen; der Noviz Maſſillon erhält den Auftrag, die Antwort zu entwerfen. Das Schreiben gelangt zu Noailles, und dieſer glaubt den Abt nicht zu beleidigen, wenn er, in der Vorausſetzung, daß es unmöglich aus ſeiner Feder gefloſſen ſeyn könne, ſich nach dem Verfaſſer erkundigt. Er wird ihm genannt; und nun erklärt Noailles, daß ein Talent, wie dasjenige, welches ſich in dieſen Zeilen kundgethan, ſich nicht in einem Kloſter begraben dürfe; ſo wird Maſſillon dem Oratorium wiedergegeben. Noailles mußte ein guter Kenner ſeyn; und da konnte ihm denn Maſſillons Schreibart allerdings auffallen. Wie wir ſie in ſeinen Werken finden, ſchmeckt ſie nicht auf das entfernteſte nach Mönchthum, geiſtlicher Genoſſenſchaft und theologiſcher Schule; es iſt die edelſte Sprache der feinen Welt, und des gebildeten Umgangs.

Außer ihm hat unter den Geiſtlichen der damaligen Zeit nur Fenelon in dieſer Sprache geſchrieben.

Demoſthenes fühlte ſich ſchon von ſeinen früheſten Jahren an zum Redner berufen: in Maſſillon ſchlummerte während ſeiner Jugend dies Bewußtſein; er glaubte ſich zu jeder anderen Wirkſamkeit mehr als zur Verkündigung des göttlichen Wortes geeignet. Auf dringendes Verlangen ſeiner Oberen machte er jedoch einige Verſuche im Predigen, die ihm ſogleich einen ungemeinen Beifall erwarben. Sie konnten ihn vielleicht durch das, was er für die Zukunft verſprach, aber keineswegs durch das, was er ſchon damals leiſtete, verdienen. Dieſe erſten Arbeiten Maſſillons ſind Lobreden auf Heilige, und die Leichenreden auf Villars, Erzbiſchof von Vienne, und auf Villeroy, Erzbiſchof von Lyon. Die Leichenrede iſt niemals, ſelbſt in ſpäteren Zeiten nicht, Maſſillons Sache geweſen; die in dieſer Gattung nothwendige, allgemeinere hiſtoriſche Auffaſſung entgeht ihm, weil er immer bei Einzelnheiten ſtehn bleibt, und davon ſogleich eine praktiſche Anwendung machen will. Er ſcheint damals überhaupt die großen Mittel noch gar nicht geahndet zu haben, die er wohl nur bei dem Fortſchreiten ſeines eigenen inneren Lebens entdeckte, und wodurch es ihm ſpäter gelang, ſo große Wirkungen hervorzubringen. Unverkennbar ſpricht jedoch aus dieſen erſten Verſuchen eine ernſte, ja ſtrenge ſittlich religiöſe Geſinnung; namentlich zeigt er in den Leichenreden auf die beiden Erzbiſchöfe eine, wohl im Orato-

rium eingeſogene, höchſt edle Begeiſterung für die Würde des geiſtlichen Standes. Die Darſtellung iſt jedoch ſehr beſchwerlich durch die Anhäufung dialektiſcher und rhetoriſcher Formen, die nur beweiſet, daß er in dieſer Beziehung durch eine gute Schule hindurchgegangen war, aber keineswegs, daß er das Erlernte anzuwenden verſtand. Die Antitheſe iſt ihm die beliebte Figur, woran er es faſt in keinem Satze fehlen läßt; außerdem gefällt er ſich übermäßig in Vergleichungen und Anſpielungen, die er vornehmlich aus dem alten Teſtamente gewaltſam herbeizieht. Wollte man behaupten, es ſey immer ein ſchlimmes Zeichen, wenn der angehende Redner eine ſolche ſtarrſinnige, unverhältnißmäßige Arbeit auf die Form verwendet, ſo würde dies ſchon durch das Beiſpiel des Demoſthenes widerlegt, der ja auch, bei dem erſten Auftreten, in verſchlungenen, von Antitheſen ſtarrenden Perioden ſprach. Zweierlei iſt dem Dichter wie dem Redner nothwendig, Inhalt und Form; nun aber werden nicht immer bei einem Jeden beide Erforderniſſe zugleich und in gleich großem Maße vorhanden ſeyn. Unſere größten deutſchen Dichter, Schiller und Göthe, haben zuerſt, wenig bekümmert um die Form, nur den reichen Inhalt ihrer Gefühle ausgeſtrömt: ſpäterhin aber haben ſie geſucht, ſich auch der Form zu bemächtigten, und das in dieſer Rückſicht Verſäumte nachzuholen. Andere fangen damit an, auf die Form eine übermäßige, und wenn es ſtets an Inhalt gebricht, freilich nie genügende Arbeit

zu verwenden. Kommt aber der Inhalt hinzu, der ſich bei dem Redner oft nur ſpät einzufinden pflegt, ſo entſteht der große Vortheil, daß die Schwierigkeit der Form ſchon überwunden iſt, und daß der Gedanke mit leichter Mühe ſich die paſſende Geſtalt aneignen kann. So verhielt es ſich bei Demoſthenes und bei Maſſillon.

Im Jahre 1696 ward Maſſillon, damals drei und dreißig Jahre alt, von ſeinen Oberen nach Paris berufen, und zum Vorſteher ihres dortigen Seminars von Saint Magloire ernannt. Man kann dies nur als einen hohen Beweis des Vertrauens anſehn, welches ſeine Geſinnung, ſein Wandel und ſeine Gaben ihm erworben hatten. Denn dieſes Seminar ſtand in großem Anſehn; manche ſeiner früheren Mitglieder waren zu hohen kirchlichen Würden gelangt; man nannte es die Pflanzſchule der Biſchöfe; und es mußte der Congregation viel darauf ankommen, daß es auch im Verhältniß zu den andern wetteifernden Seminarien in Paris, dieſe Stellung behauptete. In dieſen Seminarien wurden, wie ſchon früher erwähnt, ſogenannte Conferenz-Predigten gehalten; die Verſammlung beſtand, außer den Zöglingen des Seminars, auch aus Geiſtlichen, die ſich zur Uebernahme eines Amtes vorbereiteten, oder die ſich zur Erfüllung der ſchon übernommenen Amtspflichten in der Zurückgezogenheit ſtärken wollten. Maſſillon, als Vorſteher der Anſtalt, hielt mehrere ſolcher Predigten; und dies mußte für ihn, zu ſeiner eigenen Ausbildung als Redner, eine

ſehr vortheilhafte Uebung ſeyn. Stoff und Zweck waren hier durch die Verhältniſſe aufs Beſtimmteſte gegeben; die Pflichten des geiſtlichen Standes mußten denen, die ſie ausüben ſollten, in ihrer ganzen Würde und Heiligkeit dargeſtellt werden. Die Verſuchung zu leeren, willkürlichen Declamationen war hier durch der Ernſt des Gegenſtandes, durch das Bedürfniß und die Forderungen des Auditoriums ausgeſchloſſen. In der That zeigt ſich Maſſillon in dieſen Predigten ſchon als einen reif gewordenen Redner. Mit der Begeiſterung für ſeinen Stand, woran es ihm niemals fehlte, iſt Einſicht und Erfahrung verbunden. Die Darſtellung, von dem läſtigen Spiel mit rhetoriſchen Formen befreit, iſt, bei aller jugendlichen Lebendigkeit und Friſche, nur angemeſſen, edel, ja ſelbſt einfach zu nennen. Da er hier als Geiſtlicher zu Standesgenoſſen ſprach, ſo hätten jene mächtigen Entfaltungen rhetoriſcher Kraft, wodurch die ſpäteren Predigten ſich auszeichnen, ihm hier nicht einmal geziemt; und daß ſie dieſen Predigten fehlen, iſt ihnen daher als ein Vorzug anzurechnen.

Wir beſitzen fünf dieſer Predigten; ſie behandeln die Wichtigkeit des geiſtlichen Standes, die dem Geiſtlichen nothwendige Zurückgezogenheit von der Welt, den Ehrgeiz der Geiſtlichen, die Vorbereitung zur Communion, und den Eifer der Geiſtlichen gegen Aergerniſſe. Ich werde auf dieſe Predigten, da ſie eine ganz eigenthümliche Beſtimmung hatten, ſpäter nicht zurückkommen, und

ich führe daher sogleich eine Probe daraus an, um das darüber ausgesprochene Urtheil zu bestätigen.

In seiner Predigt über die Wichtigkeit des geistlichen Standes hat er zum Text die Worte Simeons von Christo, Luc. 2, 34: Siehe, dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehn Vieler in Israel. Indem er von dem Unterschiede zwischen einem verschuldeten und unverschuldeten Aergerniß absieht, wendet er dies auf die Geistlichen an, und er zeigt, wie auch sie, wenn sie treu sind, große und heilsame, wenn sie aber untreu sind, eben so große aber verderbliche Wirkungen hervorbringen werden. Beides zeigt er von dem Geistlichen in Rücksicht auf die verschiedenen Obliegenheiten seines Amtes, und vornehmlich indem er ihn als Beichtvater und Seelsorger, und als Verkündiger des göttlichen Wortes betrachtet.

„Ich behaupte, sagt er, daß die Geistlichen, wenn sie nicht durch Gebet, Entfernung von der Welt, Ertödtung des Fleisches, und durch ein innerliches und gesammeltes Leben die Gabe Gottes, die in ihnen ist, zu erwecken suchen, die Fähigkeit nicht besitzen können, von göttlichen Dingen zu reden. Wenn sie im Beichtstuhl tadeln, strafen und belehren, so geschieht es ohne Salbung, ohne Eifer, und auch ohne Segen. Sie zeigen sich so trocken, gezwungen und gleichgültig bei der Verkündigung der ergreifendsten Wahrheiten, daß diese dadurch geschwächt und ihrer Kraft beraubt werden. Sie wissen nicht in ihrem Herzen solche Ausdrücke zu finden, die unfehlbar

zum Herzen gehn. Sie können dem, was ſie ſagen, nicht jenen Stempel der Frömmigkeit aufdrücken, welcher den einfachſten Dingen ſo viel Kraft und Nachdruck giebt. Durch die Kälte ihres Herzens erfrieren, ſo zu ſagen, die Worte auf ihren Lippen; und unmöglich können ſie die Herzen ihrer Zuhörer mit jener frommen Gluth, mit jenem heiligen Feuer der Liebe zu Gott entzünden, wovon ſie in ihrem Herzen auch nicht einen Funken ſpüren. Denn, meine Brüder, man muß wie Moſes vom Berge kommen, und ſich lange mit Gott unterredet haben, das heißt, man muß aus einer Einſamkeit, die man dem Gebete widmete, hervorgehn, um fähig zu ſeyn, mit Würde und Erfolg von der Heiligkeit des Geſetzes zu reden, die Herzen der Uebertreter durch Furcht zu erſchüttern, den Anbetern des goldenen Kalbes Thränen der Buße zu entlocken, um, durch die Salbung und die Gewalt eines heiligen Eifers, zu bewirken, daß ſie die Götzen, denen ſie ſonſt huldigten, verbrennen und unter die Füße treten.

Iſt dagegen der Geiſtliche ſelber lau und kalt, ſo gehen die Sünder kalt und ungerührt von ſeinen Füßen hinweg; da es ihm an Herzlichkeit fehlt, da er nicht geübt iſt von den Lehren des Heils zu reden, ſo werden die erſten Gnaden- und Bußerweckungen, die ſie zum Beichtſtuhl mitbrachten, unterdrückt; die heiligen Schrecken vor den göttlichen Drohungen, womit der Geiſt ſie erfüllt hatte, werden geſchwächt; und Diejenigen, die unruhig,

zitternd und geängſtiget durch ihre Sünden gekommen waren, gehen nun ganz ruhig und ganz ſicher hinweg, und bilden ſich faſt ein, ſie hätten ſich ihre Uebertretungen furchtbarer gedacht, als ſie es wären, und es ſey nicht der Mühe werth, ſich darüber ſo ſehr zu beunruhigen. Wenn aber dieſe kalten und weltlich geſinnten Geiſtlichen ſich der öffentlichen Verkündigung des Wortes widmen, ſie, denen durch eine tiefere Frömmigkeit, durch ein gerührtes und durchdrungenes Herz nichts dargeboten wird, ſo nehmen ſie, um dieſes zu erſetzen, zu einer leeren, unfruchtbaren, kalten, kindiſchen Beredſamkeit ihre Zuflucht, durch welche der heilige Ernſt des Evangeliums nur entſtellt werden kann. Bei einer ganz menſchlichen Behandlung verlieren die Lehren des Glaubens ihre Kraft; die chriſtliche Kanzel iſt nichts als eine Schaubühne, und der Redner nichts als ein tönendes Erz. Wird nun bei der Seltenheit apoſtoliſcher Männer, die Verkündigung des göttlichen Wortes, dies große Mittel des Heils für die Völker, ſolchen ſchwachgläubigen, in chriſtlicher Wiſſenſchaft ungeübten, von dem Geiſte Gottes verlaſſenen und von ſich ſelbſt und dem Geiſte der Welt erfüllten Menſchen anvertraut: ſo bleibt die Predigt des Evangeliums ohne Frucht, die heiligſte Zeit des Jahres ohne Buße; die Gebete der Kirche finden keine Erhörung; der Gottesdienſt und alle Mittel des Heiles werden für die Gläubigen jedes Nutzens beraubt."

Im Gegenſatz zu dieſer Schilderung wird die er-

folgreiche Verkündigung des göttlichen Wortes durch einen frommen und erleuchteten Diener des Herrn in eben dieſer Predigt auf folgende Weiſe dargeſtellt:

„Verkündigt er das Wort des Evangeliums, wie viel Unwiſſende werden unterrichtet! Wie viel Gewiſſen erſchüttert! Wie viel Gegner des Chriſtenthums beſchämt! Wie viel Fromme befeſtigt! Welch ein neues Anſehn gewinnen die von der Welt ſtets mißverſtandenen und beſtrittenen ſtrengen Grundſätze Jeſu Chriſti! Wie viel andere Prediger ſelbſt werden auf den rechten Weg geführt, indem ſie ſich ſeine Einfalt, ſeine Salbung und ſeinen heiligen Eifer zum Muſter nehmen! Was haben nicht Männer wie Bernhard, Xaver, Raymundus, Vincentius Ferreri für große Wirkungen hervorgebracht! Alles ward fortgeriſſen durch ihre heilige Beredſamkeit und durch die Gewalt des Geiſtes, der aus ihnen ſprach. Städte und Höfe, Provinzen und Reiche, Große und Volk, nichts konnte dem Ungeſtüm ihres Eifers, und der hohen Frömmigkeit ihres Wandels widerſtehn. Die Thränen, die Seufzer, das Schweigen und die tiefe Zerknirſchung ihrer Zuhörer waren der einzige Beifall, der ihre Vorträge begleitete. Ihr ſtrenges, bußfertiges Leben ſicherte ihre Lehren gegen die Einwendungen der Welt. Die Einfalt und Strenge ihrer Sitten ſtimmte überein mit der des Evangeliums, das ſie verkündigten. Ihr Beiſpiel belehrte, überredete, ergriff noch mehr als ihre Predigt. Der Geiſt Gottes, der ſie entzündete, das

heilige Feuer, von dem sie selbst erfüllt waren, ergoß sich in die kältesten und gefühllosesten Herzen; jeder heilige Tempel wo die Gläubigen sich versammelten um sie zu hören, ward jenem Söller ähnlich, von dem die Apostelgeschichte redet; und ein jeder ging hinweg entflammt und gleichsam trunken von der Fülle des Geistes, die er empfangen hatte. Wie viel Gutes kann nicht ein einziger apostolischer Mann auf Erden bewirken! Es waren ihrer ja nur zwölf, welche den ganzen Erdkreis bekehrten!"

Bald nachdem Massillon in Paris angekommen war, fragte der Vorsteher des Oratoriums, la Tour, ihn nach seinem Urtheil über die damals am meisten geachteten geistlichen Redner. Seine Antwort war, daß er die Vorzüge eines jeden anerkenne und schätze, aber keinen einzigen derselben sich zum Muster nehmen werde. Diese Aeußerung scheint zu beweisen, daß Massillon damals schon über die bei der öffentlichen Verkündigung des göttlichen Wortes von ihm zu nehmende Richtung mit sich einig gewesen sey. Das Reden steht in dem genauesten Zusammenhange mit der ganzen Persönlichkeit; da wo diese etwas Entschiedenes hat, wird sie nicht nur bewußte Nachahmung zurückweisen, sondern sie wird sich auch neue Bahnen zu brechen suchen, um sich desto vollständiger zu entfalten. Die berühmtesten Redner Frankreichs waren damals Mascaron, Fléchier, Bossuet, Bourdaloue. Wenn Massillon sie auch nicht alle gehört hat — denn als er nach Paris kam, waren sie in vorge-

gerücktem Alter, und am Ende ihrer Laufbahn — ſo läßt ſich doch bei ihm die Bekanntſchaft mit ihnen und mit ihren Werken vorausſetzen. Mascaron und Fléchier mochten in ſeinen Augen am wenigſten gelten. Boſſuet war groß in der Leichenrede; doch bei ſeinem pomphaften Schwunge, bei der Allgemeinheit ſeiner Anſichten, konnte er durch ſeine Predigten, wenn er auch mächtig erregte, wohl ſchwerlich tiefere ſittliche Eindrücke hervorbringen. Bourdaloue war ein höchſt achtungswerther Charakter und ein ſehr praktiſcher Redner; aber ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit nach war er auf den didaktiſchen Ton angewieſen, und auch bei dem kräftigſten Aufſchwung konnte er nicht die belehrende Stellung verlaſſen. Ein großes Gebiet war alſo damals für die geiſtliche Beredſamkeit noch wenig benutzt — das der Gefühle; und wenn Maſſillon durch ſeine perſönliche Begabung faſt unwillkürlich zu demſelben geführt ward, ſo mag er es auch bald für dasjenige erkannt haben, worauf der geiſtliche Redner beſonders einheimiſch ſeyn müſſe. Dies iſt nicht ſo zu verſtehn, als hätte er es darauf angelegt, müßige, nutzlos erweichende, keinen höheren Zwecken dienende Rührungen hervorzurufen; der franzöſiſche Charakter neigt ſich überhaupt nicht zu ſolchen Stimmungen; und bei ſeiner, uns ſchon bekannten, hohen Vorſtellung von der Würde des Predigtamtes, konnte Maſſillon demſelben unmöglich eine ſo niedrige Beſtimmung geben. Seine Abſicht geht dahin, die zarteſten und gewaltigſten Gefühle des Herzens zu

Gunſten des Glaubens und der chriſtlichen Frömmigkeit aufzuregen; die ganze Gemüthswelt in das Streben nach Heiligung hereinzuziehen, und ſie aus einer feindſeligen Macht in eine hülfreiche zu verwandeln. Damit hängt es denn auch zuſammen, daß er, wenigſtens in ſeinen beſten Predigten, es ſich nicht ſo wohl zur Aufgabe macht, Lehren zu entwickeln, Gebote darzuſtellen, als vielmehr die Vorurtheile und Leidenſchaften zu bekämpfen, welche die Annahme der Wahrheit und die Befolgung der Gebote verhindern. Dies Alles ſcheint ihm bei jener Antwort, die er gab, wenn auch nur dunkel, vorgeſchwebt zu haben.

Zweites Kapitel.

Zeit des beginnenden Verfalles in Frankreich. Maſſillons Leben, von ſeinem Auftreten als Advents- und Faſtenprediger bis zum Tode Ludwigs XIV.
1698 — 1715.

Wenn die Perſönlichkeit, die Geſinnung und die Grundſätze eines Redners ihm ſeine Richtung anweiſen, ſo iſt es doch die ihn umgebende Welt, die ihm zum Theil den Stoff zu ſeinen Vorträgen liefert; und aus der Stellung, die er zu ſeinem Jahrhunderte einnimmt, wird die in ſeinen Reden herrſchende Stimmung und die ganze Färbung derſelben in manchen Rückſichten zu erklären ſeyn. Wir werden deshalb, ehe wir Maſſillon in ſeiner Laufbahn weiter verfolgen, einen Blick auf ſeine Zeit werfen müſſen.

Dieſe Zeit kann, was das politiſche, literariſche, religiöſe und ſittliche Leben in Frankreich betrifft, eine Zeit des beginnenden Verfalls genannt werden. Ludwig XIV., 1638 geboren, hatte im Jahre 1698 bereits

ein Alter von ſechszig Jahren erreicht. Die Oede ſeines äußeren und inneren Lebens hatte er durch die Verbindung mit der Marquiſe von Maintenon, die er 1685 heirathetete, auszufüllen geſucht. Seine äußere Verlaſſenheit ward noch größer, da der Tod 1711 ſeinen älteſten Sohn, den Dauphin, und im folgenden Jahre ſeinen Enkel, den Herzog von Bourgogne, deſſen Gemahlin und ihren älteſten Sohn hinwegraffte. Ludwig XIV. hatte, gegen alle Grundſätze der Gerechtigkeit, allein durch ausſchweifenden Ehrgeiz, und unerſättliche Vergrößerungsſucht getrieben, viele Kriege unternommen, und gegen Spanien, Holland, England, Deutſchland und Savoien gekämpft. In dieſen Kriegen waren durch die franzöſiſchen Heere manche glänzende Waffenthaten vollbracht worden, und mehrere Feldherren, namentlich Türenne und Condé, hatten darin einen ausgezeichneten Ruhm erworben; aber dieſe Kriege hatten die Hülfsmittel des Landes erſchöpft, und durch die Bedrückungen, die ſie herbeiführten, dem König die Herzen ſeiner Unterthanen entfremdet. Einer dieſer Kriege hatte 1697 durch den für Ludwig XIV. nicht günſtigen Frieden von Ryswick ein Ende genommen; bald darauf, 1701, begann aber der für Frankreich ſo unheilbringende Krieg über die ſpaniſche Erbfolge, dem die Friedensſchlüſſe zu Utrecht, 1713, zu Raſtadt und Baden, 1714, ein Ziel ſetzten. Zwar gelang es Ludwig XIV., vermöge einer unerwartet glücklichen Wendung der Angelegenheiten,

ſeinen Zweck zu erreichen, und für ſeinen Neffen, Philipp, Herzog von Anjou, den Thron von Spanien zu gewinnen, den dieſer unter dem Namen Philipp V. beſtieg; aber die franzöſiſchen Heere hatten im Laufe dieſes Krieges mehrere große Niederlagen erlitten; und zu dieſen kamen für das unglückliche Land, vornehmlich 1709, noch die Schreckniſſe der Hungersnoth hinzu. Dieſer düſtere Hintergrund, auf welchem ſich das Leben in Frankreich bewegte, hat auch manchen Predigten Maſſillons ſeine Farbe mitgetheilt; unter andern wird die Hungersnoth des Jahres 1709 in der Predigt über die Wohlthätigkeit mit Schrecken erregenden Zügen geſchildert.

Auch die glänzende Epoche der franzöſiſchen Literatur, die um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts beginnt, nahte bereits ihrem Ende, als Maſſillon auftrat, und ſeine Werke gehören zu den letzten, durch welche dieſe Zeit verherrlicht ward. Was die franzöſiſche Literatur unterſcheidet, das iſt der in ihr vorherrſchende ſociale und geſellige Charakter; und dieſer iſt es auch wohl, welcher ihr einen ſo allgemeinen Einfluß geſichert hat. Die ausgezeichneten Eigenſchaften des franzöſiſchen Volks, Verſtand, Scharfſinn, Witz, Lebendigkeit des Geiſtes und des Gemüths, Thatkraft, Ehrgefühl, trafen in dem Brennpunkt höherer Geſelligkeit zuſammen, die ſich am Hofe Ludwigs XIV. und unter ſeinem Einfluſſe gebildet hatte. So war eine Erſcheinung hervorgetreten, die in den Augen der Nation den größten Beifall finden

mußte, weil ſie darin ihre Eigenthümlichkeit und ihre theuerſten Vorzüge in der Verklärung vornehmer Bildung wieder erkannte; und dieſe höheren gebildeten Kreiſe blieben auch für Diejenigen, die in irgend einem Fache der Literatur etwas leiſten wollten, das Tribunal, von dem ſie ſich mehr, als von irgend einem andern, abhängig fühlten. Selbſt der Verfaſſer gelehrter, religiöſer, asketiſcher Werke ſetzte ſich nicht über dieſe Rückſicht hinweg; und neben den Forderungen der Wiſſenſchaft und der Frömmigkeit ſuchte er noch immer denen der feineren Welt zu genügen. Drohten dadurch der Literatur große Gefahren bei der Entartung der höheren Geſellſchaft, ſo konnte ſie daraus doch große Vortheile ziehen, ſo lange das Leben der Großen und der Gebildeten, wenigſtens ſeiner äußeren Erſcheinung nach, ſich in den Schranken der Sittlichkeit hielt. Da nun die Literatur in Frankreich mehr als bei anderen neueren Völkern aus dem geſelligen Umgang entſprungen war, ſo mußte auch in ihr die Sprache des Umgangs, die Proſa, in allen ihren verſchiedenen Zweigen, wenn auch nicht die frühſte, doch die vornehmſte Ausbildung erhalten. Die Proſa, mit ihrer höchſten Blüthe, der Beredſamkeit, iſt alſo der eigentliche Kern der franzöſiſchen Literatur; und man wird um die Eigenthümlichkeit und die verſchiedenen Erſcheinungen derſelben zu begreifen, nicht von der Poeſie, ſondern von der Proſa ausgehn müſſen.

Der Proſa hatte Pascal in ſeinen Provinzialbriefen

die ſchon 1656 erſchienen, eine große, vielſeitige und ſeitdem noch nicht übertroffene Ausbildung gegeben. Er behandelt darin verwickelte Fragen der Dogmatik und Moral mit bewundernswürdiger Klarheit; und ſeine ſiegreiche Dialektik gegen die Jeſuiten erſcheint bald mit dem Reize einer leichten und geiſtreichen Ironie, bald in der ganzen Kraft einer von dem edelſten Unwillen entflammten Beredſamkeit. Boſſuet, immer originell durch die großartige Nachläßigkeit, womit er ſeine Gedanken gleichſam nur hinzuwerfen ſcheint, und durch den kühnen Schwung, womit er ſich nicht ſelten erhebt, hat ſeine Meiſterſchaft nicht nur in ſeinen Leichenreden dargethan; in ſeiner Schrift über die Veränderungen in der proteſtantiſchen Kirche zeigt er ſich als einen der gewandteſten Gegner der Reformation; und in ſeinem Werke über die Univerſalgeſchichte bringt er Einheit und Zuſammenhang in das Gewirre der menſchlichen Angelegenheiten, indem er alles von dem großen Plane der göttlichen Weltregierung herleitet, den ſie in der Sendung Chriſti, und in der Verbreitung ſeines Reiches ausgeführt hat. Dies letztere Werk war zunächſt für den Dauphin, älteſten Sohn Ludwigs XIV., beſtimmt; es führt den Titel und hat die Form einer an denſelben gerichteten Rede: ſo ſehr iſt es dem franzöſiſchen Geiſte gemäß, ſich immer nahe liegende Zwecke vorzuſetzen, und ſich bei allen Geiſteswerken beſtimmte Leſer zu denken! Das bekannteſte Werk von Fenelon iſt der Telemach.

Hier iſt die Proſa zuweilen auf poetiſche Weiſe ausgebildet; aber auch hier kann ſich die in dem franzöſiſchen Charakter liegende praktiſche Tendenz nicht verleugnen; denn der Hauptgegenſtand des Buches iſt die Bildung eines für den Thron beſtimmten Prinzen; und Fenelon hat darin ein ſchönes Denkmal ſeiner Fürſorge für ſeinen geliebten Zögling, den Herzog von Bourgogne, der Nachwelt hinterlaſſen. Weniger bekannt als der Telemach ſind andere Schriften Fenelons, die eine gleiche, ja noch größere Aufmerkſamkeit verdienten. Die Briefe, die er in ſeinen Streitigkeiten mit Boſſuet an dieſen richtete, ſind ein unübertreffliches Muſter ſiegreicher Dialektik und würdiger Behandlung des Gegners. Einzig in ihrer Art ſind ſeine geiſtlichen Schriften, in denen er die Anſchauungen und Gefühle einer tiefen chriſtlichen Myſtik mit der gebildeten Nachläßigkeit eines wahrhaft vornehmen Mannes hingeworfen hat.

War nun, wie wir geſehen haben, die ganze Richtung des Charakters und der Literatur der Franzoſen vorherrſchend geſellig, praktiſch, ja rhetoriſch: ſo mußte die eigentliche Beredſamkeit, die vor Gericht und auf der Kanzel, mit der größten Leichtigkeit ſich daraus entwickeln. Wenn man überhaupt bei allen Geiſteswerken ſich immer einen beſtimmten Zweck, und einen gewiſſen Kreis von Zuhörern dachte, ſo konnte man um ſo weniger, wenn man vor einer gegenwärtigen Verſammlung reden ſollte, den Zweck eines ſolchen öffentlichen Auftretens verkennen,

oder in der Wahl der anzuwendenden Mittel ſich irren. Man hatte auch nicht nöthig, ſich für die öffentliche Rede eine beſondere Sprache mühſam zu ſchaffen; ſondern man konnte ſich der ſchon vorhandenen gebildeten Proſa bedienen, die ganz für die Beredſamkeit geeignet war, weil ſie ſich nie von der Umgangsſprache, die immer bei der rhetoriſchen Darſtellung den Grundton bilden muß, entfernt hatte.

Bei dieſer vorherrſchenden Richtung des Charakters und der Literatur war es nun aber freilich in Frankreich der Poeſie unmöglich, ein ſo abgeſchloſſenes und ihr eigenthümliches Gebiet, wie unter andern Völkern zu gewinnen; und es darf uns nicht befremden, wenn wir ſehen, daß die franzöſiſche Dichtkunſt ſich faſt immer bequemt gewiſſen Zwekken zu dienen, und daß ſie gewöhnlich nur als eine Rhetorik erſcheint, die ſich aus dem proſaiſchen Rhythmus in den poetiſchen hinüber bewegt. In der Tragödie, welche der Gipfel dieſer Dichtkunſt iſt, wird das Verhängniß, oder die göttliche Schikung, durch eine irdiſche Macht erſetzt, die ſich aus den Charakteren, Leidenſchaften und Verhältniſſen gebildet hat. Der Dialog der dramatiſchen Perſonen iſt zugleich gewiſſermaßen eine auf den Effekt berechnete Rede, die der Dichter an das Publicum richtet. Corneille ſucht das Erhabene, Grandioſe; er ſtrebt diejenige Rührung hervorzubringen, die ſich zur Anſchauung deſſen, was edel und erhaben iſt, geſellt. Racine, der in ſeinen beiden letzten Stücken eben

dieſe Richtung einſchlägt, und dabei noch von dem religiöſen Elemente emporgetragen wird, hat ſich doch in ſeinen früheren Dichtungen, mehr der Leidenſchaften und der daraus entſtehenden Verwickelungen bedient, um eine weichere Theilnahme bei den Zuſchauern zu erregen. Noch mehr als in dem Drama findet ſich dieſe Verwandtſchaft mit der Rhetorik in der lyriſchen Poeſie der Franzoſen; und es darf wohl nicht befremden, wenn ſie bei Malherbe und Johann Baptiſt Rouſſeau in dieſem Charakter erſcheint, da ſie denſelben ja ſelbſt bei dem deutſchen Schiller nicht immer verleugnet hat.

Maſſillons Leben fällt in eine Zeit, wo er alle die bedeutenden Werke, die während des ſiebzehnten Jahrhunderts in Frankreich entſtanden waren, zu ſeiner Bildung benutzen konnte, und in ihm, als in einem der letzten Repräſentanten dieſer Epoche, ſcheint ſich das Vortreffliche derſelben zu einem letzten Lichtblicke vereinigt zu haben. Er überlebte aber noch dieſen Zeitraum, und war ein Zeuge des nach demſelben eintretenden Verfalles der franzöſiſchen Literatur. In dem Jahre 1699, wo er zuerſt vor Ludwig XIV. in Verſailles predigte, ſtarb Racine; Corneille war ſchon 1684 geſtorben. In dem Jahre 1687, demſelben wo Calderon ſtarb, hatte Boſſuet ſeine letzte Leichenrede, die auf den Prinzen von Condé, gehalten. Bourdaloue predigte 1693 zum letzten Male vor dem Könige in Verſailles, und ſtarb wie Boſſuet 1704. Mascaron ſtarb 1703, Flechier 1710. Das

Zeitalter Ludwigs XIV. ging zu Ende; und ſeit 1694 lebte ſchon Derjenige, welcher in dem folgenden Jahrhunderte, dem er einen trüglichen Glanz verlieh, das vornehmſte Werkzeug des allſeitigen Verfalles geweſen iſt — Voltaire!

Was das religiös-ſittliche Leben in Frankreich betrifft, ſo hatten ſich im ſiebzehnten Jahrhundert viele, zum Theil in dem vorigen Kapitel erwähnte, Elemente vereinigt, von deren Entwickelung ſich eine lange und dauernde Blüthe deſſelben erwarten ließ. Statt deſſen gerieth es, am Ende dieſes Jahrhunderts, in den ſchrecklichſten Verfall; und dieſer muß, unter andern mitwirkenden Urſachen, wohl dem Einfluſſe Ludwigs XIV. als einer der vornehmſten, zugeſchrieben werden. Von dem Geiſte, in welchem er, durch fanatiſche und ränkevolle Prieſter und Staatsmänner geleitet, die kirchlichen Angelegenheiten behandelte, giebt ſeine Verfolgung der Reformirten in Frankreich ein Beiſpiel, welches den Abſcheu der ganzen Nachwelt erregen muß. Die härteſten Verordnungen, um ſo empörender, weil ſie von dem üppigſten aller Höfe ausgingen, beraubten die Reformirten allmählig der ihnen zugeſicherten Rechte; die Familien wurden der Brutalität der Dragoner, die man in die Häuſer ſandte, Preis gegeben; die treuen Geiſtlichen, die durch Liebe für ihre Gemeinen angetrieben, die ungerechteſten Befehle zu übertreten wagten, wurden mit dem Galgen und dem Rade beſtraft; endlich 1685 wurde

Heinrichs IV. zu Gunſten der Reformirten erlaſſenes unwiderrufliches Edikt von Nantes widerrufen. Viele Tauſende wurden durch dieſe grauſamen Verfolgungen zur Auswanderung aus ihrem Vaterlande gezwungen; und die reformirte Kirche in Frankreich hatte für lange Zeit ihr öffentliches Leben verloren. Dies war ein Verluſt für Frankreich, und ſelbſt für die katholiſche Kirche dieſes Landes; denn ſelbſt dieſer konnte es nur vortheilhaft ſeyn, mit einer Kirche zu wetteifern und zu kämpfen, die ſo manche hochbegabte und gelehrte Männer beſaß, und deren Mitglieder durch ein ſtreng ſittliches Leben ſich auszeichneten.

In der katholiſchen Kirche Frankreichs war die ſogenannte Geſellſchaft von Portroyal, deren ſchon in dem vorigen Kapitel gedacht worden iſt, eine der edelſten Erſcheinungen; aber ſie ward durch Ludwig XIV. dem Haſſe der Jeſuiten zum Opfer gebracht. Pabſt Innocenz X. hatte 1653 fünf Sätze, als janſeniſtiſch verdammt; die Gelehrten von Portroyal, Antoine Arnauld an ihrer Spitze, und alle Anhänger des Auguſtin und des Janſenius behaupteten, daß dieſe Sätze, in dem von dem Pabſte verdammten Sinne, in den Schriften des Janſenius nicht zu finden wären. Die Jeſuiten ſahen hier eine Gelegenheit ſich für die Wunden zu rächen, die ihnen Pascal durch ſeine Provinzialbriefe geſchlagen hatte; ſie wußten die Staatsgewalt für ſich zu gewinnen; und ſo begann gegen die Geſellſchaft von Portroyal und

und gegen die von demſelben Geiſte beſeelten Kloſterfrauen, eine lange Reihe der ungerechteſten Verfolgungen. Aus den Umgebungen des Kloſters wurden die Einſiedler, die ſich dort zurückgezogen hatten, vertrieben und die von ihnen eröffneten Schulen wurden geſchloſſen. Antoine Arnauld, nachdem er, größtentheils flüchtig und verborgen, noch mehrere Jahre in Frankreich zugebracht hatte, entfloh 1679, weil er ſich dort nicht mehr ſicher glaubte, nach den Niederlanden, wo er ſein Leben endigte. Le Maistre de Sacy ward länger als zwei Jahre in der Baſtille gefangen gehalten. Gegen die Kloſterfrauen von Portroyal brach 1661 die Verfolgung aus. Man trennte ſie von ihren Beichtvätern und drang ihnen fremde auf; ihre Novizen und Zöglinge wurden ihnen entriſſen, und hinweggeführt. Unter dieſen Unruhen ſtarb Angelica Arnauld, in welcher ein gewaltiger Geiſt, der ſie zum Herrſchen befähigte, ſich mit der tiefſten Demuth verband. Ihre hohe Frömmigkeit bewährte ſie bis zu ihren letzten Augenblicken, indem ſie, ihre eigenen Leiden vergeſſend, nur ihre Schweſtern unter dieſen Mißgeſchicken zu tröſten und zu ſtärken bemüht war. Einige Jahre ſpäter ſchrieb Alexander VII. eine Formel vor, deren Unterſchrift nicht nur von Geiſtlichen, ſondern auch von Mönchen und Nonnen gefordert werden ſollte, wodurch man eidlich erklärte, daß die fünf Sätze, in dem Sinne, worin der Pabſt ſie verdammt hatte, in den Schriften des Janſenius wirklich geleſen würden. Da die Nonnen von

Portroyal die Unterſchrift verweigerten, ſo wurden, um ihren Widerſtand zu brechen, die härteſten Mittel gegen ſie angewendet. Endlich 1710 wurden ſogar die Kloſtergebäude von Portroyal des champs, dieſe Wohnungen ernſter Andacht, dieſe Stätte der Zuflucht für ſo viele fromme und ausgezeichnete Menſchen, niedergeriſſen und dem Boden gleich gemacht.

Eben ſo wenig blieb das zu dieſer Zeit in der franzöſiſch-katholiſchen Kirche hervortretende chriſtlich-myſtiſche Element von dem zerſtörenden Einfluß Ludwigs XIV. verſchont. Fenelon hatte in ſeiner Schrift: „Grundſätze der Heiligen über das innere Leben," das Weſen und die Wirkungen der reinen, uneigennützigen Liebe zu Gott darzuſtellen, und ſie von den Forderungen einer falſchen Myſtik zu ſondern geſucht. Eine ſolche Erſcheinung ward in der damaligen Zeit nicht mehr verſtanden. Boſſuet, als Repräſentant des bloß äußerlichen Kirchenthums, trat gegen Fenelon in die Schranken; und Ludwig XIV. ließ nicht ab in den Pabſt Innocenz XII. zu dringen, bis er ihn beſtimmte 1699 das Werk Fenelons zu verdammen. Von dem Schlage, den ſie damals empfing, hat ſich die myſtiſche Theologie in Frankreich nicht wieder erhoben. In den Zeiten des Mittelalters hatte ſie die ſcholaſtiſchen Speculationen heilſam beſchränkt; in Paris ſelber war ſie in früheren Jahrhunderten durch Hugo und Richard von St. Victor und durch Johann Gerſon gepflegt worden; und noch in der jüngſt verfloſſenen

Zeit hatte ſie an Franz von Sales, der dem franzöſiſchen Volke durch die Sprache verwandt war, einen ausgezeichneten und einflußreichen Anhänger gehabt. Ihre Unterdrückung unter Ludwig XIV. iſt ein Beweis mehr, daß das katholiſche Kirchenthum in Frankreich ſich von dem Kerne des inneren Lebens abgeſondert hatte, um ſich in leere Aeußerlichkeiten zu verlieren; ſo wie es auch bezeichnend iſt für den Hof Ludwigs XIV., daß Fenelon, der wahrhaft vornehme Mann, der demüthige Geiſtliche, der geniale Schriftſteller, der myſtiſche Theologe; daß Fenelon, der nicht nur alle dieſe Eigenſchaften in ſeiner ausgezeichneten Perſönlichkeit verband, ſondern auch in der Bildung des Herzogs von Bourgogne eines der größten Meiſterſtücke der Erziehungskunſt aufgeſtellt hatte; daß Fenelon an dieſem Hofe keinen Raum fand, daß er von demſelben ausgeſtoßen ward, und in dem ehrenvollen Exil, als Erzbiſchof von Cambray, ſeine Tage beſchließen mußte.

Es würde jedoch der unglaublich ſchnelle religiös-ſittliche Verfall des franzöſiſchen Volkes im achtzehnten Jahrhundert nicht zu erklären ſeyn, wenn zu den angeführten Urſachen des Verderbens, nicht noch eine andere, das durch den Hof dem Volke gegebene Schauſpiel der Unſittlichkeit, hinzugekommen wäre. Man kann nicht ohne Entſetzen die Wirkungen berechnen, welche die lange Reihe von Buhlerinnen Ludwigs XIV. hervorbringen mußte, welche die Rolle der Königin übernahmen, und der rechtmäßigen Gemahlin nur die Stellung einer demüthigen

Dulderin übrig ließen. Dies Beiſpiel war um ſo verderblicher, da Ludwig XIV. manche edle perſönliche Eigenſchaften, namentlich die Gabe zu befehlen und zu regieren beſaß; es wirkte auf das mit dem Hofleben verſchlungene Leben der Großen, und verbreitete von da ſeinen Einfluß in immer weiteren Kreiſen. Von der Sittlichkeit getrennt, ja mit Unſittlichkeit gepaart, konnte ſelbſt die Anhänglichkeit und die Ehrfurcht für die Religion, die Ludwig XIV. ſtets gezeigt hatte, und die gegen das Ende ſeines Lebens, durch den Einfluß der Frau von Maintenon noch deutlicher hervortrat, das Verderben nicht hemmen, ſondern nur ſteigern, indem ſie das Laſter nöthigte, ſich in den Schein der Frömmigkeit zu hüllen. Es entſprang daraus am Hofe, in der Kirche, in der Regierung und Verwaltung, in dem Leben des Volkes, ein Zuſtand, den Maſſillon ſelbſt mit Schrecken erregenden Zügen geſchildert hat. In einer von ihm am Aſchermittwoch, in der Kirche Notre Dame, während der letzten Jahre Ludwigs XIV. gehaltenen Predigt, betrachtet er die durch den ſpaniſchen Erbfolgekrieg damals herbeigeführten Bedrängniſſe, als eine Strafe Gottes für die Sünden und Laſter des Volkes, und ſagt:

„Woher dieſe Veränderung, meine Brüder? Ich habe es euch ſchon geſagt: der Zorn Gottes iſt entbrannt über unſere Verbrechen; ihr Uebermaaß ſtieg endlich empor bis zu dem Thron ſeiner Rache. Er ſchaute von ſeiner heiligen Höhe, wie der Pſalmdichter

ſagt,*) und er ſah die unter uns herrſchenden Gräuel, die Sittenloſigkeit der Chriſten, den Unglauben der Großen, den Mangel an Frömmigkeit ſelbſt bei den Geiſtlichen; die allem Anſtande Hohn ſprechende Schamloſigkeit des weiblichen Geſchlechts, das ſich herabwürdigt durch eine Frechheit, wovor die Zeiten unſerer Vorfahren erſchrocken wären, und welches nur noch in dem Ekel Derjenigen, welchen es zu gefallen ſucht, ſeine Sicherheit findet.

„Er ſchaute von ſeiner heiligen Höhe, und er ſah den Ehebruch und ähnliche Gräuel unter ſeinem Volke in Ehren gehalten; die Erpreſſung und die Ungerechtigkeit mit Titeln und öffentlichen Würden bekleidet; die ſchrecklichſten Ausſchweifungen durch große Beiſpiele gerechtfertigt; eine ungeheure und wahnſinnige Verſchwendung zugleich mit dem öffentlichen Elend wachſen und zunehmen; die Schauſpielhäuſer, den Stätten der Schande gleich gemacht durch die offenkundigen Ausſchweifungen der unglücklichen Geſchöpfe, welche dort die Menge bewundert; und die öffentlichen Sitten, in öffentliche Aergerniſſe verwandelt.

„Er ſchaute von ſeiner heiligen Höhe, und er ſah ſein Heiligthum, die Kirche, durch den Ehrgeiz und deſſen Ränke, durch Spaltung und Erbitterung entweiht, die Boten des Friedens ſelbſt ſich gegenſeitig bekämpfend, die Vertheidigung der Wahrheit perſönlichen

*) Pſalm 102, 20.

Feindſchaften zum Vorwand dienend; den Eifer durch gemeinen Eigennutz entzündet; die Leidenſchaften, welche der Glaube verdammt, zu ſeiner Vertheidigung herbeigerufen; die Frömmigkeit in Gewinnſucht und in ſchändliche Heuchelei verwandelt; und dies Reich, ſonſt die Stütze des Glaubens und der reinſte Theil ſeiner Kirche, umgeſchaffen durch die Frechheit der Reden und die Gottloſigkeit der Geſinnungen in die Ehrenbühne der Philoſophen und Ungläubigen.

„Er ſchaute von ſeiner heiligen Höhe, und er ſah einen frommen König, von einem zügelloſen Hofe umgeben; den Höfling, ſonſt unter uns an eine ſclaviſche Nachahmung des Fürſten gewöhnt, ſich hier das Richteramt über ihn anmaßen; die Frömmigkeit auf dem Throne, aber deshalb nur um ſo verhaßter; die Laſter, vermehrt durch den Zwang; die Ausſchweifungen der Sinnenluſt durch ihre Gefahren gewürzt; den Ehrgeiz, gekleidet in den Schein der Frömmigkeit, um die Gunſt des Herrſchers zu gewinnen; die Heuchelei, durch die Wohlthaten bereichert, welche beſtimmt waren, die Tugend zu belohnen; und die Religion mehr geſchmäht durch die Sitten und Kunſtgriffe dieſer falſchen Gerechten, als es durch die Frechheit der erklärteſten Sünder hätte geſchehen können.“

Auf dieſen allſeitigen, und vornehmlich religiös-ſittlichen Verfall in dem Zeitalter Maſſillons ſchien es mir nöthig hinzuweiſen, weil ſeine Beredſamkeit, nur wenn

man ſich dieſen finſtern Hintergrund hinzudenkt, in dem rechten Lichte erſcheinen kann. In Perioden großer Verderbniß pflegen die Menſchen eine zwiefache Stellung zu ihrem Jahrhundert anzunehmen. Die Einen, ohne gerade dieſe Verderbniß in ihrem ganzen Umfange zu theilen, ſchwimmen doch mit dem Strom, unbekümmert, wohin er ſie führen mag. Andere erkennen die Gefahr; ſie retten ſich aus dem Strudel, und treten der allgemeinen Bewegung mit der Kraft eines ſittlich guten Willens entgegen. In dieſes letztere Verhältniß haben die beiden Redner, die uns hier beſchäftigen, Demoſthenes und Maſſillon, ſich zu ihrem Zeitalter geſtellt, welches für beide ein Zeitalter der Entartung und des Verfalles war. Und vielleicht iſt ein ſolches Verhältniß für die Beredſamkeit nicht ungünſtig zu nennen. Wenn der geiſtliche Redner, unter denen, die ſich um ſeine Kanzel verſammeln, nur die allgemeinen menſchlichen Gebrechen vorausſetzen darf, ſo wird er, durch die gute Meinung, die er von ihnen hegt, in den Grenzen einer gewiſſen Mäßigung zurückgehalten; durch die Größe hingegen und durch die allgemeine Verbreitung des Uebels, welches er zu bekämpfen hat, fühlt er ſich ſelbſt zu den außerordentlichſten Anſtrengungen aufgefordert. Einen ſolchen faſt gewaltſamen Kampf hat auch Maſſillon geführt; und wenn ſeine Predigten deshalb ſich weniger für die ſtille Erbauung eignen, ſo ſind ſie um ſo bedeutender als Beiſpiele einer großartigen Beredſamkeit. Hieraus er-

klärt es ſich auch, daß über ſeine Predigten, bei allem Glanze der Darſtellung, ſich eine Färbung der Trauer und Schwermuth verbreitet, und daß er zuweilen in gewiß tadelnswerthe Seufzer über die zu beſorgende Fruchtloſigkeit ſeines Predigens ausbricht; wie, wenn er in der Predigt über die geringe Zahl der Auserwählten ſagt: „Ihr ſchmeichelt euch mit einer vergeblichen Hoffnung: in dem Zuſtande, worin ihr euch jetzt befindet, werdet ihr auch ſterben. Mit allen dieſen Vorſätzen der Beſſerung, mit denen ihr jetzt ſpielet, werdet ihr auch ſpielen bis zu eurem letzten Augenblick; dies iſt die Erfahrung aller Jahrhunderte; und die einzige mit euch vorgegangene Veränderung wird darin beſtehen, daß ihr über eine etwas größere Schuld als die jetzige ſeyn mag, werdet Rechnung abzulegen haben.“ Es iſt nur zu verwundern, wie die Zuhörer Maſſillons dieſe und ähnliche in ſeinen Predigten vorkommende Aeußerungen ertragen konnten. Geſchah es, weil ſie wenigſtens das Joch des äußeren Geſetzes, welches in den Faſten den Kirchenbeſuch vorſchreibt, noch nicht abgeſchüttelt hatten? Oder bringt es der rhetoriſche Sinn des franzöſiſchen Volkes mit ſich, daß es dem trefflichen Redner überhaupt mehr geſtattet, als wir Deutſche uns würden gefallen laſſen?

Nachdem Maſſillon im Seminar von Saint Magloire mit großer Auszeichnung Conferenz-Predigten gehalten hatte, entſchied er ſich, in die große Laufbahn der damaligen katholiſchen Kanzelberedſamkeit in Frankreich

als Advents- und Faſtenprediger zu treten. Seine erſten Verſuche wurden von ihm in dem Jahre 1698 angeſtellt, und zwar nicht in Paris, ſondern in Montpellier; ſie waren im höchſten Grade ermuthigend. Im folgenden Jahre trat er auf vor dem Kirchenpublicum in Paris; er hielt Faſtenpredigten in verſchiedenen Kirchen der Stadt und fand den außerordentlichſten Beifall. Der damals ſchon hochbejahrte Bourdaloue, der ſo lange im wohlverdienten Ruhme der Kanzelberedſamkeit geblüht hatte, ſagte, nach Anhörung einer ſeiner Predigten: Er muß wachſen, ich aber muß abnehmen. Daß man ihn bereits zu den erſten Kanzelrednern Frankreichs rechnete, geht auch daraus hervor, daß er in demſelben Jahre, 1699, berufen ward, in Verſailles, vor dem Könige und dem Hofe, wo in den letzten Jahren Mascaron und Bourdaloue mit einander abgewechſelt hatten, die Adventspredigten zu halten. Wir ſehen ihn hier in einer neuen, wichtigen Stellung. Der ſechsunddreißig jährige Oratorianer, voll Begeiſterung für die Würde ſeines Amtes und für die Majeſtät des göttlichen Wortes, das er zu verkündigen hat, erſcheint vor dem bereits gealterten König, deſſen, durch eine lange Reihe von Siegen erworbener Ruhm damals noch nicht durch die Niederlagen und Unglücksfälle der ſpäteren Jahre getrübt war. Am Tage aller Heiligen hielt Maſſillon ſeine erſte Predigt vor dem Könige. Zum Text hatte er den Anfang der Bergpredigt, und vornehmlich die Worte:

Selig ſind die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden. Sein Thema war das Glück der Gerechten. In dem Exordium redet er den König an, und weiß, bei der angemeſſenſten Behandlung der Verhältniſſe, den ganzen Ernſt der chriſtlichen Sittenlehre geltend zu machen.

„Wenn hier die Welt anſtatt des Herrn zu Eurer Majeſtät redete, ſo würde ſie ohne Zweifel eine ganz andere Sprache führen.“

„Glücklich der Fürſt, würde ſie ſagen, der niemals kämpfte, ohne zu ſiegen; der, je mehr der gegen ihn verbündeten Feinde waren, ſich nur einen um ſo ſchöneren Ruhm erwarb durch den Frieden, den er ihnen verlieh; und deſſen eigene Größe ſtets die Größe der Gefahr und des Sieges übertraf!“

„Glücklich der Fürſt, der, während einer langen und blühenden Regierung ſich des erworbenen Ruhmes, der Liebe ſeiner Unterthanen, der Achtung ſeiner Feinde, der Bewunderung der Welt, der Früchte ſeiner Eroberungen, der Pracht ſeiner Denkmäler, der Hoffnung einer zahlreichen Nachkommenſchaft ruhig erfreut; und dem nichts als die Erhaltung deſſen, was er ſchon beſitzt, zu wünſchen übrig bleibt!“

„So würde die Welt reden; aber Jeſus Chriſtus redet nicht wie die Welt.“

„Selig, ſagt er, nicht derjenige, welchen die Mitwelt bewundert, ſondern derjenige, deſſen Sehnſucht ſich vornehmlich auf die unſichtbare Welt hingewendet hat, und

der sich selbst, so wie alles, was vergänglich ist, geringschätzt; denn ihm gehört das Himmelreich. Selig sind die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr."

„Selig, nicht derjenige, dessen Regierung und Thaten die Geschichte dem Gedächtniß der Menschen überliefern wird; sondern derjenige, dessen Thränen die Geschichte seiner Sünden in dem Gedächtniß Gottes ausgelöscht haben; denn seiner wartet ein ewiger Trost. Selig sind die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden."

„Selig, nicht derjenige, der die Grenzen seines Reiches durch neue Eroberungen ausdehnt, sondern derjenige, dessen Wünsche und Leidenschaften nicht die Grenzen des göttlichen Gesetzes überschreiten; denn er wird zu einem Besitze, der länger dauert als das Weltreich, gelangen. Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen."

„Selig, nicht derjenige, den die Stimme der Völker über alle Fürsten seine Vorfahren erhebt, und der seines Ruhmes und seiner Größe sich ruhig erfreut; sondern derjenige, der selbst auf dem Throne nichts findet, das seines Herzens würdig wäre, und der das wahre Glück hienieden nur in der Tugend und in der Gerechtigkeit sucht; denn er wird das, wonach er sich sehnet, erreichen. Selig sind, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden."

„Selig, nicht derjenige, den die Menschen als groß und unüberwindlich preisen; sondern derjenige, welchen die Unglücklichen vor dem Angesichte Jesu Christi ihren barmherzigen Beschützer nennen werden; denn auch gegen ihn wird der Herr barmherzig seyn. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

„Selig endlich, nicht derjenige, der über das Schicksal seiner Feinde gebietend, mehr als einmal der Erde den Frieden gab; sondern derjenige, der sich selber den Frieden geben, und die lasterhaften, ungeregelten Neigungen, welche die Ruhe des Herzens stören, aus demselben verbannen konnte; denn Gott wird ihn unter die Zahl seiner Kinder aufnehmen. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen."

Nach den Adventspredigten, die er auf diese Weise eröffnete, hielt Massillon zu Versailles vor dem Könige und vor dem Hofe noch die Fastenpredigten in den Jahren 1701 und 1704. Eine dieser Predigten brachte eine in die Augen fallende, und deshalb berühmte und oft erzählte Wirkung hervor. Es ist dies die Predigt über die geringe Zahl der Auserwählten. Der Redner hat den Mangel an wahrer Buße, und die Nichtbeachtung der allgemeinsten und verbindlichsten Grundsätze eines christlichen Lebens, als die Ursachen angegeben, weshalb so wenige selig werden. Hiervon macht er nun die An-

wendung auf die ſich vor ihm befindenden Zuhörer, und ſagt gegen den Schluß ſeiner Predigt:

„Deshalb bleibe ich bei Euch ſtehen, meine Brüder, die ihr hier verſammelt ſeyd. Ich rede nicht von den übrigen Menſchen; ich betrachte euch als wäret ihr allein auf der Erde; und dies iſt der Gedanke, der mich beſchäftigt, und der mich erſchreckt. Ich nehme an, dieſer gegenwärtige Augenblick iſt euer letzter, und das Ende der Welt. Sogleich werden die Himmel ſich über euch öffnen; Jeſus Chriſtus wird in ſeiner Herrlichkeit mitten in dieſem Tempel erſcheinen; und ihr ſeyd hier nur verſammelt, um ihn zu erwarten, gleich zitternden Verbrechern, denen ihre Begnadigung, oder das Urtheil des ewigen Todes verkündigt werden ſoll. — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich frage euch alſo, und indem ich es frage, fühle ich mich ſelbſt von Furcht erſchüttert, denn ich trenne mein Schickſal hier nicht von dem eurigen, und verſetze mich ſelbſt in die Stimmung, die ich euch wünſche — ich frage euch: Wenn Chriſtus mitten in dieſem Tempel erſchiene, mitten in dieſer Verſammlung, der glorreichſten auf Erden, um Gericht zu halten, um die furchtbare Scheidung der Schaafe und der Böcke zu bewirken: glaubt ihr die größere Anzahl von uns, die wir hier verſammelt ſind, würde zur Rechten geſtellt werden? Glaubt ihr, es würde wenigſtens Gleichheit ſtatt finden? Glaubt ihr, Er würde unter uns nur zehn Gerechte finden, die der Herr ehedem

in fünf ganzen Städten nicht finden konnte? Ich frage es euch; ihr wißt es nicht; auch ich kann es nicht wiſſen; Du allein, o Gott, kennſt diejenigen, die Dir angehören. Aber wenn wir diejenigen, die ihm angehören, nicht kennen, ſo wiſſen wir wenigſtens, die Sünder gehören ihm nicht. Was ſind nun die hier verſammelten Chriſten? Titel und Würden dürfen für nichts gerechnet werden! Dieſe gelten nichts vor dem Angeſichte Jeſu Chriſti. Was ſind ſie? Viele von ihnen ſind Sünder, die ſich nicht bekehren wollen; noch mehrere wollen es, aber ſie verſchieben ihre Bekehrung; Viele bekehren ſich nur, um in die Sünde zurückzufallen; eine große Menge unter ihnen glaubt keiner Bekehrung zu bedürfen. Dieſe gehören zu den Verdammten! Trennt dieſe vier Arten von Sündern von dieſer heiligen Verſammlung, wie der Herr an jenem großen Tage ſie von ihr trennen wird. Erſcheint jetzt, Gerechte, wo ſeyd ihr? Auserwählte Israels, ſtellt euch zur Rechten! Weizen, den der Herr in ſeine Scheunen ſammeln will, ſondere dich von dieſer Spreu, die zum Feuer beſtimmt iſt! O Gott, wo ſind deine Auserwählten; und was bleibt dir zum Eigenthum?"

Die Wirkung dieſer Stelle war außerordentlich; der König, ſeine Umgebung, die ganze Verſammlung ward erſchüttert; der Redner, auf den dieſe Bewegung zurückwirkte, ſchwieg einige Augenblicke, indem er ſich das Geſicht mit den Händen bedeckte. — Man wird nicht umhin können, ſich dieſes Zeugniſſes für die Kraft des göttlichen

Wortes zu freuen. Denn es waren nicht Künſte einer weltlichen Beredſamkeit, welche dieſe Erregung hervorbrachten; es war das Wort Gottes ſelbſt, das hier wie ein Hammer an die Herzen ſchlug. Allerdings ward aber auch hier einem mächtigen Könige und einem glänzenden Hofe das Wort Gottes mit einer Unerſchrockenheit und einer Kühnheit verkündigt, welche dem Redner unſere Achtung und Verehrung erwerben muß; ſo wie wir auch von einer Verſammlung, die alſo hingeriſſen werden konnte, nicht eben eine verächtliche Vorſtellung hegen dürfen.

Die jetzt erwähnten Advents- und Faſtenpredigten ſcheinen mir unter allen Werken Maſſillons die vorzüglichſten; und ſie ſind es auch allein, deren genauere Prüfung uns im Folgenden beſchäftigen wird. Mit allen ſpäteren Reden werde ich eben ſo wie es bereits mit den früheren geſchehen iſt, verfahren; ich werde mich mit einer hiſtoriſchen Anführung und mit einer kurzen Beurtheilung begnügen; und ich werde weder auf die einen noch auf die anderen zurückkommen.

Ludwig XIV. ſcheint für Maſſillon eine aufrichtige Hochachtung empfunden zu haben. Dies geht hervor aus den bekannten Worten, die er an ihn richtete: „Wenn ich Andere hörte, war ich mit denſelben ſehr zufrieden: wenn ich Sie gehört habe, bin ich mit mir ſelbſt ſehr unzufrieden geweſen.“ Dem natürlichen richtigen Sinne des Königs — den derſelbe auch in andern Fällen bei

Beurtheilung von Perſonen und Geiſteswerken gezeigt hat — war es nicht entgangen, daß Maſſillon nicht die eigene Ehre, ſondern das Heil ſeiner Zuhörer, ihre Bekehrung und Herzensänderung ſuchte. Er hat durch dieſe Worte den Geiſt ſeiner Beredſamkeit treffend bezeichnet, und das Lob, das er ihm ertheilte, iſt das ſchönſte, das einem geiſtlichen Redner überhaupt ertheilt werden kann. Am Schluſſe der Faſtenpredigten des Jahres 1704 ſagte er ihm, in Zukunft wolle er immer ein Jahr um das andere ihn hören. Dies geſchah jedoch nicht; während der letzten elf Lebensjahre des Königs erhielt Maſſillon keine neue Aufforderung, ihm das Wort Gottes zu verkündigen. Auch erfährt man nicht, daß er irgend ein anderes Zeichen der Anerkennung von ihm empfangen hätte. Ein Bisthum war damals in Frankreich die gewöhnliche Belohnung für eine glänzende Reihe von Advents- und Faſtenpredigten. Dieſe Belohnung erhielt Maſſillon nicht durch Ludwig XIV., ſondern durch den Herzog von Orleans, der nach dem Tode des Königs die Regentſchaft führte, und deſſen Geſinnung keineswegs geeignet war, dieſer Ehrenbezeugung einen großen Werth zu verleihen. Die Könige, mit ſeltenen ruhmwürdigen Ausnahmen, erweiſen nur Denen ihre Gunſt, deren Talente ſie ihren Zwecken dienſtbar machen können; der hochbegabte Mann, dem ſein Charakter nicht erlaubt, ſich ihren Abſichten und Wünſchen zu bequemen, den pflegen ſie zu achten — und zu ignoriren.

Das große Anſehen, welches ſich Maſſillon als öffentlicher Verkündiger des göttlichen Wortes erworben hatte, bewog viele Perſonen, in den Angelegenheiten ihres Heils ſeinen Rath zu ſuchen, und ſich ſeiner Seelſorge anzuvertrauen. Unter dieſen war auch François Touſſaint Forbin de Janſon, der in dem kaiſerlich öſterreichiſchen Heere unter dem Namen Roſenberg gedient hatte, und ſeitdem nach Frankreich zurückgekehrt war. In einer ſchweren Krankheit, die ihn zu Paris befiel, faßte er den Entſchluß zu einer gründlichen Bekehrung und zum Eintritt in den Orden von la Trappe. Er konnte von dieſem Vorhaben durch Maſſillon, der ſelbſt einmal Willens geweſen war, ſich dem Kloſterleben nach dieſer ſtrengen Regel zu widmen, nicht zurückgehalten werden; er reiſete nach la Trappe, und ward in den Orden aufgenommen, als deſſen Mitglied er in hochgeachteter Frömmigkeit ſeine Tage beſchloß.

Drittes Kapitel.

Leben Maſſillons ſeit dem Tode Ludwigs XIV. bis zu ſeinem Ende. 1715—1742.

Nach dem Tode Ludwigs XIV. trat die neue Zeit, die ſich ſchon längſt im Schooße der alten gebildet hatte, mit ihren eigenthümlichen Merkmalen deutlich hervor. Die ſchon früher weit verbreitete Sittenloſigkeit fühlte ſich durch das Beiſpiel des Hofes und des Herzogs von Orleans von jedem Zwange und von jeder Rückſicht entbunden. Alle Beſtrebungen und Grundſätze, durch welche das Jahrhundert Ludwigs XIV. war bewegt und emporgetragen worden, hatten durch ihren Mißbrauch und durch ihre Verbindung mit vielen unreinen Elementen ihre Kraft über die Gemüther verloren. Man war enttäuſcht von dem Ruhme, den Frankreich in vielen ungerechten Kriegen erworben, und den das Volk durch ſein Blut und durch ſein Elend ſo theuer

bezahlt hatte; Ludwig XIV. ſelbſt hatte über die kriegeriſchen Beſtrebungen ſeiner Regierung den Stab gebrochen durch die von ſeinem Sterbelager an ſeinen Nachfolger gerichtete Ermahnung, ihn in dieſer Beziehung nicht nachzuahmen, den Krieg zu vermeiden, und die Noth des Volkes zu lindern. Die mit ſo vieler Pracht errichteten Denkmäler mahnten nicht nur an den Glanz früherer Jahre, ſondern auch an die Verſchleuderung ungeheurer Mittel, und an die zu ihrer Herbeiſchaffung angewendeten Erpreſſungen und Ungerechtigkeiten. Man war geneigt, die Vorrechte der königlichen Gewalt, welche dieſe ſo furchtbar gemißbraucht hatte, zu verkennen, und dagegen die Rechte des Volkes in einem gleichen Uebermaße geltend zu machen. Ja ſelbſt der Einfluß der Religion, unter deren Ehrfurcht gebietender Hülle ſich die größten Laſter verborgen hatten, konnte auch von gut geſinnten Menſchen bezweifelt werden; und man hielt es für die Aufgabe der neuen Zeit, in einer von dem Glaubensgrunde getrennten Moral, das Heil der Menſchheit zu ſuchen. Hatte früher eine Religion ohne Liebe geherrſcht, ſo ſollte nun eine Liebe ohne Religion zur Herrſchaft erhoben werden. Die letzte Verirrung war eben ſo gefährlich als die erſte; und Gott hat gezeigt, wie furchtbar er die Trennung des Glaubens und der Liebe, die nach ſeinem Willen unzertrennlich verbunden ſeyn ſollten, beſtraft. Denn der Glaube ohne Liebe hatte unter Ludwig XIV. in einer Reihe der ungerechteſten

Verfolgungen und in einem tiefen sittlichen Verfall seine Früchte gezeigt; und die Liebe ohne Glauben hat im achtzehnten Jahrhundert ein noch tieferes sittliches Verderben, und endlich — die französische Revolution herbeigeführt.

Wir werden nicht umhin können, in den Reden Massillons, welche in diese Periode fallen, manche Spuren des Einflusses wahrzunehmen, den sein Zeitalter auch über ihn, obgleich er gewiß zu den Edelsten und Besten desselben gehörte, ausgeübt hat.

Von den großen Rednern der früheren Zeit war er allein noch am Leben; es ist daher nicht zu verwundern, daß er gewählt ward, um bei der kirchlichen Leichenfeier die Gedächtnißrede auf Ludwig XIV. zu halten. Eine unerfreuliche und schwer zu lösende Aufgabe, vornehmlich für ihn, der sich nie an den Ton der schmeichelnden Lobrede hatte gewöhnen können, und der jetzt weniger als jemals dazu gestimmt seyn mochte. Es waren hier zwei widerstrebende Forderungen zu erfüllen; die der Aufrichtigkeit und Wahrheit, welche nöthigten, über das Leben und die Thaten des Königs in vielen Rücksichten ein ungünstiges Urtheil auszusprechen; und die der Angemessenheit und des Nationalgefühls, nach welchem er von dem Glanze jener Regierung eben so wenig schweigen konnte, als es den Franzosen überhaupt bis jetzt darüber zu schweigen möglich gewesen ist. Der Ausweg, den er wählte, ist auffallend, und nicht eben glücklich zu

nennen; er beſteht darin, Licht und Schatten neben einander zu ſtellen, Lob zu ertheilen, und es ſogleich durch den hinzugefügten Tadel wieder aufzuheben. Dieſe Abſicht kündigt er ſchon an durch die Wahl des Textes, Prediger Salomo 1, 16. 17.: Ich bin groß geworden, ich ward aber gewahr, daß ſolches auch Eitelkeit iſt. Dieſer Text gab ihm auch Veranlaſſung, ſeine Rede mit den Worten zu beginnen: „Gott allein iſt groß;" die ſchön und bedeutend ſind, vornehmlich als Anfang einer auf Ludwig, den man den Großen nannte, gehaltenen Grabrede.*) Er will zuerſt von dem Glanze ſeiner Regierung, und zweitens von ſeiner Frömmigkeit reden. Im erſten Theile preiſt er Ludwigs Siege und Eroberungen, und beklagt gleich darauf das Elend des Krieges; er ſchildert die Fortſchritte der Künſte und Wiſſenſchaften, aber unterläßt nicht zu bemerken, daß ihr Einfluß auf die Sittlichkeit und die Religion nur ſchädlich geweſen ſey; er rühmt die edlen natürlichen Eigenſchaften des Königs, fügt jedoch ſogleich hinzu, daß nur eine durch die Gnade geheiligte Tugend in den Augen Gottes Werth haben könne, eine große Wahrheit, wodurch

*) Das höchſt auffallende Mienen- und Geberdenſpiel, womit Maſſillon dieſe Worte, nach der Erzählung des Cardinals Maury (Sur l'Eloquence de la chaire 1. p. 384) geſprochen haben ſoll, würde mir, ſo ſehr es auch von dieſem bewundert wird, nur als der Gipfel der Unnatur und Affectation erſcheinen, von welchen Maſſillon, nach andern Berichten, die ſeinen Vortrag als ſehr einfach ſchildern, vollkommen frey war.

aber das eben vorangehende Lob in dem Munde eines Geiſtlichen unangemeſſen erſcheint. Im zweiten Theile, der von der Frömmigkeit des Königs handelt, werden ſeine Verirrungen keineswegs verſchwiegen, ſondern ſchmerzlich beklagt; darauf wird der chriſtliche Heldenmuth gerühmt, den er bei den Niederlagen im ſpaniſchen Erbfolgekriege, und bei den wiederholten Schlägen bewieſen, welche ihm den Sohn, den Enkel und deſſen Gemahlin, und noch zwei andere Prinzen ſeiner Familie raubten, und von ſeinem ſonſt zahlreich blühenden Hauſe, nur ein einziges, und zwar auch bedrohtes Kind, als Erben der Krone übrig ließen. Dieſe ganze Stelle iſt vortrefflich; denn hier konnte der Redner aus der Fülle ſeines Herzens und ſeiner Ueberzeugung ſprechen, und er hatte nicht nöthig, das geſpendete Lob zu beſchränken und aufzuheben. Aber dieſer ſichere Gang des Redners wird ſogleich durch neue Schwierigkeiten gehemmt, denn hier mußte er auch der Maßregeln des Königs in den Angelegenheiten der Kirche gedenken. Schmerzlich iſt es, daß Maſſillon es über das Herz bringen konnte, ihn wegen ſeiner empörenden Ungerechtigkeiten gegen ſeine proteſtantiſchen Unterthanen, als wären es Beweiſe eines frommen Eifers, zu rühmen; doch in ihm ſelbſt ſcheint ſich das Gewiſſen zu regen, und er benutzt dieſe Gelegenheit, um ſeinen Abſcheu gegen die Pariſer Bluthochzeit auszuſprechen, und er geſteht, daß die durch die

Maßregeln des Königs bewirkten Bekehrungen nur scheinbar gewesen wären.

So wird man also in dieser Rede von der einen Richtung stets in die andere, ganz verschiedene geführt, und es mangelt an dem festen und sicher fortschreitenden Gange, ohne den ein oratorisches Produkt keinen befriedigenden erhebenden Eindruck hervorbringen kann. Die Schuld liegt jedoch hier nicht an dem Redner, sondern an der Beschaffenheit seiner Aufgabe, und man könnte fragen, ob die Leichenrede überhaupt zu einer homiletischen Gattung zu rechnen sey, da der Redner oft um so unfähiger zu derselben werden muß, je mehr er die Eigenschaften, die sonst bei dem Redner die wesentlichsten sind, Redlichkeit und Aufrichtigkeit, besitzt? Nicht immer können die Großen der Erde, mit völliger Zustimmung des Herzens gelobt werden; in sehr häufigen Fällen wird nicht rhetorische Kraft, sondern eine Gewandtheit, die sich durch unzählige Klippen schlau hindurch windet, zur Gedächtnißrede erfordert; und sie sollte alsdann einem gewiegten Diplomaten, oder dem Historiographen des Reiches, aber nicht einem Geistlichen übertragen werden. Auch für diesen gäbe es noch immer eine Auskunft; nämlich, auf die ausführliche Charakterschilderung des Verstorbenen Verzicht zu leisten, und sich des Stoffes aus seinem Leben nur hin und wieder zur Entwickelung einer in den Vordergrund gestellten christ-

lichen Wahrheit zu bedienen. Aber auch dies iſt doch nichts weiter als ein Rath, den die Klugheit ertheilt; ob der Redner ihn befolgen will und kann, das hängt von ſeiner Eigenthümlichkeit ab, und es kann ihm durch ſittliche Geſetze, welche auch zugleich die rhetoriſchen ſind, nicht zur Pflicht gemacht werden.

Zwei andere Leichenreden hat Maſſillon noch während der Lebenszeit Ludwigs XIV. gehalten, im Jahre 1709 die auf den Prinzen von Conti, der ſich — und zwar ohne Erfolg — um die polniſche Königskrone beworben hatte; und die auf den Dauphin, älteſten Sohn des Königs, im Jahre 1711. Der Prinz von Conti wird in der auf ihn gehaltenen Rede als ein Fürſt von glänzenden Eigenſchaften dargeſtellt, dem es auch am Ende ſeines Lebens nicht an frommen Regungen gefehlt habe. In der Rede auf den Dauphin gilt die lobpreiſende Schilderung Boſſuets, welcher der Erzieher dieſes Prinzen geweſen war, für eine der gelungenſten Stellen. Es fehlt auch darin, beſonders im Anfang, nicht an allgemeinen, das Einzelne beherrſchenden Anſichten. Sonſt folgt Maſſillon in dieſen beiden Reden, und vornehmlich in der auf den Prinzen von Conti, immer ſeiner Neigung zur concreten Darſtellung, und indem er ſich faſt ausſchließlich eine ganze lange Rede hindurch nur mit Einer noch obenein unbedeutenden Perſönlichkeit beſchäftigt, ermüdet er ſehr, ohne eben zu erbauen.

Es ſcheint hier der ſchicklichſte Ort, auch der in

etwas ſpätere Zeit, nämlich in das Jahr 1721 fallenden Leichenrede Maſſillons auf die Herzogin von Orleans zu gedenken. Der Herzog von Orleans, Bruder Ludwigs XIV., war zuerſt mit Henriette von England, Schweſter Karls II. verheirathet, die an dem franzöſiſchen Hofe durch ihre Vorzüge glänzte, und auf welche, nach ihrem frühen, unerwarteten Tode, Boſſuet eine ſeiner geprieſenſten Leichenreden gehalten hat. Der Herzog von Orleans vermählte ſich zum zweiten Male mit Eliſabeth Charlotte, Tochter des Churfürſten von der Pfalz, die ſeiner erſten Gemahlin zwar ungemein an Liebenswürdigkeit nachſtand, die aber ihre deutſche Sitte und Redlichkeit auch in Frankreich bewahrte, und von den Hofleuten zwar oft belächelt, aber immer geachtet ward. Als Mutter des Herzogs von Orleans, des berüchtigten Regenten, und als Zeugin ſeines ſittenloſen Lebens, hatte ſie eine der ſchwerſten Prüfungen, durch die nur ein Mutterherz heimgeſucht werden kann, zu beſtehen. Die Muße, woran es ihr bei ihrer vereinzelten Stellung nicht fehlen konnte, widmete ſie mit ungemeiner Schreibſeligkeit einem Briefwechſel, den ſie mit vielen deutſchen Angehörigen in deutſcher Sprache unterhielt, von welchem vieles zur öffentlichen Kenntniß gekommen iſt, und worin anſtößige und das Gefühl der Schicklichkeit beleidigende Mittheilungen den Leſer nur gar zu oft in Erſtaunen verſetzen. Maſſillon, damals ſchon Biſchof von Clermont, mußte ſeine Diözeſe

verlaſſen, um ihr in St. Denys die Leichenrede zu halten. Denkt man an die Schreibart jener deutſchen Briefe, ſo bildet es einen ſeltſamen Contraſt, die gute Fürſtin von dem Manne gelobt zu ſehen, aus deſſen Munde die franzöſiſche Sprache in ihrer ganzen Reinheit und Würde floß. Daß er ſie von ganzem Herzen ehrte, davon iſt ſeine Rede ein Beweis; ſo wie es auch von ſeiner Wahrheitsliebe zeugt, daß er ſie in Beziehung auf ihren Sohn, den damaligen Regenten, eine Monica nennt, und von ihren häufigen Gebeten um ſeine Bekehrung ſpricht.

Die Belohnung, welche Maſſillon durch ſeine ausgezeichnete, erbauliche Wirkſamkeit als geiſtlicher Redner verdiente, hatte er, wie wir ſchon oben bemerkten, durch Ludwig XIV. nicht erhalten. Dieſe Schuld ward ihm durch den Regenten abgetragen, der ihn 1717 zum Biſchof von Clermont ernannte.

In dem folgenden Jahre, 1718, ſehen wir Maſſillon zu einem ungemein wichtigen Geſchäfte berufen, nämlich dem damals acht Jahre alten Ludwig XV. und ſeiner Umgebung das Wort Gottes in den Faſten zu verkündigen. Die bei dieſer Veranlaſſung von ihm gehaltenen Predigten ſind unter dem Namen der kleinen Faſtenpredigten bekannt; denn ſie ſind, wegen des zarten Alters des Königs, kürzer als die gewöhnlichen; auch ſind ihrer nur zehn; denn man hatte, aus eben dem Grunde, die ſonſt viel größere Anzahl der Faſtengottesdienſte beſchränkt.

Um die hier geſtellte Aufgabe zu löſen, würde ein gläubiger Geiſtlicher der jetzigen Zeit wahrſcheinlich geſucht haben, für die Perſon Jeſu Chriſti, für ſeine Liebe, ſein Opfer, ſeine Wohlthaten, in dem königlichen Kinde Gefühle der Anbetung, des Vertrauens und der Dankbarkeit zu erwecken, um ſo in dem Herzen deſſelben den Keim eines chriſtlichen Lebens niederzulegen, deſſen Entwickelung durch Gottes Gnade doch nur in den ſpäteren Jahren erwartet werden konnte. Ganz anders verfährt Maſſillon; er unternimmt es, den jungen König über Alles, was das ihm beſtimmte hohe Amt erfordert, einen ausführlichen Unterricht zu ertheilen. Er belehrt ihn über die Pflichten der Menſchlichkeit, der Herablaſſung, der Arbeitſamkeit, die er zu erfüllen, ſo wie über die Gefahren der Sinnenluſt, der Schmeichelei und des Ehrgeizes, vor denen er ſich zu hüten habe. Selbſt am Charfreitage iſt nicht von dem Leiden des Herrn und von der Erlöſung die Rede, ſondern, auf Veranlaſſung des Caïphas und des Pilatus wird nur von den Leidenſchaften der Großen geſprochen, und von den Ränken, womit ſie die Könige umſpinnen. Wie iſt ein ſolcher Mißgriff zu erklären; wie konnte Maſſillon erwarten, daß ein achtjähriges Kind dergleichen Belehrungen mit Theilnahme anhören, daß es ſie beherzigen, daß es ſie auch nur verſtehen würde? Wir ſehen in dieſem Beiſpiel, daß er, wie es oben bemerkt ward, dem Einfluſſe ſeines Zeitalters nicht immer zu widerſtehen vermochte.

Die Kraft der Religion ſchien erſchöpft; ſie hatte wenigſtens nach den letzten Erfahrungen keine Früchte getragen: nun wollte man es mit der Moral, ob nicht in ihr Heil zu finden wäre, verſuchen. Die Leidenſchaften Ludwigs XIV., ſein Ehrgeiz, der Mißbrauch ſeiner Gewalt, mit allen ihren traurigen Folgen, ſtanden ſo lebendig und ſo ſchreckend vor den Augen, daß nichts nothwendiger und dringender ſchien, als ſeinen Nachfolger vor ähnlichen Verirrungen zu warnen. Auch beſtand ja die Verſammlung bei Maſſillons Vorträgen, außer Ludwig XV., auch aus den Großen, die ihn umgaben; und die aufgeſtellten Grundſätze konnten auf ihn ſelber nicht ohne Einfluß bleiben, wenn ſie nur von Denen beherzigt wurden, welchen es oblag, ſeine künftigen Schritte zu leiten. Vielleicht ſchmeichelte ſich Maſſillon auch mit der Hoffnung, in ſeinen Worten, wenn ſie der Vergänglichkeit entriſſen würden, dem künftigen Könige ein bleibendes Beſitzthum, und einen Spiegel aller Regententugenden zu hinterlaſſen. Man begreift es, daß aus dieſen oder ähnlichen Gründen ein frommer, rechtſchaffener Mann, mit völliger Einſtimmung ſeines Gewiſſens, zur Wahl eines ſolchen Stoffes bewogen werden konnte; aber dennoch wird man das Verfahren Maſſillons in dieſen kleinen Faſtenpredigten für einen großen Irrthum und für einen ungeheuren Mißgriff erklären müſſen.

Allein eben dasjenige, was in unſern Augen den entſchiedenſten Tadel verdient, mußte für lange Zeit den

Ruf dieſer kleinen Faſtenpredigten begründen. Mit der größten Kühnheit waren hier vor einem Könige und vor den Großen ſeines Hofes die mehrſten der Grundſätze ausgeſprochen, zu deren ausſchließlicher Verkündigung das achtzehnte Jahrhundert ſich berufen fühlte. Es fehlte nicht einmal der Grundſatz der Volksſouverainetät. „Durch die Wahl des Volkes, ſo redet Maſſillon den jungen König an, ward das Zepter zuerſt den Händen Ihrer Vorfahren übergeben; durch das Volk wurden ſie auf dem Schilde des Kriegers emporgehoben, und als Könige ausgerufen. Ihre Nachfolger erbten von ihnen das Reich; aber urſprünglich hatten ſie es der freien Uebereinſtimmung ihrer Unterthanen zu verdanken. War es gleich die Geburt, die auf den Thron erhob, ſo hatte doch die Geburt dieſes Vorrecht nur durch den öffentlichen Willen erhalten. Mit einem Worte, da wir die Quelle ſind, aus welcher die Macht der Könige entſpringt, ſo müſſen ſie ſich derſelben auch nur zu unſerm Beſten bedienen.“*) Um billig zu ſeyn, muß man annehmen, daß Maſſillon hier nicht die Abſicht hatte, das Dogma der Volksſouverainetät aufzuſtellen, welches er auch ſchwerlich in allen ſeinen Folgerungen durchſchaute, ſondern nur mit einer beſonders kräftigen Wendung dem Könige ſeine Pflichten gegen ſeine Unterthanen ans Herz zu legen.

*) Sermon pour le dimanche des rameaux. Sur les écueils de la piété des Grands.

In allen übrigen Rückſichten wird man dieſen Predigten ſeine Bewunderung nicht verſagen dürfen. Maſſillon, der ſich immer als tiefer Menſchenkenner zeigt, ſchildert hier die Verhältniſſe der Höfe und die Leidenſchaften der Großen mit einer Gründlichkeit, als hätte er ſein ganzes Leben ihrer Beobachtung gewidmet, und mit einer Feſtigkeit der Umriſſe, um die ein la Bruyère ihn hätte beneiden können. Die Diction, welche den etwas breiten Faltenwurf der früheren Zeit abgelegt hat, erſcheint in der ſchlanken Grazie des achtzehnten Jahrhunderts. Aus dieſen Fehlern und dieſen Vorzügen erklärt ſich zur Genüge, wie die franzöſiſchen Philoſophen, Voltaire an ihrer Spitze, dieſe kleinen Faſtenpredigten mit Lob überhäufen; und wie die andern Predigten, trotz ihrer Vorzüge, oder vielmehr wegen ihrer Vorzüge, darüber eine Zeitlang vernachläßigt werden konnten.

Die Ehrenbezeugungen häuften ſich jetzt auf Maſſillon; im Jahre 1719 ward er Mitglied der franzöſiſchen Akademie. Dies Inſtitut konnte ſeinen Beruf, für die Reinheit des Geſchmackes zu ſorgen, nicht beſſer erfüllen, als durch die Wahl eines Mannes, dem die franzöſiſche Literatur die vollendetſten Werke der geiſtlichen Beredſamkeit verdankt. In ſeiner Antrittsrede befolgte er die für eine ſolche Gattung geltenden Regeln. Mit dem feinſten Tacte berührt er viele Gegenſtände, ohne einen einzigen zu erſchöpfen. Die Schreibart ward bewundert; denn er hatte durchaus nur die Sprache der gebildeten

Welt geredet, ohne durch eine besondere Färbung den Oratorianer, den Prediger, den Theologen zu verrathen. Auffallend mußte es seyn, daß er am Schlusse zugleich von der Akademie Abschied nimmt, indem er bedauert, daß die Pflichten seines bischöflichen Amtes, und die dadurch gebotene Entfernung, ihm die Theilnahme an ihren Arbeiten untersagten.

Von da an bis zu seinem Tode im Jahre 1742 verweilte er in seiner Diözese, und widmete sich mit der größten Treue und Hingebung der Verwaltung seines oberhirtlichen Amtes. Er predigte noch, aber nicht mehr auf die frühere Weise, sondern hielt nur einfache Vorträge zur Belehrung des Volks. Seine Einkünfte gehörten den Armen. Bei einem Mißwachs in der Auvergne vertrat er seine Provinz, um von dem Minister, Cardinal von Fleury, eine Ermäßigung der Abgaben zu erbitten. Von dem Eifer, womit er die Geistlichen seiner Diözese zur Erfüllung ihrer Amtspflichten ermahnte, hat er in den ihnen gehaltenen Conferenz- und Synodalreden, ein rührendes Zeugniß hinterlassen. In den kirchlichen Wirren jener Zeit erschien er als ein Mann des Friedens. Mehrere Bischöfe hatten die 1713 gegen Quesnels Neues Testament erlassene Constitution Unigenitus anzunehmen verweigert; Massillon that Schritte, um die Partheien auszusöhnen, und ermahnte die Widerstrebenden zur Nachgiebigkeit. Die Oratorianer, seine alten Genossen, wurden von ihren Feinden, den Jesuiten, der

Anhänglichkeit an den Janſenismus beſchuldigt; zuweilen ließ er, in den Geſellſchaften, die er bei ſich vereinigte, je einen Jeſuiten mit einem Oratorianer Schach ſpielen, und ermahnte ſie, nur auf ſolche Weiſe mit einander zu kämpfen. Wenn er ſich öffentlich zeigte, umgab ihn das Volk mit den Erweiſungen der tiefſten Verehrung. Auf ſeinem Landhauſe Beauregard ſah ihn Marmontel, welcher damals funfzehn Jahre alt, die Schule der Jeſuiten zu Clermont beſuchte. Von der freundlichen Aufnahme, die er bei ihm fand, von der Geſtalt des damals ſchon hochbejahrten Mannes, von dem Klang ſeiner Stimme, ſagt er, ſey ihm ein unauslöſchlicher Eindruck geblieben. In dem gefurchten Angeſichte, in dem erloſchenen Auge, habe er noch den Ausdruck des Geiſtes wahrzunehmen geglaubt, aus welchem jene innige, zuweilen ſo erhabene, immer ſo tief eindringende Beredſamkeit hervorgegangen. Auf eben dieſes Landhaus ward nach dem Tode Maſſillons ein Fremder durch einen Großvicar geführt, der, ſeit jenem Verluſte, nicht gewagt hatte, dieſen Ort zu betreten. Er zeigte ihm ſeinen gewöhnlichen Spaziergang im Garten, die Laube, wo er zu ſitzen und zu leſen, den Fleck, den er mit ſeinen Händen zu beſtellen pflegte. Als ſie in das Sterbezimmer kamen, ward der Führer ſo durch ſeinen Schmerz überwältigt, daß er in Ohnmacht ſank.

Während Maſſillon Biſchof in Clermont war, hielt er an die Geiſtlichen ſeiner Diözeſe die ſchon oben er-

wähnten Conferenz- und Synodalreden. Die erſten ſind an ſolche gerichtet, die in der Zurückgezogenheit, unter Gebeten und frommen Betrachtungen, zur Erfüllung ihrer Amtspflichten ſich ſtärken. Seine Gegenſtände ſind immer aus der Mitte und Tiefe des Herzens und der Lebensverhältniſſe der Geiſtlichen herausgegriffen. So z. B. redet er zu ihnen von dem Eifer der Geiſtlichen gegen die Aergerniſſe: er lehrt ſie den wahren von dem falſchen unterſcheiden, und er will, daß der erſtere dieſelben Merkmale haben ſolle, welche von dem Apoſtel in dem dreizehnten Kapitel der erſten Epiſtel an die Corinther der Liebe beigelegt werden. Man findet in dieſen Reden alle die Vorzüge, durch welche ſeine früheren Predigten ausgezeichnet waren. Sein glühender Eifer für alles Gute iſt hier ganz dem geiſtlichen Amte zugewendet, deſſen Würde und Wichtigkeit er von den früheſten Zeiten an ſo tief empfunden hatte. Er ſchildert die Pflichten deſſelben, und alle Hinderniſſe, welche ihrer Erfüllung entgegen ſtehn, indem er mit ſeinem Scharfblick in alle Geheimniſſe der Herzen und der Verhältniſſe eindringt. Er wird nicht müde von dem zu reden, was ihm ſo unbeſchreiblich theuer iſt, und wenn man einen Gegenſtand für längſt erſchöpft hält, ſo läßt er Seiten an demſelben hervortreten, die noch wichtiger als alle andern erſcheinen. Die Sprache iſt ihm, wie ſonſt, das immer gehorſame Inſtrument, welches in einfacher Würde alles auszudrücken oder anzudeuten verſteht. Auch iſt der Ein-

fluß des höheren Alters nicht zu verkennen; der Eifer iſt dadurch nicht geſchwächt; aber wohl hat er eine rührende Beimiſchung von väterlicher Milde und Zärtlichkeit erhalten. Durch die allgemeine chriſtliche und bibliſche Betrachtung des geiſtlichen Amtes müſſen dieſe Reden einen hohen Werth auch für den evangeliſchen Geiſtlichen haben; und wenn man ſie nicht als Muſter neben die früheren Predigten ſtellen darf, ſo liegt der Grund nur darin, daß ſie ſich auf Einen Stand, und auf deſſen Verhältniſſe beſchränken.

Die Synodalreden haben denſelben Gegenſtand, nämlich die Pflichten des geiſtlichen Standes, mit dem Unterſchied, daß hier nicht nur zur Erfüllung derſelben ermahnt, ſondern daß ihre Vernachläßigung und Uebertretung oft mit ſcharfem Tadel gerügt wird. Dazu gaben, wie es ſich aus eben dieſen Reden ſchließen läßt, manche Geiſtliche dieſer Diözeſe eine beklagenswerthe Veranlaſſung durch ihre Unwiſſenheit, ihre geiſtige Trägheit, ihr wüſtes und ausſchweifendes Leben, ihren Geiz, der ſie in merkantiliſche Unternehmungen verflocht, und ſie nicht ſelten verleitete, ihre Stolgebühren mit grauſamer Strenge einzufordern, und dabei noch obenein die vorgeſchriebenen Beſtimmungen zu überſchreiten. Es tritt hier in dem Charakter Maſſillons ein Zug hervor, der auch Manches in ſeinen früheren Predigten erklärt. Er gehörte zu jenen edleren Naturen, in denen das Böſe nicht nur Zorn und Entrüſtung hervorruft, ſondern die es, als wäre es

ein ihnen ſelbſt perſönlich zugeſtoßenes Unglück, mit dem tiefſten Schmerze empfinden. Dieſe Reizbarkeit gab ihm in früheren Jahren, bei dem Kampf gegen die Sünden der Menſchen, eine Kraft, wodurch er andere überwältigte; aber jetzt erſcheint der ehrwürdige Greis oft ſelber durch die ſchmerzlichſten Eindrücke überwältigt; und wenn er gegen Geiſtliche, die durch unerlaubte Steigerung der Gebühren ihre Einkünfte zu vermehren ſuchten, in die Worte ausbricht: „Dies ſind nicht einmal Menſchen; wie könnten es Diener Jeſu Chriſti ſeyn? Die Natur hat ihre Rechte über ihre Herzen verloren; wie könnten die Geſinnungen der Religion und des Prieſterthums einen Platz darin behaupten? — ſo möchte man wünſchen, daß er ſich begnügt hätte, ſtrafend gegen ſolche Menſchen einzuſchreiten, anſtatt ſeine edle Beredſamkeit an ſie zu verſchwenden.

In dem Jahre 1742 — ſeinem Todesjahre — ſchließt er ſeine Synodalrede mit den aus der erſten Epiſtel des Petrus angeführten Worten — vielleicht den letzten, die er überhaupt öffentlich geſprochen hat: „So werdet ihr, wenn erſcheinen wird der Erzhirte, die unverwelkliche Krone der Ehre empfangen.“ Gern werden wir dieſe Worte auf ihn ſelber anwenden, und darin eine Verkündigung des Gnadenlohns ſehen, womit der Herr dem reichbegabten Diener ſeine Treue und Hingebung vergolten hat.

Viertes Kapitel.

Die Geſtalt, in welcher Maſſillons Predigten uns vorliegen. Ihre Texte. Das bei der Schilderung ſeiner Predigtweiſe zu beobachtende Verfahren.

Die Advents- und Faſtenpredigten Maſſillons, deren oratoriſche Beurtheilung uns von jetzt an beſchäftigen wird, erſchienen gedruckt zum erſten Male 1745, drei Jahre nach ſeinem Tode, mit ſeinen übrigen Schriften, in einer durch ſeinen Neffen beſorgten Ausgabe, welcher in der Vorrede verſichert, der Verewigte habe ſeine Werke mit eigener Hand abgeſchrieben, durchgeſehen und verbeſſert. Dieſer Umſtand allein läßt vermuthen, daß die urſprüngliche Geſtalt dieſer Predigten manche Abänderung erlitten haben mag; und es kommen noch andere Gründe hinzu, um dieſe Annahme wahrſcheinlich zu machen.

Wenn damals die Faſtenprediger in Frankreich, wie es ſcheint, dieſe ganze Zeit hindurch nicht nur an den Sonntagen, ſondern auch an den mehrſten Wochentagen

predigten, ſo war dies, wenn ſie gründlich ausgearbeitete Predigten halten wollten, eine ungemein ſchwierige Aufgabe; und es läßt ſich denken, daß ſie, um ſich dieſelbe zu erleichtern, nicht immer mit neuen Arbeiten erſcheinen, ſondern auch manche der früheren benutzen mochten.*) Ward nun aber eine Predigt in einer andern Kirche, an einem andern Orte, unter andern Verhältniſſen wiederholt, ſo mußte manches, das nicht mehr angemeſſen war, verändert, und manches konnte, in Beziehung auf neue, ſeitdem eingetretene Umſtände hinzugefügt werden. Dies ſcheint mit den Predigten Maſſillons der Fall geweſen zu ſeyn. Manche, die er in der Capelle zu Verſailles hielt, mochte er ſchon früher gehalten, er mag ſie vielleicht ſeitdem in andern Kirchen wiederholt haben, wodurch immer Veränderungen, Weglaſſungen, Zuſätze herbeigeführt werden mußten. Bei der letzten Redaction

*) L'Avocat n'est pas seulement chargé, comme le prédicateur, d'un certain nombre d'oraisons composées avec loisir, récitées de mémoire .... et qui, avec de médiocres changemens, lui font honneur plus d'une fois. la Bruyère. — Maſſillon ſoll ſeine berühmte Predigt über die kleine Zahl der Auserwählten nicht nur in der Capelle zu Verſailles, ſondern auch in der Kirche St. Euſtache zu Paris gehalten, und ſie ſoll auch hier dieſelbe Wirkung hervorgebracht haben. Der Oratorianer Senault erfuhr in einer Stadt, wo er in den Faſten predigen ſollte, daß dieſelben Predigten, die er zu halten gedachte, ſchon in dem vorigen Jahre daſelbſt von einem Andern waren gehalten worden, der ſie ihm beim Vortrage nachgeſchrieben hatte. Er mußte neue Predigten machen, und erkrankte durch die Anſtrengung.

ſeiner Werke kann nun Maſſillon Beziehungen, die verſchiedenen Zeiten angehörten, in dieſelbe Predigt aufgenommen haben. Hieraus würde es ſich erklären, wie in Predigten, die, wie es ſcheint, vor dem Hofe gehalten ſind, Anſpielungen auf Umſtände vorkommen, die nach dem Jahre 1704, wo er zuletzt in Verſailles geprediget haben ſoll,*) eingetreten ſind.

Durch ſolche Ueberarbeitungen hat denn auch, wie es ſcheint, in manchen Predigten der urſprüngliche Plan Veränderungen erlitten, und es ſind Stellen eingeſchoben worden, die nicht am beſten in den Zuſammenhang paſſen. Ich werde Gelegenheit haben, im Folgenden auf einzelne ſolche Stellen, die mir ein ſpäterer Zuſatz ſcheinen, aufmerkſam zu machen. Andere Predigten dagegen mögen dieſen Ueberarbeitungen manche ihrer großen Vorzüge verdanken; nämlich die Vollſtändigkeit in der Ausbildung aller einzelnen Theile, die erſchöpfende Gründlichkeit in der Durchführung des Themas; denn dies ſind Eigenſchaften, die ſich nicht leicht in ſolchen Arbeiten finden, denen man nur eine beſchränkte Zeit widmen kann, und die zu einem beſtimmten Tage vollendet ſeyn müſſen.

Auch die Diction kann bei dieſen Ueberarbeitungen nur gewonnen haben. Durch ſeine natürlichen Anlagen und durch ſeine Vorbildung aufgefordert, hatte ſich Maſ-

*) Es ſpricht jedoch ſehr vieles in den Predigten gegen dieſe Angabe, und ſie ſcheint unrichtig zu ſeyn.

ſillon die Aufgabe geſtellt, auf eine ſolche Vollendung der Sprache hinzuarbeiten, wo ſie als ein durchſichtiges, fließendes, immer würdevolles Gewand ſich um den Gedanken verbreitet. Daß er keineswegs mit peinlicher Mühſeligkeit arbeitete, wodurch in dieſer Beziehung freilich nichts auszurichten iſt, beweiſet ſchon der Umſtand, der in der Vorrede zu der erſten Ausgabe ſeiner Werke angeführt wird, daß er ſeine Predigten in zehn, höchſtens zwölf Tagen niederzuſchreiben pflegte. Bedenkt man, daß dieſe Predigten von großem Umfange ſind, und daß die Begeiſterung zwar mit Schnelligkeit, aber nicht mit Uebereilung fortſchreitet, ſo wird man dieſe Zeit keineswegs zu lang finden. Iſt nun gleich bei dem Ausdrucke des Gefühls der erſte Wurf gewöhnlich der glücklichſte, ſo gilt dies doch nicht in gleichem Maße für die Gedankenentwickelung, die Argumentation, die Darſtellung des Lebens und der Wirklichkeit; hier bleibt, auch bei der größten Begeiſterung, der Gedanke und die Anſchauung zuweilen unklar, oder die Sprache hat ſich geſträubt, das ihr aufzudrückende Gepräge anzunehmen. Solche Unvollkommenheiten werden nur bei einer wiederholten Durchſicht bemerkt, und nur durch nachträglich angewendeten Fleiß verbeſſert werden können. Darf man nun auch keineswegs von einem jeden geiſtlichen Redner eine ſolche Arbeit fordern, ſo wäre es doch die höchſte Ungerechtigkeit, ſie demjenigen, der ſich dazu berufen und getrieben fühlt, zum Verbrechen zu machen. Wenn dem Inhalte

einer Predigt die höchſte Würde und Wichtigkeit zugeſtanden werden muß, ſo läßt ſich nicht abſehen, warum nicht auch in der Darſtellung dieſes Inhalts eine klaſſiſche Vollendung angeſtrebt werden ſollte? Auch die Gefahr, die Vorzüge des erſten Entwurfs durch die Ueberarbeitung zu verwiſchen, hat gewiß bei Maſſillon nicht Statt gefunden. Er war ein viel zu feiner Kenner, um das Gelungene durch ſeynſollende Verbeſſerungen zu zerſtören; und die Lebendigkeit ſeiner Darſtellung, wie ſie uns vorliegt, iſt ſo groß, daß man nicht begreift, wie ſie jemals hätte größer ſeyn können. Er wird alſo Mängel hinweggeſchafft haben, die dem Zuhörer leicht entgehn, die aber von dem aufmerkſamen und geſchmackvollen Leſer bemerkt werden, der, für den ungeſtörteren Genuß, und für die angewendete Mühe dem Verfaſſer nur dankbar ſeyn kann. Die Lage eines geiſtlichen Redners, der vor dem Druck an ſeine Predigten die letzte Hand legt, iſt gewiß immer noch viel günſtiger als diejenige, worin ſich die alten Redner befanden, die ihre Reden, nachdem ſie gehalten waren, aufzuſchreiben pflegten. Nun iſt es aber noch Niemanden eingefallen, die Schönheiten zu beklagen, die bei den letzteren verloren gegangen ſeyn möchten; noch viel weniger wird alſo eine ſolche Klage in Betreff des erſteren gegründet ſeyn.

Unter den Advents-Predigten Maſſillons befinden ſich, außer denen für die vier Sonntage dieſer feſtlichen Zeit, auch eine für den Tag aller Heiligen, eine für den

Tag aller Seelen, eine für Weihnachten, eine für Neujahr, und eine für Epiphanias.

Die Faſtenpredigten ſind noch viel zahlreicher. In dieſer Sammlung findet ſich eine nicht nur für jeden Sonntag, ſondern auch für jeden Wochentag, mit Ausnahme des Sonnabends, von dem Aſchermittwoch bis zum Palmſonntag. Dann folgen eine für den Charfreitag, eine für den erſten und eine für den zweiten Oſtertag. Zuweilen finden ſich auch zwei Predigten für denſelben Tag.

Die katholiſche Kirche hat außer den, von der lutheriſchen Kirche beibehaltenen, ſonntäglichen Perikopen, auch vorgeſchriebene evangeliſche und epiſtoliſche Abſchnitte für alle Wochentage in der Faſtenzeit. Die Texte Maſſillons ſind ſämmtlich aus dem Evangelium des Tages genommen, mit wenigen Ausnahmen, die vielleicht nicht einmal Ausnahmen ſind, indem die Pariſer Kirchenordnung vielleicht nicht in allen Stücken, mit dem römiſchen Miſſale, das ich darüber nachgeſehen habe, übereinſtimmt.

Gewöhnlich iſt es nicht das ganze Evangelium, ſondern nur ein Vers aus demſelben, welcher der Predigt als Text zum Grunde liegt. Es gehören daher die mehrſten dieſer Predigten, wegen der Kürze des Textes, zu derjenigen Gattung, die wir die ſynthetiſche nennen würden, das heißt, die Gedankenentwickelung hält ſich nicht genau an den Text, indem dieſer nicht den erfor-

derlichen Stoff darbietet, ſondern geht ihren von demſelben unabhängigen Gang. Hiervon machen jedoch einige Predigten über hiſtoriſche und paraboliſche Texte eine Ausnahme, in welchen jeder Umſtand der Erzählung, in der Gedankenentwickelung auf das ſorgfältigſte benutzt wird; ſie werden durch den ihnen beigelegten Namen Homilie von den übrigen unterſchieden.

Von dieſen abgeſehen, ſind die Predigten Maſſillons, in Betreff der Textesbenutzung, im Allgemeinen nicht zu empfehlen. Der Perikopenzwang hat bei ihm, wie in der lutheriſchen Kirche, ſeine nachtheiligen Wirkungen hervorgebracht. Oft wird das Thema vom Texte nur gewaltſam, zuweilen nur vermittelſt einer gezwungenen Allegoriſirung, abgeleitet. In der Predigt über das Vorhandenſein der Böſen unter den Guten, des Unkrauts unter dem Weizen, wird auf den vorangeſtellten Text, Matth. 18, 15, auch nicht die mindeſte Rückſicht genommen.

In dem Bisherigen habe ich den Charakter Maſſillons, und den Einfluß ſeines Zeitalters auf ihn, darzuſtellen geſucht; jetzt käme es darauf an, von ſeiner Predigtweiſe eine möglichſt anſchauliche und lehrreiche Schilderung zu entwerfen. Durch die Analyſe einzelner Predigten, und durch das Hervorheben beſonders glänzender Stellen für ſich allein, wäre in dieſer Beziehung kaum etwas zu gewinnen. Das Skelett einer Predigt kann die Thätigkeit des Redners nicht lebendig vor Augen

ſtellen; und wenn man einzelne Stellen bewundert, ſo hat man dadurch noch keinesweges erfahren, auf welche Weiſe er zu ſolchen Hervorbringungen gelangt iſt. Worauf es bei der Schilderung eines geiſtlichen Redners vorzüglich anzukommen ſcheint, das iſt die Nachweiſung der ihm eigenthümlichen, oder von ihm mit beſonderem Erfolge angewendeten Erbauungsmittel. Dadurch erhält man von ihm ſelber und von ſeiner oratoriſchen Thätigkeit ein beſtimmtes und anſchauliches Bild; man gelangt zu einer tieferen Einſicht in das Weſen der Beredſamkeit; und der, welcher denſelben Beruf hat, kann ſich dadurch zur Erweiterung und Verbeſſerung ſeiner eigenen Methode veranlaßt finden. In ſolchen Zuſammenhang gebracht, werden auch die Angabe der Dispoſitionen, und die Anführung einzelner Stellen, ihre ſonſtige Unfruchtbarkeit verlieren. Indem ich jetzt verſuche die Predigtweiſe Maſſillons zu ſchildern, werde ich nach dieſen Grundſätzen verfahren. Zu dieſem Ende aber wird es nöthig ſeyn die Predigten dieſes Redners in gewiſſe Klaſſen zu theilen, um bei einer jeden, die von ihm zur Erreichung ſeines Zweckes angewendeten Mittel um ſo beſtimmter nachweiſen zu können.

Fünftes Kapitel.

Antithetiſche Predigten nach der Pflichtidee.

Die Hauptgeſichtspunkte, nach denen das Wort Gottes verkündigt werden ſoll, ſind von dieſem ſelbſt angegeben worden. Der Apoſtel Paulus ſchreibt an den Timotheus:*) Und weil Du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieſelbe unterweiſen zur Seligkeit, durch den Glauben an Chriſto Jeſu. Denn alle Schrift von Gott eingegeben iſt nütz zur Lehre, zur Strafe, zur Beſſerung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit; daß ein Menſch Gottes ſey vollkommen, zu allem guten Werk geſchickt.

Demnach ertheilt das Wort Gottes eine Unterweiſung und Belehrung über die göttliche Wahrheit. Dieſe Belehrung aber hat den Zweck, den Menſchen

*) 2 Timoth., 3, 15—17.

durch den Glauben an Chriſtum zur Seligkeit zu führen; die Vollkommenheit und Gerechtigkeit, das heißt, die chriſtliche Tugend in ihm auszubilden; und ihn zur Vollbringung jedes guten Werkes, das heißt, zur Pflichterfüllung zu ermuntern. So ſind denn auch Seligkeit, chriſtliche Tugend und Pflicht, und die Wahrheit, die zu dieſem Ziele führt, die nothwendigen, einen jeden geiſtlichen Redner beherrſchenden Richtungen bei Verkündigung des göttlichen Wortes; und es laſſen ſich daher alle Predigten in vier Klaſſen theilen, je nachdem darin die Seligkeit, oder die Tugend, oder die Pflicht, oder die Wahrheit der am meiſten hervortretende Geſichtspunkt iſt. In dieſe vier Klaſſen werden wir auch Maſſillons Predigten eintheilen.

Das gewöhnliche Verfahren bei den Pflichtpredigten iſt, den Umfang einer Pflicht, und die Antriebe zu derſelben darzuſtellen. Dies Verfahren, welches ich das thetiſche nennen möchte, hat den Vortheil, daß die Gedanken an einem zuſammenhängenden Faden herablaufen und ſich entwickeln können; es hat aber den Nachtheil, daß durch ſolche Betrachtungen, die ohnehin dem Zuhörer nicht unbekannt zu ſeyn pflegen, der Widerſtand ſeines Herzens gegen die Erfüllung der göttlichen Gebote nur ſelten gebrochen wird. Dies hat Maſſillon wohl eingeſehen; und obgleich er in mehreren ſeiner Pflichtpredigten das thetiſche Verfahren anwendet, ſo hat er doch in vielen ein ganz anderes gewählt, welches ich das anti-

thetiſche nennen möchte. Es beruht auf der, gewiß vollkommen richtigen Wahrnehmung, daß das Hinderniß der Pflichterfüllung nicht im Verſtande liegt, ſondern im Herzen, daß die Menſchen die Verbindlichkeit der göttlichen Gebote einräumen, daß ſie aber die Uebertretung derſelben durch mancherlei Gründe, welche das bethörte und erfindungsreiche Herz ihnen eingiebt, zu entſchuldigen ſuchen. Und es beſteht nun dieſes Verfahren darin, daß der Redner, anſtatt die Pflicht auf direkte Weiſe feſtzuſtellen und zu empfehlen, ſeine ganze Kraft anwendet, dieſe ſcheinbaren Entſchuldigungsgründe zu widerlegen, und ſo den Widerſtand des Herzens zu brechen. Dabei muß freilich die Gedankenentwickelung leiden; denn der Zuſammenhang, der die göttlichen Lehren und Gebote untereinander verbindet, fehlt in den Irrthümern, die aus der Verderbtheit der Menſchen hervorgehn. Dagegen aber wird hier der Zuhörer dergeſtalt in ſein Inneres hineingeführt, daß er der Frage, wie es mit ihm ſelber ſtehen mag, nicht mehr ausweichen, noch ſich den wunden Fleck ſeines Herzens verbergen kann. Sonſt waren die Worte des Redners, wie aus der Ferne abgeſchoſſene Pfeile, von denen die mehrſten nicht trafen; jetzt iſt er mit dem Zuhörer handgemein geworden; er ringt mit ihm, und in dieſem lebhafteren Kampfe kann er alle ſeine Kraft und Geſchicklichkeit entfalten. Dieſes Verfahren kann für eine neue Entdeckung gelten, die Maſſillon auf dem Gebiete der Beredſamkeit gemacht hat; hier zeigt

er ſeine Eigenthümlichkeit und auch ſeine Meiſterſchaft; denn man iſt nur da Meiſter, wo man ganz originell und eigenthümlich iſt. Zur Anwendung dieſer Methode wird eine große Kenntniß des menſchlichen Herzens erfordert, deren Erlangung dem katholiſchen Geiſtlichen vielleicht durch den Beichtſtuhl erleichtert wird; aber ſo tief, wie Maſſillon, in die Herzen einzudringen, mit ſolcher Beharrlichkeit den Gedanken, die ſich entſchuldigen, auf allen ihren Irrgängen zu folgen: das ſetzt doch eine Treue, einen Eifer, eine Liebe voraus, die ſich nur in einem wahrhaft frommen Herzen finden können.

Der kurzgefaßte Gedankengang der Predigt über die Trübſale wird das ſo eben von dieſer Methode Geſagte anſchaulicher machen. Es konnten hier die heilſamen Wirkungen der mit Geduld ertragenen Leiden gezeigt werden; aber Maſſillon verläßt dieſen gebahnten Weg. Sein Text iſt Matth. 11, 6: Selig iſt, der ſich nicht an mir ärgert. Wie das Kreuz, welches Chriſtus getragen, ſagt er im Exordium, den Juden ein Aergerniß war: ſo iſt den Chriſten das Kreuz, das ſie nach dem Rathſchluſſe des Herrn tragen müſſen, noch ſtets eine Verſuchung von ihm abzufallen. Sie erkennen die rechte Benutzung der Trübſale für eine Pflicht; aber ſie meinen, ihnen ſei es unmöglich dieſe Pflicht zu erfüllen, theils wegen ihrer Schwäche, theils wegen der Größe ihrer Trübſale, theils wegen des eigenthümlichen verderblichen Einfluſſes derſelben. Ihr haltet euch für

zu ſchwach, ſagt nun der Redner; aber wenn dieſer Grund gelten ſollte, ſo wäret ihr von euren ſämmtlichen Pflichten entbunden, denn auch zur Verleugnung der Welt, zur Feindesliebe wird Kraft erfordert. Eure Leiden ſcheinen euch zu groß; aber wenn ſie es ſind, ſo iſt dies ein Zeichen von beſondern Abſichten der göttlichen Gnade, die ihr um ſo weniger vereiteln dürft; ſie ſind es aber nicht; um dies zu erkennen, dürft ihr nur an eure Sünden denken, die noch viel größere Strafen verdienten, und auf ſo viele Andere blicken, deren Loos noch viel trauriger iſt. Und wenn ihr euren Leiden einen verderblichen Einfluß zuſchreibt, ſo erinnere ich euch, daß ihr von anderen Menſchen wohl geſagt habt, durch den Umſturz ihres Glückes ſey ihnen ihre Bekehrung faſt zu ſehr erleichtert worden: welche Ungerechtigkeit alſo, die Leiden bei Anderen als ein Mittel der Heiligung anzuſehn, und ihnen nur bei euch eine ſolche Wirkung abzuſprechen!

Kräftiger als dieſe Predigt iſt die von der Feindesliebe, über Matth. 5, 44: Liebet eure Feinde, in welcher der Redner die Gründe widerlegt, wodurch man ſowohl das Entſtehen der Feindſchaften — dies iſt der erſte Theil — als die Unverſöhnlichkeit in denſelben — dies iſt der zweite — zu entſchuldigen ſucht. Hier werden wir Maſſillon ſelbſt reden laſſen. Zu Denen, welche ihre Erbitterung durch die Größe des ihnen zugefügten Schadens rechtfertigen wollen, ſagt er im erſten Theile: „Warum wollt ihr zu allem dem Uebel, das

euer Bruder euch bereitet hat, noch den Haß gegen ihn hinzufügen, welcher der Uebel größtes iſt, denn jenes beſchränkte ſich auf den Verluſt eitler und vorgänglicher Güter; dieſer aber ſchadet eurer Seele, und raubt euch den Anſpruch auf eine ewige Herrlichkeit. Durch dieſen Haß ſchadet ihr euch ſelbſt bei weitem mehr als ſein böſer Wille euch jemals zu ſchaden vermochte. Er hat euer zeitliches Glück zerſtört, es mag ſeyn: durch euren Haß zerſtört ihr eure ewige Seeligkeit. Er hat euch um euer väterliches Erbe gebracht; ich gebe es zu: und um euch zu rächen, entſagt ihr dem Erbe eures himmliſchen Vaters, das euch der Sohn Gottes erworben hat. Ihr rächet euch alſo an euch ſelbſt, und zum Troſt für den Schaden, welchen euer Bruder euch zugefügt hat, bereitet ihr euch ein ewiges und unermeßliches Unheil. . . . . Wärſt du ein Chriſt, mein Bruder, hätteſt du dem Glauben nicht entſagt, du würdeſt weit entfernt ſeyn Diejenigen zu haſſen, deren Gott ſich bedient hat, um deine Hoffnungen und Anſchläge zu vereiteln; du würdeſt ſie betrachten als Diener der göttlichen Gnade, als Werkzeuge zu deiner Beſſerung, als die glücklichen Klippen, an denen du nur zu deinem ewigen Heil geſcheitert biſt. Gunſt und Erhebung wären dir verderblich geweſen; du hätteſt Gott vergeſſen; mit deinem Glücke wäre dein Ehrgeiz gewachſen; und der Tod hätte dich mitten im Strudel der Welt, der Leidenſchaften und der menſchlichen Hoffnungen überraſcht. Aber um deine Seele zu

erretten, hat dir der Herr in ſeiner Gnade Hinderniſſe entgegengeſtellt, welche deinen Gang aufhalten mußten; er hat ſich eines Neiders, eines Mitbewerbers bedient, der dich zu verdrängen und von der Gunſt auszuſchließen wußte, und der ſich ſo zwiſchen dich und den Abgrund ſtellte, worein du in Begriff warſt dich zu ſtürzen, um für ewig darin unterzugehn. Er hat den Ehrgeiz deſſelben begünſtigt, er hat ſeine Entwürfe gelingen laſſen; die deinen aber hat er, durch ein Uebermaß der Gnade gegen Dich, vereitelt; er hat deinen Gegner in der Zeit erhoben, um dich in der Ewigkeit zu erretten. Du mußt alſo Gottes gerechte und gnädige Führungen anbeten; du mußt deinen Bruder als das Werkzeug deines Heils betrachten; du mußt Gott bitten, da er ſich ſeines Ehrgeizes oder ſeines böſen Willens bedient habe, um dich zu erretten, ſo möge er ihm auch eine aufrichtige Reue einflößen, damit der, welcher ſo viel zu deinem Heile beigetragen hat, nicht ſelber verloren gehe."

In dem zweiten Theile derſelben Predigt zeigt er Denjenigen, welche ſagen, ſie hätten ihrem Bruder vergeben, und wollten nur ſeinen Anblick vermeiden — daß dies keine aufrichtige und entſchiedene Verſöhnung ſey. „Ich frage euch, ſagt er zu ihnen, fürchtet man das zu ſehen, was man liebt? Und wenn euer Feind euch ein Bruder geworden iſt, wie kann ſeine Gegenwart für euch etwas Widerwärtiges haben? Ihr ſagt, ihr habt ihm vergeben, ihr liebt ihn; aber um nicht aufs Neue gereizt

zu werden, um peinliche Erinnerungen zu vermeiden, wolltet ihr ihm lieber aus dem Wege gehn. Aber ich frage euch, was ist das für eine Liebe, welche durch die bloße Gegenwart des geliebten Gegenstandes gereizt, mit Haß und Zorn gegen diesen erfüllt wird? Ihr liebt ihn? Das heißt vielleicht, daß ihr ihm nicht schaden, ihn nicht unglücklich machen wollt. Das ist aber nicht genug; Gott will, ihr sollt ihn lieben! Um ihm nicht zu schaden, dazu sind Ehre, Trägheit, Mäßigung, Furcht, Mangel an Gelegenheit hinreichend; aber um ihn zu lieben, muß man ein Christ seyn, und das ist es eben, was ihr nicht seyn wollt. — In der That, möchtet ihr von Gott, auf diese Weise, daß ihr ihn nie sehen dürftet, geliebt seyn? Würdet ihr seine Güte und Barmherzigkeit preisen, wenn er euch für immer aus seiner Gegenwart verbannte? Denn er wird mit euch verfahren, das wißt ihr, wie ihr mit eurem Bruder verfahren seyd. Wenn der König euch untersagte, vor ihm zu erscheinen, würdet ihr glauben eben sehr in Gunst bei ihm zu stehn? Ihr sagt alle Tage, ein Mensch sey in Ungnade gefallen, wenn er sich dem Herrscher nicht nahen darf: und nun kommt ihr, und rühmt euch, ihr hättet eurem Bruder vergeben, es sey alle Bitterkeit gegen ihn verschwunden, während ihr schon seine Gegenwart nicht ertragen könnt."

In der Predigt vom Gebete zeigt Massillon dem Zuhörer, er dürfe, um sich wegen Unterlassung dieser Pflicht zu entschuldigen, nicht sagen, er verstehe nicht zu

beten, denn dadurch zeige er, daß es ihm an Einsicht in das Wesen des Gebetes, an Gefühl für seine geistigen Bedürfnisse, und an Liebe zu Gott mangele; und eben so wenig dürfe man sich über die inneren Hindernisse des Betens beklagen, denn die Zerstreuungen, die dabei stattfänden, wäre gewöhnlich ein Zeichen, daß es an Uebung darin fehle; oft auch sey die Trockenheit des Herzens nur ein Gnadenmittel, um zu einer höheren Stufe des inneren Lebens zu führen. Wenn diese Predigt durch die antithetische Methode eine große Lebendigkeit erhält, so ist sie noch außerdem höchst erbaulich durch die Wärme, so wie durch die tiefe Einsicht, womit Massillon von diesem wichtigen Gegenstande redet. Um in dem Zuhörer das Gefühl seiner geistigen Bedürfnisse zu erwecken, sagt er ihm: „Findest du nicht wenigstens, wenn du dich vor Gottes Angesicht stellst, in deinen begangenen Sünden einen Grund, um seine Gerichte zu fürchten, und seine Barmherzigkeit anzuflehn? Wie? Dein ganzes Leben war vielleicht ein Abgrund der Verderbtheit; du hast die dir erwiesene Gnade, du hast deine Fähigkeiten, deine Vernunft, deine Güter, deine Würden, du hast alle irdischen Dinge gemißbraucht; du hast die schönste Zeit deines Lebens in Gottvergessenheit, in den Verirrungen der Welt und der Leidenschaften verloren. Du hast dein Herz durch gemeine Begierden herabgewürdigt, deinen Leib befleckt, deine Sinne entzündet, deine Einbildungskraft verunreinigt, deine Geisteskräfte

geſchwächt; du haſt ſelbſt den Funken edler Geſinnung, der von Natur in dir ſeyn mochte, ausgelöſcht. Und bei ſolchen Erinnerungen fehlt es dir an Stoff zu deinen Gebeten? Sie geben dir nicht ein, wie man Gott anrufen muß, um Gnade für ſo viele Verbrechen zu erflehn? Du weißt einem Gott nichts zu ſagen, den du ſo lange beleidigt haſt? O Menſch! du mußt alſo rettungslos verloren ſeyn; oder du mußt, um dich zu retten, andere Mittel kennen, als die, welche Gottes Gnade und Barmherzigkeit dir gewährt! — Aber noch mehr, mein geliebter Bruder! Wenn du ein chriſtliches Leben führſt, wenn du die Welt und ihre Freuden verließeſt, um den Weg des Heiles zu betreten, ſo klagſt du noch mit größerem Unrecht, daß du von nichts im Gebete zu reden weißt. Wie? Die große Wohlthat, die Gott dir erwies, dir die Augen zu öffnen, dir die Eitelkeit der Welt zu zeigen, und dich der Tiefe des Abgrunds zu entreißen; dieſe ſo ſeltene, und ſo vielen Sündern verweigerte Wohlthat, erregt ſie, wenn du zu ſeinen Füßen liegſt, kein Gefühl der Dankbarkeit in deinem Herzen? Kannſt du bei dieſer Erinnerung kalt und gefühllos bleiben? Erweckt die Gegenwart deines höchſten Wohlthäters in dir keine Rührung, während du doch ſonſt keine Wohlthat vergeſſen magſt, und auf die gerührte und überſchwengDankbarkeit ſtolz biſt, welche du den Menſchen beweiſeſt? — Und außerdem, wenn ihr jene unzähligen Neigungen ſeht, die trotz eurer Beſſerung, noch immer dem Geſetze

Gottes widerſtreben; dieſe Anſtrengung, die es euch koſtet, ſeinen Willen zu thun; dieſe unglückliche Geneigtheit zum Böſen; dies Streben nach Heiligung, das immer ohne Erfolg bleibt; dieſe Entſchließungen, denen ihr immer wieder untreu werdet; dieſe Gelegenheiten, in denen ihr immer dieſelbe Schwäche zeigt; dieſe Pflichten, denen euer Herz immer denſelben Widerwillen entgegenſetzt; mit einem Worte, wenn ihr das unergründliche Verderben ſeht, das nach eurer Bekehrung in euch zurückblieb, und das eure Frömmigkeit ſo ſehr beunruhigen ſoll: ſo werdet ihr nicht nur dem Herrn im Gebete etwas zu ſagen haben, ſondern euer ganzes Leben wird ein immerwährendes Gebet ſeyn. Alle Gefahren, die eure Schwachheit bedrohn, alle Ereigniſſe, die euren Glauben erſchüttern, alle Gegenſtände, welche die alten Wunden eures Herzens wiederum öffnen; alle geheimen Regungen, die euch zeigen, daß der Menſch der Sünde noch immer in euch lebt — ſie werden euch zu Dem ſeufzen laſſen, von welchem ihr allein Rettung erwarten könnt. Ihr werdet ohne Unterlaß beten, wie der Apoſtel ſagt; und Alles wird euch zu Gott erheben, weil Alles euch in euer Inneres zurückführt."

In dem zweiten Theile dieſer Predigt redet Maſſillon von den innern Anfechtungen beim Beten; und er beurtheilt dieſe Zuſtände mit einer Tiefe der Einſicht, wie man ſie gewöhnlich nur bei myſtiſchen Theologen findet. „Was wißt ihr, ſagt er, ob Gott, durch dieſe

Unluſt zum Gebete, nicht vollends eure Andacht von menſchlicher Beimiſchung reinigen will? Ob er nicht die Abſicht hat, eure Frömmigkeit zu gründen auf die unveränderliche Wahrheit, und nicht auf die Neigung, die immer wechſelt; auf die ewige Regel, und nicht auf vergänglichen Troſt; auf den Glauben, der ſtandhaft das Sichtbare dem Unſichtbaren aufopfert, und nicht auf das Gefühl, welches der Welt und der Gnade faſt den gleichen Einfluß auf unſer Herz verſtattet? Fromme Gefühle reichen nicht weit, wenn die Wahrheit ſie nicht unterſtützt und befeſtigt. Es iſt gefährlich, daß die Treue nur von der Neigung eines Herzens abhänge, das keinen Augenblick in demſelben Zuſtande bleibt, und das von den Gegenſtänden immer neue Eindrücke empfängt. Eine Pflicht, die nur gefällt, ſo fern ſie tröſtet, gefällt nicht lange; und eine Frömmigkeit, die nur auf Neigung beruht, kann nicht beſtehn, weil ſie nur in uns ſelber ihren Grund hat.

Die Predigt über die Wohlthätigkeit iſt am Sonntage Lätare 1709 gehalten, wohl nicht vor dem Hofe, aber doch vor einer Verſammlung, zu welcher viel Vornehme und Reiche gehörten. Dieſe werden zur Erfüllung einer Pflicht ermahnt, zu welcher die damaligen Umſtände beſonders dringend aufforderten; denn es war die Zeit des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, und zu den Unglücksfällen in demſelben war eine Hungersnoth hinzugekommen. Nur der erſte Theil dieſer Predigt iſt antithetiſch; die Pflicht der Wohlthätigkeit wird erwieſen,

durch Widerlegung der Scheingründe, welche ihre Unterlaſſung entſchuldigen ſollen. In dem folgenden Theile wird gezeigt, wie ſie ausgeübt werden müſſe, und welche Belohnungen ihr verheißen ſind. Die Scheingründe, durch welche man ihre Unterlaſſung zu rechtfertigen meint, ſind dieſelben, aus welchen die Jünger in dem Texte, Joh. 6, 1—15, es für unmöglich halten, die verſammelte Menge zu ſpeiſen. Erſtlich: man habe ſelbſt kaum das Nothwendige; es iſt ein Knabe hier, der hat fünf Gerſtenbrote, und zwei Fiſche; aber was iſt das unter ſo viele? Dagegen wird gezeigt, für das Nothwendige müßten die wirklichen Bedürfniſſe und nicht die Leidenſchaften den Maßſtab abgeben. Zweitens: man leide ſelber durch die Noth der Zeiten. Hier wird Marc. 6, 35. zu Hülfe genommen: Es iſt wüſte hier. Aber der Luxus leidet nicht unter dieſer Noth; nur der Wohlthätigkeit ſoll etwas dadurch abgebrochen werden. Drittens: die Anzahl der Bedürftigen ſey zu groß; zwei hundert Pfennig werth Brots iſt nicht genug unter ſie, daß ein jeglicher unter ihnen ein wenig nehme. Aber auch für dieſe große Anzahl würde geſorgt werden können, wenn man nur die Wohlthätigkeit als eine Pflicht anſähe, die ein Jeder nach Verhältniß ſeiner Mittel ausüben muß." Es iſt wahr, daß dieſe Unterabtheilungen ſich nicht genug von einander ſcheiden, und daß nur immer derſelbe Gedanke durchgeführt wird, nämlich, wie ſündlich es ſey, ſelbſt ein

genußſüchtiges und verſchwenderiſches Leben fortzuſetzen, während man den Armen Alles verſagt. Dennoch iſt dieſe Predigt bewundernswürdig durch die Gewalt, mit welcher der Redner auf ſeine Zuhörer eindringt, und durch die unerſchöpfliche Fülle von Gründen und Wendungen, wodurch er ihnen die Pflicht des Wohlthuns ans Herz zu legen weiß. Dies werden, wie ich hoffe, einige Stellen aus der zweiten und dritten Unterabtheilung des erſten Theiles beweiſen.

„Hätte nicht Chriſtus, wie Chryſoſtomus bemerkt, den Jüngern antworten können: Eben weil der Ort wüſte und unfruchtbar iſt, und das Volk nichts daſelbſt findet um ſeinen Hunger zu ſtillen: eben deshalb darf man es nicht ungegeſſen heim gehen laſſen, damit es nicht auf dem Wege verſchmachte. Und ſo könnte ich euch ebenfalls antworten, meine Brüder: Die Zeiten ſind ſchwer; das Jahr iſt ungünſtig; aber gerade deshalb muß eure Beſorgniß wegen der Noth eurer Brüder um ſo größer und lebhafter ſeyn. Wenn der Ort wüſte und unfruchtbar iſt für euch: wie viel mehr muß er es ſeyn für ſo viele Unglückliche? Wenn ihr den Druck der Zeiten empfindet: wie viel mehr werden Diejenigen darunter leiden, die nicht dieſelben Hülfsquellen haben? Wenn die Plagen Egyptens bis in die Häuſer der Großen, ja ſelbſt bis in den Palaſt Pharaos dringen: welche furchtbare Noth muß nicht in der Hütte der Armen und des Landmanns herrſchen? Wenn die Großen, während

der Theurung zu Samaria, in ihrer Kelter und in ihrer Tenne keine Hülfe finden, wie die Schrift ſagt: wird das gemeine Volk nicht vielleicht bis zu einer Verzweiflung getrieben werden, wo Mütter, zwar nicht mit dem Fleiſche ihrer Kinder ſich nähren, aber wohl die Seele und die Unſchuld der Tochter ihrer Lebensrettung zum Opfer bringen?

Ja noch mehr; dieſe Landplagen, die uns treffen, und worüber ihr klagt, ſind die Strafe eurer Hartherzigkeit gegen die Armen; Gott nimmt euch eure Güter, um ihren Mißbrauch zu rächen; das Geſchrei und die Seufzer der von euch verlaſſenen Unglücklichen ſind es, welche ſeine Ungnade auf eure Aecker und Fluren herabgerufen haben. Bei ſolchen öffentlichen Drangſalen müßt ihr alſo beſonders eilen den Zorn Gottes durch reichliche Gaben zu ſtillen; in ſolchen Zeiten müßt ihr mehr als jemals ſuchen den Beiſtand der Armen für euch zu gewinnen. Ha! Ihr ſeyd auf den Gedanken gekommen, euch an den Himmel zu wenden, und von den heiligen Beſchützern dieſes Reichs durch allgemeine Gebete das Gedeihen der Ernte, das Aufhören der öffentlichen Plagen, und die Wiederkehr der günſtigen Witterung und der Fruchtbarkeit zu erflehn; aber nicht dorthin allein müſſen eure Bitten und euer Flehn ſich richten; die Heiligen werden niemals durch eure Leiden gerührt werden, ſo lange ihr ſelbſt bei den Leiden eurer Brüder gefühllos bleibt. Hier auf Erden findet ihr die Gebieter

über die Winde und über die Jahreszeiten; wendet euch an die Armen; dieſe haben, wenn ich ſo ſagen darf, die Schlüſſel des Himmels; ihre Gebete ſind es, welche den Lauf der Tage und Jahre beſtimmen, welche günſtige oder verderbliche Zeiten herbeiführen, welche die Gnade des Himmels zurückhalten oder herabziehen; denn nur zu ihrem Beſten wird der Erde Fruchtbarkeit geſchenkt, und ſie ſind die Veranlaſſung, daß der Himmel uns ſtraft, oder daß der Himmel uns begünſtigt.

Aber um euch vollends zu beſchämen, euch, meine Brüder, die ihr ſo ſehr das Unglück der Zeiten bei uns geltend macht: dieſe vermeintliche Noth der Zeiten, thut ſie euren Vergnügungen Abbruch? Was verlieren eure Leidenſchaften bei dem öffentlichen Elend? Wenn das Unglück der Zeiten euch nöthigt, euch manche Ausgaben zu unterſagen, ſo unterſagt euch zuerſt Alles, was im Gebrauche eurer Güter den göttlichen Geboten zuwider iſt; ordnet euren Tiſch, euren Schmuck, euer Spiel, eure Haushaltung, eure Bauten nach dem Maßſtab des Evangeliums; laßt die Einſchränkung des Wohlthuns nur nach jeder anderen kommen; unterſagt euch eure Verbrechen, ehe ihr euch die Erfüllung eurer Pflichten unterſagt. Wenn Gott die Provinzen und die Reiche mit Unfruchtbarkeit ſchlägt, ſo will er den Großen und den Reichen die Mittel zu ihren Ausſchweifungen und zu ihrem Praſſen entziehn; fügt euch alſo in die Ordnung ſeiner Gerechtigkeit und ſeiner Weisheit; betrachtet euch

als öffentliche Verbrecher, welche der Herr durch öffentliche Strafen züchtigt; sprechet wie David, da die Hand des Herrn zum Verderben über sein Volk ausgestreckt war: Wider mich, o Herr, der ich der einzige Schuldige bin, und der ich deinen Zorn auf dies Reich herabgerufen habe, indem ich mein Glück mißbrauchte, und mich sündlichen Leidenschaften hingab; wider mich allein wende sich deine strafende Hand! Laß deine Hand wider mich und meines Vaters Haus seyn! Aber dieses arme und geplagte Volk, aber diese Unglücklichen, die bei ihrem traurigen Loose nur im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot aßen: ach! was haben sie gethan, o Herr, um von dem Schwerte deiner Rache getroffen zu werden? Siehe, ich habe gesündigt; ich habe die Missethat gethan! Was haben diese Schafe gethan?*) — — — — — — — — — —

Denn in der That, sagt es mir: Während über Stadt und Land sich dieselbe Plage verbreitet; während Menschen, die Gott nach seinem Bilde geschaffen, und die Christus mit seinem Blute erkauft hat, Gras essen wie die Thiere, und in ihrer äußersten Noth auf den Feldern eine Nahrung suchen, welche die Natur nicht für die Menschen bestimmt hat, und welche für sie eine Speise des Todes ist: könntet ihr die Stirn haben, unter uns die einzigen Glücklichen zu seyn? Während der Anblick

*) 2 Sam. 24, 17.

dieſes ganzen Reiches ſich verändert hat, während Geſchrei und Seufzer um eure ſtolze Wohnung ertönen: wie dürftet ihr im Innern derſelben euer ſonſtiges Leben der Freude, der Pracht, der Heiterkeit und Ueppigkeit fortſetzen? Wo bliebe denn die Menſchlichkeit, die Vernunft, die Religion? In einer heidniſchen Republik würdet ihr für ſchlechte Bürger gelten; in einer Geſellſchaft von rechtlichen Weltleuten, für gemeine, ſchmutzige Seelen, welchen man allen Adel, alle Großmuth der Geſinnung abſprechen muß. Und in der Kirche Jeſu Chriſti, wofür wollt ihr da gehalten ſeyn? Wofür anders als für Ungeheuer, für unwürdig des Chriſtennamens, den ihr führt, des Glaubens, deſſen ihr euch rühmt, der Sacramente, woran ihr Theil nehmt; für unwürdig ſelbſt in dieſen Tempeln zu erſcheinen, wo die Chriſten ſich verſammeln, zum Zeichen, daß ſie alle Brüder ſeyn ſollen."

Die Predigt über den Tod, das heißt, über die Pflicht an den Tod zu denken, möchte vielleicht unter allen Predigten dieſer Gattung die vorzüglichſte ſeyn. Der Text iſt das Evangelium von dem Jüngling zu Nain, deſſen allerdings auffallende Behandlung wohl nur dadurch erklärt und gerechtfertigt werden kann, daß Maſſillon, der Faſtenzeit gemäß, nicht eine Troſt-, ſondern eine Straf- und Bußpredigt halten wollte. Darum läßt er die beiden Hauptfiguren des Evangeliums, Chriſtum, der tröſtet, und die Mutter, die ihren Sohn wieder

empfängt, zurücktreten; und indem er den Umstand hervorhebt, daß viel Volks aus der Stadt mit ihr ging, beklagt er es, daß eine solche ernste Feier gewöhnlich keinen Eindruck bei den Menschen zurücklasse, und daß sie des Gedankens an den Tod sich zu entschlagen suchten. Was sie dazu verleite, das sey erstlich die Ungewißheit der Todesstunde. Da man hier nämlich keinen bestimmten Zeitpunkt ins Auge fassen könne, so hege man in dieser Beziehung nur ganz dunkle Gefühle, und lasse den Gegenstand derselben am Ende gänzlich entschlüpfen. Aber Statt dessen sollte man — dies wird nun im ersten Theile gezeigt — da es möglich ist, daß der Tod in jedem Augenblicke erscheine, ihn auch in jedem Augenblick erwarten; um so mehr, da er die große Entscheidung zwischen Seligkeit und Unseligkeit herbeiführe, und da mit dem gegenwärtigen Leben die von Gott bestimmte Gnadenzeit für immer abgelaufen sey. — Bis hierher ist Alles der Anlage der Predigt gemäß; wenn nun aber der Redner zu der Vergänglichkeit der irdischen Dinge übergeht, wenn er diese den Zuhörern durch ihre eigenen Erfahrungen und Gefühle anschaulich zu machen sucht, so muß ich bemerken, daß er von der Bahn, die er sich vorgezeichnet hatte, abzuschweifen, und aus der antithetischen in die thetische Behandlung des Gegenstandes zu fallen scheint. Ich würde also muthmaßen, diese Stelle sey bei einer Wiederholung dieser Predigt im Jahre 1712 hinzugefügt worden, wo der Redner

durch den unerwarteten Tod ſo mancher Mitglieder des königlichen Hauſes, den er ebenfalls für ſeine Zwecke benutzte, zu einer Vergleichung der damaligen Zeit mit den früheren Regierungsjahren Ludwigs XIV. geführt ward. Dieſer von mir gerügte Uebergang aus einer Gattung des Vortrags in die andere, iſt noch, ſo viel ich weiß, von Niemand bemerkt worden; ja es wird dieſe Stelle von franzöſiſchen Kunſtrichtern vorzugsweiſe angeführt und bewundert; und das verdient ſie auch in der That, wenn man davon abſieht, daß ſie nicht zum Beſten in den Gedankengang ſich fügen will; aber darauf pflegen bei einer Predigt immer nur ſehr wenige zu achten. Die Stelle lautet folgendermaßen:

„Ach, meine Brüder, wie könnten wir ſagen, das Leben ſey lang, da es doch einmal endigen muß? Blicket zurück: wo ſind eure früheren Jahre; habt ihr etwas Dauerndes davon in eurem Gedächtniß feſtgehalten? Eben ſo wenig als von einem Traume der Nacht! Ihr träumt, daß ihr gelebt habt; das iſt Alles, was euch davon übrig blieb; die ganze Zeit, von eurer Geburt bis jetzt, iſt ſchnell vorübergeflogen wie ein Pfeil den ihr kaum wahrnehmen konntet. Hätte euer Leben mit der Welt begonnen, ſo würde die Vergangenheit euch nicht länger und wandelloſer erſcheinen; alle bis jetzt verfloſſenen Jahrhunderte, ihr würdet ſie als flüchtige Augenblicke betrachten; alle Völker, die erſchienen und verſchwanden, alle Umwälzungen der Reiche, alle großen,

glänzenden Begebenheiten in unſerer Geſchichte — ſie würden für euch nur die verſchiedenen Auftritte eines Schauſpiels ſeyn, das an Einem Tage zu Ende ging. Erinnert euch nur an die Siege, die Feſtungseinnahmen, die glorreichen Friedensſchlüſſe, die Herrlichkeit, die glänzenden Ereigniſſe in den erſten Jahren dieſer Regierung; noch ſind ſie euch ſo nahe, denn ihr habt ſie nicht nur geſehen, ihr habt auch jene Gefahren und jenen Ruhm getheilt; die Geſchichte wird ſie unſern letzten Nachkommen erzählen; aber für euch iſt dies ſchon nichts mehr als ein Traum, als ein Blitz, der verſchwand, und deſſen Erinnerung in euch mit jedem Tage verliſcht. Was iſt denn der kurze Weg, der uns übrig bleibt? Meint ihr die künftigen Tage werden wandelloſer ſeyn als die vergangenen? Aus der Ferne ſcheinen die Jahre uns lang; ſind ſie gekommen, dann verſchwinden ſie, dann entſchlüpfen ſie uns in einem Augenblick; und im Umſehn werden wir uns wie durch Zaubermacht zu dem verhängnißvollen Ziele entrückt ſehn, das uns ſo fern ſchien, als ob wir es niemals erreichen ſollten. Vergleichet die Welt, die ihr in euren früheren Jahren kanntet, mit der, die ihr heute ſeht. Der Hof, der den König umgiebt, hat ſich erneut. Es ſind neue Perſonen auf die Bühne getreten; die großen Aemter werden durch Andere verwaltet; neue Ereigniſſe, neue Ränke, neue Leidenſchaften, neue Helden der Tugend, ſo wie des Laſters werden öffentlich gelobt, verſpottet, verdammt. Allmählig und unbemerkt

hat eine neue Welt ſich auf den Trümmern der früheren erhoben. Alles verſchwindet um euch und mit euch. Schnell, unaufhaltſam ſtürzt ſich Alles in den Abgrund der Ewigkeit. Den Weg dahin bahnten uns geſtern unſere Väter, und Morgen bahnen wir ihn Denen, die nach uns kommen. Die Zeiten erneuern ſich; immer vergeht das Weſen dieſer Welt, Todte wechſeln unaufhörlich mit Lebenden; nichts bleibt, alles ſchwindet, vergeht und erliſcht. Gott allein iſt unwandelbar; vor ſeinen Augen rollt der Strom der Jahrhunderte, der alle Menſchen dahinführt; und mit Unwillen ſieht er ſchwache Sterbliche, die fortgeriſſen von der Welle, im Vorübergleiten ihm Hohn ſprechen; aus dieſem flüchtigen Augenblicke ihr ganzes Glück machen; und darauf ſogleich in die Hände ſeines Zorns und ſeiner Gerechtigkeit fallen.

In dem zweiten Theile dieſer Predigt wird die Abneigung der Menſchen, ſich mit dem Gedanken an den Tod zu beſchäftigen, aus ihrer übermäßigen Furcht vor demſelben hergeleitet; ſie würden meinen, wenn dieſe Vorſtellung ihnen ſtets gegenwärtig bliebe, das Leben nicht ertragen zu können. Hier erinnert Maſſillon, daß dieſe Furcht, wenn ſie in der That ſo groß ſey, nur um ſo mehr dazu antreiben müſſe, den Gegenſtand derſelben ins Auge zu faſſen; daß Gott ſich ihrer als eines Gnadenmittels zur Bekehrung des Sünders bediene; und daß ſie, wäre nur erſt das Gewiſſen beruhigt, bald verſchwinden, und ſich in eine fromme Sehnſucht nach dem

Tode verwandeln würde. Dieſer letzte Gedanke wird folgendermaßen ausgeführt.

„Endlich, meine Brüder, und dies iſt mein letzter Grund, wenn ihr unterſucht, woraus dieſe Furcht entſpringe, die euch den Gedanken an den Tod, und das Bild deſſelben ſo unerträglich macht, ſo werdet ihr in der Unruhe eines beſchwerten Gewiſſens die Quelle derſelben entdecken. Was ihr fürchtet, das iſt nicht der Tod, das iſt die Gerechtigkeit Gottes, die euch jenſeits des Grabes erwartet, um die Vergehungen eures Lebens zu beſtrafen. Ihr wißt, daß ihr nicht vor ſein Angeſicht treten dürft mit allen den ſchmachvollen Flecken welche ſein Bild in euch entſtellen, und daß der Tod, wenn er euch in dieſem Zuſtande überraſchte, euch zum ewigen Tode führen würde. Reiniget alſo euer Gewiſſen; thut Buße und entſagt euren ſündlichen Leidenſchaften; öffnet eure Herzen, daß Gott wieder darin Wohnung mache; zeiget ſeinen Augen nichts, das ſeinen Zorn und ſeine Strafen verdiene; erfüllt die Bedingungen, unter welchen ihr nach dem Tode etwas von ſeiner unendlichen Barmherzigkeit hoffen dürft: dann werdet ihr dieſen letzten Augenblick mit weniger Furcht und Beſorgniß erwarten; und nachdem ihr die Welt und eure Leidenſchaften Gott aufgeopfert habt, werdet ihr auch ohne Zwang, ja ſelbſt mit Freuden ihm das Opfer eures Lebens darbringen können. Denn, ſagt mir, meine Brüder, wie könnte der Tod einem frommen Chriſten fürchterlich ſeyn? Wovon

trennt er ihn? Von einer Welt, die untergehn ſoll, und welche nur Denen, die von Gott abfielen, als ein Vaterland erſcheint; von ſeinem Reichthum, der ihm eine Laſt, deſſen Gebrauch mit ſo vielen Gefahren verbunden iſt, und den er nicht zu ſinnlichen Genüſſen anwenden darf; von ſeinen Angehörigen und Freunden, denen er nur vorangeht, und die ihm bald folgen werden; von ſeinem Fleiſche, aus welchem ſo viele Verſuchungen für ſeine Unſchuld, ſo viele Hinderniſſe für ſeine frommſten Triebe entſprangen; von ſeinen Vorgeſetzten, die oft eine ſündliche Nachgiebigkeit von ihm forderten, und von ſeinen Untergebenen, deren Frevel und Uebertretungen er zu verantworten hatte; von ſeinen Aemtern und Würden, die mit ſeinen Pflichten auch ſeine Gefahren vermehrten; endlich von einem Leben, das für ihn nur eine Zeit der Verbannung, und gleichſam ein beſtändiges Seufzen nach Befreiung war. Und was gewährt ihm der Tod ſtatt deſſen, was er ihm nimmt? Er gewährt ihm unwandelbare Güter, die Niemand mehr ihm rauben kann; ewige Freuden, deren Genuß durch keine Furcht und durch keine Bitterkeit getrübt wird; den ruhigen, gewiſſen, unverlierbaren Beſitz Gottes, des höchſten Gutes; die Befreiung von den Leidenſchaften, die für ihn eine unaufhörliche Quelle von Unruhe und Schmerzen waren; einen ungeſtörten Frieden, den er in der Welt vergebens geſucht hatte; die Auflöſung aller Bande, die ihn an die Erde feſſelten, und ſeine Seele

gefangen hielten; endlich die Gemeinſchaft der Gerechten und Seligen, anſtatt des Zuſammenſeyns mit den Sündern, von denen er ſich trennt. Was bietet denn, o Gott, dies Leben für Freuden, die den frommen Chriſten daran feſſeln könnten? Es iſt für ihn ein Thränenthal, wo es unzählige Gefahren, tägliche Kämpfe, ſeltene Siege, unvermeidliche Fehltritte giebt; wo man ſich ſtets Gewalt anthun, und der Begierde Alles verſagen muß; wo Alles reizt, und Alles verboten iſt; wo die Pflicht befiehlt, das, was am meiſten gefällt, am meiſten zu fürchten und zu fliehen; mit einem Worte, wo du dulden, weinen, bis aufs Blut widerſtehn, unaufhörlich kämpfen, wo du dich ſelber haſſen mußt — ſonſt biſt du verloren! Was könnte hier im Stande ſeyn den frommen Chriſten zu locken, ihn anzuziehn und zu feſſeln; und der Tod, iſt er nicht für ihn ein Gewinn und ein Triumph?

Ja, meine Brüder, die Ausſicht auf den Tod iſt der einzige Troſt, welcher die Treue der Frommen aufrecht erhält. Werden ſie durch Leiden geprüft — ſie wiſſen, daß ihr Ende herannaht, daß unſere Trübſal, welche zeitlich und leicht iſt, eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit ſchafft; und dieſer Gedanke iſt für ſie eine unerſchöpfliche Quelle der Geduld, der Standhaftigkeit und der Freude. Fühlen ſie, wie das Geſetz in ihren Gliedern dem Geſetz in ihrem Gemüthe widerſtreitet, und Regungen, die der Unſchuld Gefahr drohen, in ihnen hervorruft — ſie bedenken, daß

ſie nach der Auflöſung dieſes irdiſchen Leibes einen geiſtigen und verklärten Leib erhalten; daß ſie alsdann, von ſolchem Elende befreit, und den Engeln im Himmel gleich ſeyn werden; und dieſe Ausſicht unterſtützt und erhäht ihre Kraft. Drückt das ſchwere Joch Jeſu Chriſti ſie nieder; iſt ihr geſchwächter Glaube in Begriff zu ermatten, und der Laſt ihrer Pflichten zu erliegen: ach! der Tag des Herrn iſt nahe; bald werden ſie die himmliſche Belohnung empfangen; und da ſie das Ziel ſchon erblicken, ſo werden ſie neu belebt, und zur Fortſetzung ihres Laufes geſtärkt. Hört, wie der Apoſtel die erſten Gläubigen tröſtet: Meine Brüder, ſagt er ihnen, die Zeit iſt kurz, der Tag iſt nahe, der Herr ſteht vor der Thür, er wird nicht ſäumen; freut euch alſo, und abermals ſage ich, freuet euch. Dies galt für den einzigen Troſt dieſer Menſchen, die man ſchmähte, die man verfolgte, die man läſterte, die als ein Fluch der Welt und ein Fegopfer aller Leute, die den Juden ein Gräuel, und ein Spott der Heiden waren. Sie wußten, bald würde der Tod alle Thränen von ihren Augen trocknen; dann würde kein Leid, kein Geſchrei, kein Schmerz mehr ſeyn; dann würde der Herr alles neu machen: dieſer Gedanke erleichterte ihnen alle Beſchwerden. Ach! hätte man dieſen frommen Bekennern des Glaubens geſagt, ſie ſollten den Tod nicht ſchmecken, der Herr würde ihr Leben hier auf Erden endlos verlängern: ſo hätte man ihren Glauben erſchüttert, ihre Standhaftigkeit

in Verſuchung gebracht; und mit jener Hoffnung hätte man ihnen allen Troſt geraubt.

Darüber dürfe man ſich nicht wundern, ſagt ihr, und es ſey wohl zu begreifen, daß ſolche unglückliche und geplagte Menſchen den Tod als eine Zuflucht betrachtet hätten. Ihr irrt, meine Brüder. Der Grund ihrer Traurigkeit lag nicht in den Verfolgungen und den Drangſalen, die ſie erduldeten: — dieſe hielten ſie vielvielmehr für ihre Freude, ihren Troſt und ihren Ruhm; wie ſie denn auch ſagten: Wir rühmen uns auch der Trübſale; — die Entfernung, worin ſie ſich noch in dieſem Leben von Chriſto befanden, dieſe war es, welche ihre Schmerzen und ihr Verlangen nach dem Tode erweckte. Dieweil wir in der Hütten ſind, ſagt der Apoſtel, ſehnen wir uns, und ſind beſchweret; und haben vielmehr Luſt außer dem Leibe zu wallen, und daheim zu ſeyn bei dem Herrn. Die Trennung von ihm war ein trauriger und gezwungener Zuſtand für dieſe gottſeligen Herzen. Denn darin beſteht alle Frömmigkeit, daß wir unſere Vereinigung mit Chriſto, unſerm Haupte, wünſchen; daß wir ſeufzen nach dem ſeligen Augenblicke, der uns, mit allen Auserwählten, in den geiſtigen Leib verſetzen wird, der, ſeit dem Anfange der Welt, aus den Menſchen aller Zungen, Stämme und Völker ſich bildet; der das Ziel iſt von allen Rathſchlüſſen des Höchſten, und der Gott in Chriſto in alle Ewigkeit verherrlichen ſoll. Wir ſind hier wie

Zweige, die vom Stamme, wie Bäche, die von ihrer Quelle getrennt wurden; wie Fremdlinge, die fern von ihrem Vaterlande umherirren; wie Gefangene, die im Kerker gebunden, ihre Befreiung erwarten; wie Kinder, die für eine Zeit ſich aus dem Erbe und dem Hauſe des Vaters entfernen mußten; mit einem Worte, wir ſind wie Glieder, die man von dem Körper getrennt hat. Seit Chriſtus, unſer Haupt, ſich zum Himmel erhob, iſt die Erde nicht mehr die Stätte unſerer Wohnung; wir warten auf die ſelige Hoffnung und Erſcheinung unſeres Heilandes; ohne dieſen Wunſch giebt es keine Frömmigkeit und keinen Troſt; und ſich nach dieſem glücklichen Augenblicke nicht ſehnen, ſondern ihn fürchten, und ihn als der Uebel größtes betrachten, das wäre für einen Chriſten eben ſo viel als ob er Chriſtum verfluchte, als ob er keinen Theil mit ihm haben wollte, als ob er den Verheißungen des Glaubens und dem glorreichen Namen eines Himmelsbürgers entſagte; das hieße ſo viel, als ſein Glück nur hier auf Erden ſuchen, an der Fortdauer zweifeln, die göttliche Offenbarung für einen Wahn, und den Tod für einen gänzlichen Untergang halten."

Sechstes Kapitel.

Predigten nach der Idee der Seligkeit, in der Form der Schilderung, und in der Form der Nachweiſung.

Unter allen ſittlich-religiöſen Ideen iſt es die der Seligkeit und der Unſeligkeit, welche die größte Kraft beſitzt, die Gemüther zu erregen und zu erſchüttern, und ſie zur Erfüllung alles deſſen, wodurch das höchſte Ziel unſerer Sehnſucht erreicht werden kann, zur Annahme des Glaubens und zum Fleiß in der Heiligung, anzutreiben. Die Redner aller chriſtlichen Confeſſionen machen daher auch von derſelben einen ſehr häufigen Gebrauch; nur wird die große Verſchiedenheit, die hier zwiſchen dem evangeliſchen und dem katholiſchen Dogma ſtatt findet, auch auf die rhetoriſche Behandlung einen weſentlichen Einfluß haben. Nach der evangeliſchen Lehre iſt die Seligkeit ein reines Gnadengeſchenk, das unter der einzigen Bedingung des Glaubens, welcher den Keim der Heiligung in ſich trägt, einem Jeden zu Theil

wird; ſie kann alſo niemals als ein unerreichbares Gut erſcheinen; und wenn man ſie und den ihr entgegengeſetzten Zuſtand ſchildert, ſo wird man die Gemüther nur mit Verlangen, und vielleicht mit heilſamer Furcht erfüllen, aber niemals ſie in Verzweiflung ſtürzen können. Minder günſtige Wirkungen wird durch dieſe Idee der katholiſche Redner hervorbringen, da, nach der Lehre ſeiner Kirche, die Seligkeit nicht aus reiner Gnade den Gläubigen geſchenkt wird, ſondern von ihnen durch eigene Anſtrengungen und gute Werke erworben werden muß. Die unbußfertigen Sünder, geſchreckt durch die Schwierigkeiten, welche ſie ſelbſt überwinden ſollen, werden vielleicht in roher Verzweiflung ihr Heil aufgeben; die ſtolzen und abergläubiſchen Gemüther werden aus ihren Werken eine falſche Beruhigung ſchöpfen; die frommſten Seelen, welche zugleich auch die demüthigſten ſind, und ſich ihre eignen Gebrechen nicht verhehlen, werden immer den angſtvollſten Zweifeln, bei denen die Heiligung ſchwerlich gedeihen kann, Preis gegeben ſeyn. Auch die Predigten, die wir jetzt zu beſprechen haben, würden auf einen Erbauung ſuchenden evangeliſchen Leſer kaum einen befriedigenden Eindruck hervorbringen; es würde ihm nicht ſo leicht werden wie bei den Pflichtpredigten, in Maſſillons Vorſtellungen einzugehn; er würde ſich durch Vieles zurückgeſtoßen und verletzt fühlen. Auf unſerem Standpunkte der oratoriſchen Beurtheilung jedoch, werden wir von Maſſillon nichts anders verlangen, als was er nach den

Bedingungen ſeines Lebens und ſeiner Verhältniſſe uns zu geben vermochte, und wir werden ihn nicht entgelten laſſen, was dem Dogma ſeiner Kirche zur Laſt fällt. Wir werden uns auch an den tiefen religiöſen und ſittlichen Verfall ſeines Zeitalters erinnern müſſen; und dann wird es uns nicht befremden, daß er ſich gedrungen fühlen konnte, durch die Schrecken der Ewigkeit dem herrſchenden Verderben entgegen zu wirken. Ja, von dieſem Standpunkte aus werden wir vielleicht die Predigten dieſer Gattung unter allen Predigten Maſſillons für die vorzüglichſten halten; und wir werden um ſo mehr die erſchütternden Wirkungen bewundern, die er durch die Ideen der Seligkeit und der Unſeligkeit hervorbringt, als er nur durch ſein tief religiöſes Gemüth, welches an ſich ſelber die Kraft dieſer Gedanken empfunden hatte, zu ſolchen Darſtellungen befähigt werden konnte.

Auf eine zwiefache Weiſe behandelt Maſſillon die Idee der Seligkeit und Unſeligkeit. Er beſchreibt nämlich die dahin gehörenden Zuſtände; — dies iſt die Form der Schilderung; — oder er bezeichnet die verſchiedenen Urſachen und Veranlaſſungen, durch welche man zu der einen oder der andern geführt werden kann; dies werde ich die Form der Nachweiſung nennen.

Die Schilderung eines Gegenſtandes iſt eines der ſicherſten Mittel, welche die Beredſamkeit anwendet, um, in Beziehung auf denſelben, die verſchiedenen Affecte die den Willen beſtimmen, Neigung und Abneigung, Ver-

langen oder Furcht, hervorzurufen. Einen Gegenſtand ſchildern heißt nun aber freilich nicht die allgemeinen Momente ſeines Begriffes ausmalen; — hierauf pflegen die geiſtlichen Redner, zumal in Rückſicht der Fleiſchesluſt, der Augenluſt und des hoffährtigen Lebens ſich oft zu beſchränken; und dieſem Umſtande möchte auch der geringe Eindruck ſolcher vermeintlichen Schilderungen zuzuſchreiben ſeyn; — ſondern einen Gegenſtand ſchildern heißt, die allgemeinen Umriſſe des Begriffes durch Beſtandtheile aus dem immer neuen und immer wechſelnden Leben ausfüllen; an den Charakteren und Verhältniſſen Seiten auffaſſen und hervorheben, die den Mehrſten entgingen, die aber ein Jeder, ſobald ſie ihm vorgezeigt werden, für wahr erkennt; es heißt nicht etwa, dieſe verſchiedenen Momente in kalter Aufzählung zuſammenſtellen, ſondern ſie mit der Gluth des Affectes, den man erregen will, und den man ſelbſt empfindet, als vollſtändiges Bild dem Herzen des Zuhörers einprägen. Zu ſolchen Schilderungen wird nur der Redner fähig ſeyn, der eine durch Selbſtkenntniß erhöhte Beobachtungsgabe beſitzt, und auf deſſen reizbares und tiefes Gefühl die Gegenſtände eben ſo ſchnelle und lebhafte als anhaltende und dauernde Eindrücke hervorbringen. Daß Maſſillon dieſe Eigenſchaften in einem hohen Grade beſaß, läßt ſich in ſeinen Schilderungen erkennen, die durch ihre anſchauliche Wahrheit, ihre ergreifende Kraft und Lebendigkeit einen der weſentlichſten Vorzüge ſeiner Bered-

ſamkeit bilden. Wir werden hier nicht umhin können, ſeine Vielſeitigkeit zu bewundern, da er dieſelbe Virtuoſität wie in den antithetiſchen Predigten, auch in dieſer ſo ſehr verſchiedenen Form der Darſtellung zeigt. Er hat ſich in derſelben ſeine Aufgabe noch dadurch erſchwert, daß er einzelne Predigten, anſtatt mit anderen Formen zu wechſeln, aus einer ununterbrochenen Reihe von Schilderungen zuſammenſetzt. Man möchte vielleicht glauben, er habe Unrecht daran gethan; wie man ihn auch tadeln möchte, daß er bei den Pflichtpredigten die antithetiſche Methode oft von Anfang bis zu Ende befolgt. Jedoch läßt es ſich nicht leugnen, daß eine ſolche Einheit der Form, indem ſie der Predigt eine beſondere Geſtalt giebt, und ſie gleichſam zum Typus ihrer Gattung macht, das Auffaſſen derſelben durch den Zuhörer erleichtern, und dadurch auch ihre Wirkung vergrößern muß. Dabei darf man freilich nicht überſehn, daß unſer Redner, in dieſen beſchränkten Grenzen, die Wendungen ſo oft zu wechſeln verſteht, daß dieſe Einheit der Form niemals ermüden kann.

Die Predigt über das Glück der Frommen, deren treffliches, an den König gerichtetes Exordium ſchon früher angeführt worden iſt, gehört zu denen, welche die Idee der Seligkeit in der Form der Schilderung behandeln. Gegen die Benutzung des Textes und gegen die Eintheilung iſt freilich manches zu erinnern. Der Text, Matthäi 5, 4.: Selig ſind die da Leid tra-

gen, denn ſie ſollen getröſtet werden, redet von dem Troſte, für den äußere und innere Schmerzen empfänglich machen; von dieſem Urſprunge des Troſtes wird aber in der Predigt abgeſehn. Nach der Eintheilung entſpringt die Seligkeit der Frommen in dieſem Leben erſtlich aus dem Lichte des Glaubens und zweitens aus den Wirkungen der Gnade. Unter dem Lichte des Glaubens verſteht der Redner die Erkenntniß, unter den Wirkungen der Gnade, die Geſinnung. Aber davon abgeſehen, daß dies unbequeme Ausdrücke ſind, ſo hat auch der Einfluß der Erkenntniß zum Troſte der Frommen eine zu große Aehnlichkeit mit dem Einfluſſe der Geſinnung, als daß hier zwei gehörig unterſchiedene Theile hätten gebildet werden können. Die Dispoſition iſt hier alſo kaum etwas Anderes als ein Rahmen, um mehrere Schilderungen zuſammen zu faſſen; dieſe Schilderungen aber ſind durch Wahrheit und Lebendigkeit vortrefflich. Neben das Glück des Frommen wird das Unglück des Sünders geſtellt; und Welt und Weltliebe werden durch eine Reihe chriſtlicher Epigramme verfolgt. Jedoch kann dieſe Predigt unter den Predigten dieſer Gattung nur für eine der ſchwächeren gelten.

In der Predigt über das jüngſte Gericht wird durch eine Reihe höchſt ergreifender Schilderungen gezeigt, wie das Innere und das Leben des Gottloſen an jenem Tage vor ihm ſelber und vor der ganzen Welt

ſich enthüllen, und wie in dieſer Offenbarung ſeine ſchrecklichſte Strafe beſtehen wird.

Doch die gewaltigſte unter den Predigten dieſer Gattung iſt die über den Tod des Gottloſen und des Frommen, wobei die Worte der Offenbarung, 14, 13: Selig die Todten, die im Herrn ſterben, als Text zum Grunde liegen. In dem erſten Theile wird der Tod des Gottloſen, in dem zweiten wird der des Frommen geſchildert. Die Kategorien Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bilden die ſich einander entſprechenden Subdiviſionen der beiden Theile. Oft ſind dieſe Kategorien nur ein äußerlich herbeigezogener Schematismus; aber hier ſind ſie mehr als das; ſie entſprechen dem Weſen der Sache; denn es iſt in der That der Blick in die Vergangenheit, auf die Gegenwart und in die Zukunft, welcher in der Todesſtunde ſo wohl den Gottloſen mit Schrecken, als den Frommen mit Troſt erfüllt. In Betreff der Gegenwart war in dem erſten Theile gezeigt worden, dieſe ſey qualvoll für den Gottloſen durch ihre Ueberraſchungen, ihre Trennungen, ihre Veränderungen; und in dem zweiten Theile, in der entſprechenden Unterabtheilung wird ausgeführt, mit einem Parallelismus, der ſich hier ſogar auf die einzelnen Gedankenmomente erſtreckt, daß der Fromme im Tode durch nichts überraſcht wird, daß er ſich von nichts trennt, und daß nichts für ihn ſich verändert.

Als Beiſpiel aus dieſer Predigt wähle ich die Schil-

derung, die ſich am Schluſſe des erſten, und diejenige, die ſich am Schluſſe des zweiten Theiles befindet. In der erſten iſt das Furchtbare, zwar nicht übertrieben — das war hier wohl nicht möglich — aber wohl aufs Aeußerſte getrieben. Man erträgt es, weil man ſieht, daß der Redner nicht etwa kalt und gefühllos ſolche Donnerkeile ſchleudert, ſondern daß ſein eigenes reizbares Gemüth unter der Gewalt der Schrecken arbeitet, die er den Zuhörern erregen will.

„Ja, meine Brüder, dieſer Unglückliche, der ſein Leben im Sündenſchlafe verträumt, der ſich immer geſchmeichelt hatte, ein guter Augenblick, eine Regung der Buße im Sterben würde hinreichend ſeyn, um den Zorn Gottes zu ſtillen — er verzweifelt nun an ſeiner Gnade. Umſonſt redet man ihm von der Barmherzigkeit des Ewigen: er ſieht ein, daß er ſich ihrer nicht getröſten darf. Umſonſt öffnet der Diener der Kirche, um ſeine Angſt zu ſtillen, ihm den Schooß der göttlichen Gnade; der Eindruck dieſer Verſicherungen iſt nur gering, denn er fühlt wohl, daß die liebreiche Geſinnung der Kirche, die niemals an dem Heile ihrer Kinder verzweifelt, die furchtbaren Rathſchlüſſe der göttlichen Gerechtigkeit nicht aufheben kann. Umſonſt verheißt man ihm die Vergebung ſeiner Miſſethaten; eine geheime und furchtbare Stimme im Grunde ſeines Herzens ſagt ihm, daß es keine Gnade giebt für den Gottloſen, und daß er nicht auf Verſicherungen rechnen darf, an denen das Mitleid mehr Antheil hat, als die

Wahrheit. Umſonſt ermahnt man ihn zum Gebrauch der letzten Gnadenmittel für die Sterbenden, welche die Kirche ihnen darbietet; er betrachtet ſie, wie jene Arzeneimittel, die man noch anzuwenden wagt, wenn man am Leben des Kranken verzweifelt, und wodurch man mehr den Troſt der Angehörigen, als die Rettung des Sterbenden bezweckt. Die Diener Jeſu Chriſti werden gerufen, um ihm in ſeinen letzten Augenblicken beizuſtehn; und alles, wozu er ſich erheben kann, iſt, ihr Schickſal zu beneiden, und ſein unglückliches Schickſal zu bejammern. Sprüche der Schrift, und Davids Bußgebete werden ihm auf die Lippen gelegt; aber er fühlt wohl, daß ſein Herz dieſen göttlichen Worten widerſpricht, und daß dieſe Ergießungen einer brennenden Liebe und einer gründlichen Buße einem Sünder nicht geziemen, der wie er mitten in ſeinen Vergehungen überraſcht ward. Seine Angehörigen und Freunde werden um ſein Bett verſammelt, um ſeine letzten Seufzer aufzunehmen; aber er wendet die Augen von ihnen ab, weil ihr Anblick ihn an ſeine Miſſethaten erinnert. Der Diener der Kirche erhebt das Bild des Gekreuzigten; aber dies troſtvolle Zeichen kann nicht ſein Vertrauen erwecken; es ſcheint ihm nur ſeinen Undank vorzuwerfen, und ſein beſtändiges Widerſtreben gegen die göttliche Gnade. Indeſſen iſt der Tod näher und näher gekommen, und den Lebensfunken, der ihn noch beſeelt, der Prieſter ſtrebt ihn durch die Gebete der Sterbenden zu erwecken. Scheide nun,

ſpricht er, Chriſtenſeele! Er ſagt ihm nicht: Fürſt, Großer der Erde, ſcheide nun! Während ſeines Lebens war auf den öffentlichen Denkmälern kaum Platz für die Zahl und den Stolz ſeiner Titel: in dieſem letzten Augenblicke giebt man ihm keinen andern Namen als den, welchen er bei der Taufe empfangen hatte, den einzigen, auf den er keinen Werth legte, den einzigen, der ewig bleiben ſoll. Scheide nun, Chriſtenſeele! Ach, ſie hatte gelebt, als wäre der Körper ihr ganzes Weſen; ſie hatte ſelbſt geſucht ſich zu überreden, die Seele ſey nichts, der Menſch ſey nur ein Werk aus Fleiſch und Blut, und Alles gehe unter im Tode. Und nun erklärt man ihr, daß ihr Körper nur ein wenig Erde war, die in Staub zerfallen muß, aber daß ſie, daß die Seele, dies Ebenbild Gottes, welche die Kraft beſitzt ihn zu kennen und zu lieben, daß ſie unſterblich iſt; daß ſie ihr Erdenhaus verlaſſen und vor Gottes Richterſtuhl erſcheinen ſoll. Scheide nun, Chriſtenſeele! Du hielteſt die Erde für dein Vaterland, und du warſt doch hier nur auf einer kurzen Reiſe begriffen. Durch die Verkündigung, daß dein irdiſcher Leib ſich auflöſet, glaubte die Kirche dir die Freudenbotſchaft von dem Ende deiner Verbannung, von dem Aufhören deines Elends zu überbringen. Ach! und ſie bringet dir nur die traurige und furchtbare Botſchaft von dem Beginn deiner Unſeligkeit und deiner endloſen Qual. Scheide nun alſo, Chriſtenſeele! Du warſt bezeichnet mit dem Siegel des Heils: aber du haſt es

ausgelöſcht; du warſt erkauft durch das Blut Jeſu Chriſti: aber du haſt es mit Füßen getreten; du warſt rein gewaſchen durch die Gnade der Wiedergeburt: aber du haſt dich tauſendmal befleckt; du warſt erleuchtet vom Glauben: aber du haſt dich immer ſeinem Lichte verſchloſſen. Du warſt überſchüttet mit allen Gnaden des Himmels, und haſt ſie immer furchtbar entweiht! Scheide nun, Chriſtenſeele! Bringe vor den Richterſtuhl Jeſu Chriſti, dieſen erhabenen Chriſtennamen, welcher das Zeichen deines Heiles ſeyn ſollte, und auf welchen ſich die ſchwerſte der Anklagen gegen dich gründen wird. Scheide nun, Chriſtenſeele!

Da nun der ſterbende Gottloſe in der Erinnerung an die Vergangenheit nur zermalmende Anklagen findet; in der Gegenwart nur ſchmerzliche Bilder; in dem Gedanken an die Zukunft, nur furchtbares Entſetzen; da er auf Nichts ſeine Hoffnung gründen kann, nicht auf die Geſchöpfe, die ihn verlaſſen, nicht auf die Welt, die verſchwindet, nicht auf die Menſchen, die ihn nicht vom Tode erretten können, nicht auf den gerechten Gott, den er als einen erklärten Feind betrachtet, von dem er keine Nachſicht erwarten darf: ſo ſtürzt er von Schrecken in Schrecken; mit entſetzlicher Angſt ſtrebt er dem Tode, der ihn ſchon ergriffen hat, oder wenigſtens ſich ſelber zu entfliehn. Aus ſeinen brechenden Augen dringt etwas Finſteres, Schreckliches, worin ſich die Pein ſeiner Seele verkündigt. Aus der Tiefe ſeiner Trauer ſtöhnt er halb-

verſtandene, von Seufzern unterbrochene Worte hervor: werden ſie von der Reue oder von der Verzweiflung ihm eingegeben? Auf das Bild des Gekreuzigten wirft er entſetzliche Blicke: iſt es Furcht oder Hoffnung, iſt es Haß oder Liebe, die ſich darin ausdrückt? Ein Zittern ergreift ihn: rührt es her von dem Körper, der ſich auflöſet, oder von der Seele, welche die Nähe ihres Richters fühlt? Tief ſeufzet er: iſt es die Erinnerung ſeiner Verbrechen, oder die Verzweiflung ſterben zu müſſen, welche dieſe Seufzer ihm auspreßt? Unter dieſen traurigen Kämpfen ſtarren endlich ſeine Augen, verändert ſind ſeine Züge; entſtellt ſein Angeſicht; ſein bleicher Mund öffnet ſich von ſelbſt; es zittern alle ſeine Glieder; mit Anſtrengung ihrer letzten Kräfte reißt die Seele ſich los von ihrem Leibe aus Staub; ſie fällt in die Hände Gottes, und befindet ſich allein am Fuße des heiligen Richterſtuhls."

Wenn Maſſillon die Angſt des ſterbenden Gottloſen in ihrer ganzen Furchtbarkeit zu ſchildern weiß, ſo hat er es ebenfalls verſtanden, die Freudigkeit, womit der Fromme dem Tode entgegengeht, auf das Lieblichſte und Rührendſte darzuſtellen.

„Was aber vollends die Seele des Frommen in der Todesſtunde mit Troſt und mit Freude erfüllt, das iſt der Blick in die Ewigkeit. Der Gottloſe, in den Tagen ſeiner Kraft, blieb ruhig bei dieſem Gedanken; aber in ſeinen letzten Augenblicken, wo die Ewigkeit ihm ſo nahe tritt, verwandelt ſich ſeine Sicherheit in Beklemmung

und in Entſetzen. Der Fromme dagegen wagte kaum, in der früheren Zeit ſeines Lebens, die Tiefe der göttlichen Gerichte ins Auge zu faſſen; er ſuchte ſelig zu werden mit Furcht und mit Zittern; er bebte bei der bloßen Vorſtellung jener furchtbaren Zukunft, wo ſelbſt die Gerechten, würden ſie ohne Erbarmen gerichtet, kaum errettet werden könnten. Aber auf dem Todtenbette — ach! da kommt der Gott des Friedens, und ſtillet ſeine Unruhe; plötzlich ſchwindet ſeine Furcht, und verwandelt ſich in eine freudige Hoffnung. Mit ſeinen brechenden Augen durchdringt er die Nebel der Sterblichkeit, die ihn noch umgeben; er ſieht, wie Stephanus, die Herrlichkeit Gottes, und zur Rechten des Vaters des Menſchen Sohn, der bereit iſt ihn aufzunehmen. Er ſieht das ewige Vaterland, nach welchem er ſo viel geſeufzt, und wo er ſchon immer im Geiſte gewohnt hatte; das heilige Zion, welches der Gott ſeiner Väter mit ſeiner herrlichen Gegenwart erfüllt, wo er ſeine Auserwählten mit Wonne durchſtrömt, wo er ſie unaufhörlich jene alles Denken überſteigenden Güter ſchmecken läßt, die er bereitet hat Denen die ihn lieben; dieſe Stadt, wo das Volk Gottes ſich verſammelt; dieſe Wohnung der Heiligen, der Gerechten und Propheten, wo auch er ſeine Brüder wieder finden wird, mit denen die Liebe ihn hier auf Erden verband, um mit ihnen die Ewigkeit hindurch Gottes Barmherzigkeit zu preiſen, und das Lob ſeiner Gnade zu ſingen.

Und wenn nun die Diener der Kirche erſcheinen,

um dieſem frommen Chriſten zu verkündigen, daß ſeine Stunde gekommen iſt, und daß die Ewigkeit herannaht; wenn ſie ihm ſagen im Namen der Kirche, welche ſie ſendet: Scheide nun, Chriſtenſeele! Verlaß endlich dieſe Erde, wo du ſo lange fremd und gefangen geweſen biſt; die Zeit der Prüfungen und der Trübſale iſt vorüber; endlich kommt der gerechte Richter um die Bande deiner Sterblichkeit zu löſen; kehre heim zu dem Gotte, dem du angehörſt; entfliehe einer Welt, die nicht werth war dich zu beſitzen. Scheide nun, Chriſtenſeele! Der Herr, gerührt durch deine Thränen, öffnet dir endlich den heiligen Weg, und die Pforten der Ewigkeit; gehe hin und vereinige dich mit der Kirche im Himmel, die dich erwartet. Gedenke nur deiner Brüder, die hier auf Erden, mitten unter Verſuchungen und Stürmen, zurückbleiben; laß dich rühren durch den Zuſtand der Kirche hienieden, die dich in Chriſto erzeugt hat, und welche dich mit Blicken der Sehnſucht begleitet; erfleh das Ende ihrer Gefangenſchaft, und ihre gänzliche Vereinigung mit ihrem Bräutigam, von dem ſie noch getrennt iſt. Scheide nun, Chriſtenſeele! Diejenigen, die im Herrn entſchlafen, werden nicht die Beute des Todes; wir verlieren dich nur hier auf Erden, um dich bald mit Chriſto in ſeinem himmliſchen Reiche wiederzufinden; der Leib, den du hier den Würmern und der Verweſung überlaſſen mußt, wird dir bald verklärt und unſterblich zurückgegeben werden; nicht ein Haar

deines Hauptes wird umkommen; ein Keim der Unſterblichkeit bleibt in deiner Aſche bis zum Tage der Offenbarung, wo deine verdorreten Gebeine neues Leben empfangen, und herrlicher ſtrahlen werden als die Sonne. Wie glücklich biſt du nun endlich allem Elend zu entgehn, unter dem wir noch ſeufzen; Gott zu beſitzen, ohne die Gefahr, in welcher deine Brüder noch ſchweben, ihn verlieren zu können; entrückt zu werden allen Aergerniſſen, die uns betrüben, der Eitelkeit, die uns verführt, den Beiſpielen, die uns fortreißen, den Neigungen, die uns Gott entfremden, dem irdiſchen Treiben, das uns zerſtreut! Wie glücklich biſt du endlich einen Aufenthalt zu verlaſſen, wo Alles uns ermüdet und Alles uns befleckt, wo wir uns ſelber zur Laſt ſind, wo wir nur leben um uns unglücklich zu machen; und einzugehen in eine Wohnung des Friedens, der Freude und Wonne, wo man keinen anderen Beruf mehr hat, als den Gott, den man liebt, zu genießen.

O Freudenbotſchaft der Unſterblichkeit für den gläubigen Chriſten! O beglückender Befehl! Mit welcher Ruhe, welchem Vertrauen, welchem Dankgefühl wird er von ihm aufgenommen! Er hebt, wie der Greis Simeon, ſeine brechenden Augen zum Himmel; er richtet ſie auf den Herrn, der zu ihm kommt. Herr, ſpricht er zu ihm in ſeinem Innern, zerſtöre nun, wenn es dir gefällt, dieſe Ueberreſte der Sterblichkeit; zerbrich dieſe ſchwa-

chen Bande, die mich noch zurückhalten! Mit Frieden und Hoffnung erwarte ich die Erfüllung deiner Verheißungen."

Eine andere Form die Idee der Seligkeit zu behandeln iſt diejenige, welche ich die Form der Nachweiſung genannt habe. Hier wird nämlich nachgewieſen, was zur Seligkeit führt, und was in die Verdammniß ſtürzt; man ermuntert zur Erfüllung der von Gott vorgeſchriebenen Bedingungen, um zur Seligkeit zu gelangen; oder man erſchreckt diejenigen, die in fleiſchlicher Sicherheit leben, indem man ihnen zeigt, daß ſie auf dieſem Wege nur in ewige Unſeligkeit gerathen können. Bei dieſer Darſtellung liegt immer ein Syllogismus zum Grunde, der entweder eine poſitive, oder eine negative Geſtalt annimmt. Die poſitive Geſtalt iſt dieſe: ihr wollt ſelig werden; Folgendes ſind die Bedingungen zur Seligkeit; ihr müßt alſo, wollt ihr ſelig werden, dieſe Bedingungen erfüllen. Negativ gefaßt, würde der Syllogismus ſich alſo geſtalten: Folgendes ſind die Bedingungen zur Seligkeit; ihr erfüllt nicht dieſe Bedingungen; ihr habt alſo nur Unſeligkeit zu erwarten. In dem letzteren Falle würde der Beweis, daß der Zuhörer dieſe Bedingungen nicht erfüllt, durch Schilderung ſeines Lebens geführt werden müſſen. Unter allen Darſtellungsformen giebt es kaum eine, welche der Beredſamkeit günſtiger wäre. Sie nimmt die tiefſten Gefühle des Menſchen, das Verlangen nach Seligkeit und die Furcht vor Verdammniß in Anſpruch; ſie hebt aus dem wirklichen Leben die wichtigſten

Momente hervor; und da ſie in immerwährenden Syllogismen fortſchreitet, ſo wird ihr Gang dadurch ungemein ſicher, ſchnell und kräftig. In der antiken Beredſamkeit, namentlich in der des Demoſthenes, ſind ſolche verſteckte Syllogismen oder Enthymemata vorherrſchend; und durch ihren häufigen Gebrauch kann die Kanzelberedſamkeit eine wahrlich nicht zu verachtende Aehnlichkeit mit der ſeinigen gewinnen.

Zu dieſer Gattung gehört eine der berühmteſten Predigten Maſſillons, die über die geringe Zahl der Auserwählten. Sie hat zum Text die Worte des Herrn, Luc. 4, 25—27: Es waren viele Wittwen in Israel zu Elias Zeiten, da der Himmel verſchloſſen war drei Jahre und ſechs Monate, da eine große Theurung war im ganzen Lande; und zu deren keiner ward Elias geſandt, denn allein gen Sarepta der Sidonier zu einer Wittwe. Und viele Ausſätzige waren in Israel zu des Propheten Eliſä Zeiten; und deren keiner ward gereinigt, denn allein Naeman aus Syrien. Dieſer Text ſagt nun freilich nicht, daß die Zahl der Auserwählten gering ſey, ſondern daß Gott ſchon in früheren Zeiten den Fremden vor den Israeliten den Vorzug gegeben habe. Abgeſehen aber von dieſem Uebelſtande, wird der Text mit dem Thema durch die erſten Sätze des Exordiums ungemein ſchnell und glücklich verbunden: „Ihr fragt uns alle

Tage, meine Brüder, ob der Weg zum Himmel denn wirklich so schwer, ob die Zahl der Geretteten denn wirklich so gering sey, als wir es behaupten. Auf eine so oft vorgelegte, und noch häufiger entschiedene Frage, erhaltet ihr heute von dem Herrn die Antwort, daß es viele durch die Hungersnoth leidende Wittwen in Israel gab, und daß die einzige Wittwe zu Sarepta durch den Propheten Elias Hülfe empfing; daß die Zahl der Aussätzigen in Israel groß war zu den Zeiten des Propheten Elisa, und daß dennoch nur Naeman allein durch den Mann Gottes geheilt ward!"

Die Absicht Massillons bei dieser Predigt ist, seinen Zuhörern nachzuweisen, sie könnten nicht zur Zahl der Auserwählten gehören, weil sie die zur Seligkeit erforderlichen Bedingungen unerfüllt ließen. Aus dem Standpunkte der evangelischen Dogmatik wäre hier ohne Zweifel der durch Liebe thätige Glaube als einzige Bedingung der Seligkeit aufgestellt, und es wäre daraus gefolgert worden, daß die Mehrsten, da sie entweder keinen Glauben, oder nur einen todten, keine Liebe erzeugenden Glauben hätten, der Seligkeit verlustig gehen müßten. So hätten zwei hinreichend unterschiedene Ursachen der Unseligkeit, die Abneigung gegen den Glauben, und der todte Glaube, die beiden Theile der Predigt gebildet. Massillon dagegen leitet den Verlust der Seligkeit für die mehrsten Menschen daraus her, daß sie erstlich nicht Buße gethan und sich nicht bekehrt haben; daß sie zwei-

tens die falſchen Grundſätze der Welt befolgen, die den Geſetzen Gottes widerſtreiten; daß ſie endlich die heiligſten ihnen von Gott vorgeſchriebenen Gebote unerfüllt laſſen. Dieſe drei Merkmale aber unterſcheiden ſich nicht hinlänglich von einander; denn in dem Begriffe des Unbekehrten liegt es ſchon, daß er nach dem Sinne der Welt, und nicht nach der Richtſchnur der göttlichen Gebote lebt; ſo wie auch die Befolgung weltlicher Maximen, wovon der zweite Theil redet, die Nichtbefolgung der göttlichen Gebote, welches der Hauptgedanken des dritten Theiles iſt, in ſich ſchließt. Aus dieſer fehlerhaften Anlage entſpringt nun der Uebelſtand, daß faſt ein jeder Gedanke, dem man in dem einen Theile begegnet, eben ſo gut in einem der beiden andern ſeinen Platz hätte finden können, und daß man in dieſer Predigt eigentlich nicht fortſchreitet, ſondern ſich unaufhörlich im Kreiſe bewegt.

Deſſen ungeachtet wird man ſie für eine der allertrefflichſten erklären müſſen; denn die gerügten Mängel werden durch die größten, das eigentliche Weſen der Beredſamkeit ausmachenden Vorzüge reichlich überwogen, und faſt gänzlich den Augen entrückt. Vom Anfang bis zum Ende iſt die ganze Predigt von dem reinſten Feuereifer für das Heil der Seelen durchſtrömt; jedes Wort zeugt von einer Liebe, die ſelbſt wenn ſie zürnt, wenn ſie die Gemüther durch die furchtbarſten Schrecken zu erſchüttern ſucht, immer noch als Liebe erſcheint. Hierdurch

fühlt man ſich dergeſtalt ergriffen, daß man aufhört die Mängel des Plans zu beklagen; ja ſie erſcheinen faſt als ein Vorzug, denn ſie tragen dazu bei, der Rede den Charakter einer unmittelbaren Herzensergießung zu geben. Abgerundete und angelegte oratoriſche Maſſen finden ſich ſelten; jeder Gedanke wird für ſich ergriffen und ausgebildet, aber da ſie alle von demſelben Feuer durchdrungen ſind, ſo wird doch jeder ungemein durch den andern unterſtützt. Selbſt mit der Periodenbildung, mit dem Wohlklang, mit der Klarheit des Ausdrucks hat es unſer Redner hier nicht ſo ſtreng genommen als ſonſt; und auch dieſe Nachläßigkeit muß hier als ein Vorzug gelten. Die dargelegte Anſicht ſtimmt nun freilich mit dem Urtheil des Cardinals Maury wenig überein, der von dieſer Predigt ſagt:*) ſie ſey in allen ihren Theilen mit gleicher Sorgfalt ausgearbeitet. Ich bin wahrlich weit entfernt, den Werth der Arbeit in der Beredſamkeit herabzuſetzen; ich weiß auch nicht, wie viel oder wie wenig Arbeit Maſſillon auf dieſe Predigt verwendet haben mag; dennoch muß ich bekennen, daß dieſes Urtheil des Cardinals mir als das allerverfehlteſte erſcheint, das über dieſe Predigt gefällt werden konnte.

Um eine richtige Vorſtellung von dieſer Predigt zu geben, hätte ich ſie ganz überſetzen müſſen, was die

*) Ce Sermon, également travaillé dans toutes ses parties. Sur l'Eloquence de la chaire I. 393.

Grenzen, die ich mir vorgesteckt habe, nicht erlaubten. Einzelne Stellen anzuführen erscheint mir unzweckmäßig; denn diese Funken müßten an Kraft verlieren, sobald sie von dem Feuerstrom, worin sie schwimmen, getrennt würden. Das mehrmalige Lesen des Originals wird allein zu einem richtigen Urtheil verhelfen können. Uebrigens ist schon oben, in der Geschichte Massillons, die Stelle, welche in der Kapelle zu Versailles die Versammlung so mächtig erschütterte, angeführt worden. Bemerkenswerth ist auch eine andere Stelle des dritten Theils, in welcher Massillon sich unumwunden gegen die Schauspiele und den Besuch derselben erklärt. Ueber eben diese Frage der christlichen Moral hatte Bossuet dem Könige, der seine Meinung darüber zu wissen verlangte, mit einem sehr unglücklichen Streben, den Bischof und den Höfling zu vereinigen, geantwortet: Sire, es giebt große Beispiele dafür, und große Gründe dagegen. Der einsichtsvolle Jesuit Bourdaloue hatte einer Dame, die zu erfahren wünschte, ob sie sich den Besuch des Schauspiels gestatten dürfe, oder nicht, geantwortet: Das werden Sie selber mir am besten sagen können. Er meinte wohl, daß ein Jeder, nach seinen Erfahrungen, und nach den Eindrücken, die er empfängt, sich darüber seine eigene Regel zu bilden habe. Massillon sagt unumwunden, die Schauspiele wären ein Werk des Satans, und ihm diene man durch ihren Besuch. Es ist hier nicht der Ort dieses moralische Problem zu erörtern, es genügt zu bemerken,

daß um ſolche Anſicht, unter ſolchen Umſtänden, und noch obenein mit ſolcher Heftigkeit — man leſe die Stelle! — zu äußern, keine geringe Unerſchrockenheit erforderlich war.

Die Beiſpiele zu dieſer Gattung von Predigten, die das zur Seligkeit oder Unſeligkeit Führende nachweiſen, werde ich aus der, über die Unbußfertigkeit im Sterben entlehnen. Nach vorgeleſenem Texte:*) Ich gehe hinweg, und ihr werdet mich ſuchen, und in eurer Sünde ſterben, ruft der Redner ſogleich: „Wenn ihr nicht gezittert habt, meine Brüder, da ihr dieſe Worte, gewiß die furchtbarſten, die in der heiligen Schrift zu leſen ſind, aus meinem Munde vernahmt, ſo weiß ich nicht, welche chriſtliche Wahrheit noch euch zu ergreifen fähig wäre. Was mich betrifft, ſo bekenne ich, daß ich dadurch mit Schrecken erfüllt bin; und es ſcheint mir, wenn man ſo furchtbare Drohungen vorhält, ſo müßte man vielmehr bedacht ſeyn, die übermäßige Angſt zuſtillen, welche ſie in den Gemüthern erregen könnten, als Aufmerkſamkeit und Furcht zu erwecken."

Die Abſicht des Redners iſt, vor dem Aufſchub der Buße zu warnen; zu dieſem Ende zeigt er in dem erſten Theile, daß große Hinderniſſe die Bekehrung in der Todesſtunde erſchweren, ja faſt unmöglich machen; und im zweiten Theile will er darthun, daß eine Bekehrung auf dem Sterbelager, ſelbſt wenn ſie Statt fände, unnütz ſey,

*) Joh. 8, 21.

und von Gott nicht mehr angenommen werde. In welcher christlichen Dogmatik Massillon diese letzte grausenhafte Lehre gefunden haben mag, ist mir unbekannt; sie streitet mit der Schrift; und er weiß sie am Ende durch nichts anders zu rechtfertigen, als durch die Voraussetzung, daß die Bekehrung auf dem Todtenbette unmöglich eine wahre, aufrichtige Bekehrung seyn könne. In diesem Falle wäre sie freilich unnütz; aber unnöthig war dann auch der zweite Theil dieser Predigt, welcher von der Annahme ausgeht, daß die Bekehrung noch möglich sey. Der Theolog ist hier vor dem Redner zurückgetreten; und die Dogmatik ist dem glänzend klingenden oratorischen Gedankenfortschritt: Die Bekehrung ist in der Sterbestunde unmöglich; wäre sie aber auch möglich, so ist sie unnütz — aufgeopfert worden. Mit dem zweiten Theile dieser Predigt habe ich also hier durchaus nichts zu schaffen; den ersten aber finde ich vortrefflich als eine Nachweisung der Umstände, welche die Bekehrung auf dem Sterbelager, zwar nicht unmöglich machen, aber ungemein erschweren. Auch hier ist eine fortschreitende Gedankenverkettung, aber die Gedanken sind wahr und richtig, und es werden folgende Unterabtheilungen gebildet: Die Bekehrung in der Todesstunde ist fast immer unmöglich, denn es findet sich dann keine Zeit mehr, um den Herrn zu suchen; findet sich Zeit, so werden es die körperlichen Leiden, die den Geist verdunkeln, nicht mehr

gestatten; gestatten es die körperlichen Leiden, so werden doch die alten, eingewurzelten Leidenschaften es verhindern.

In der ersten Unterabtheilung zeigt der Redner, daß der Mensch oft vom Tode überrascht wird, und daß dem Unbußfertigen alsdann kein Raum zur Bekehrung übrig bleibt.

„Denn, mein geliebter Bruder, wer steht dir dafür, der Tod werde langsam sich nahen, und dich nicht plötzlich überfallen, wie ein grausamer Adler sich auf die ruhige und sorglose Beute stürzt? Wer hat dir gesagt, der Herr werde lange zuvor dich erinnern; er werde immer seine Engel senden um dich zu bewahren; es könnte nicht ein plötzlicher Sturz, ein unerwarteter Schiffbruch, ein unter deinen Füßen brechendes Gebäude, ein unglücklicher Zufall, ein heimtückischer Feind, ein treuloser Diener — es könnten nicht diese oder ähnliche Umstände plötzlich und schnell deinen Lebensfaden zerschneiden, und in der Blüthe deiner Jahre dich in den Abgrund des Todes stürzen? Wer kann dir versprechen, es werde nicht eine plötzliche Stockung des körperlichen Lebens dich entseelt in die Arme deiner Freunde und Angehörigen sinken lassen, so daß zwischen einer völligen Gesundheit und dem Tode nur der letzte Seufzer in der Mitte liege? Sind solche Fälle unmöglich? Sind solche Ereignisse selten? Ist nur Ein Jahr, ist selbst nur Ein Tag vergangen, wo Gott euch nicht durch ein solches großes Beispiel ge-

warnt hätte? Die erhabenſten Häupter ſind ſie verſchont geblieben? Wie oft hat man euch mit Schrecken die Nachricht gebracht: Dieſer iſt ſo eben, da er vom Tiſche, vom Spiele, vielleicht von einem Verbrechen kam — geſtorben! Der Diener Jeſu Chriſti iſt erſchienen; aber man hat von dem Sterbenden kein Zeichen über den Zuſtand ſeines Herzens erhalten können. O da war eure Beſtürzung groß; da ginget ihr auf euch ſelbſt zurück; da erwoget ihr die Hinfälligkeit des Lebens und aller menſchlichen Dinge; da beſchloſſet ihr in geheim, um nicht eben ſo überraſcht zu werden, eure Maßregeln lange in voraus zu treffen. War nun eure damalige Furcht etwa ein Zeichen von Leichtſinn oder von Feigheit? — Wie oft haben ſich nicht vielleicht ſolche ſchreckliche Unglücksfälle vor euren Augen zugetragen; und ohne über den Kreis eurer Angehörigen hinaus zu gehn, habt ihr nicht in eurem Hauſe ſolche Belehrungen empfangen? Nun frage ich euch aber, was konnte die göttliche Barmherzigkeit, indem ſie euch ein ſo furchtbares Schauſpiel darbot, für Abſichten haben? War es nicht vielleicht die, euch ein ähnliches Lebensende zu verkündigen? Was weiß ich, ob euer körperlicher Zuſtand euch nicht eine ſolche Furcht einflößen muß; ob ihr nicht ſchon den Tod im Buſen tragt; ob nicht in kurzem euer plötzliches und überraſchendes Ende unter uns Trauer verbreiten, und Die, welche mich hören, zu großen, aber

unnützen Betrachtungen über den Mißbrauch der Welt und ihrer Hoffnungen veranlassen wird?

Wie groß ist also eure Blindheit, meine Brüder, daß ihr eure ewige Seligkeit von der Zeit abhängig macht, das heißt, von demjenigen, wofür man am wenigsten einstehen kann? Hofftet ihr auf den Erfolg irgend eines großen Unternehmens, dann könntet ihr vielleicht euch verlassen auf die Weisheit eurer Maßregeln, auf den Beistand von Unterthanen und Freunden, auf euren Rang, eure Güter, euer Ansehn, eure Macht: aber ihr rechnet auf die Zeit! Wer kann hier euer Bürge seyn? Wer ist es, von dem die Tage und Jahre abhängen? Wer ist es, der über unserm Haupte die Sonne auf- und untergehn läßt? Werdet ihr diesem Gestirne gebieten, wie jener Anführer Israels, stille zu stehn, und den Tag eures Lebens zu verlängern, damit ihr Zeit haben möget, euren Sieg zu vollenden, und eure Leidenschaften zu überwinden? Die Würde, der Rang, die Macht, das Scepter selbst, geben sie uns ein Recht über einen einzigen unserer Tage? Diejenigen, welche der Erde gebieten, sind sie auch nur Herren des nächsten Augenblicks? Ist es nicht gerade hier, wo Gott uns zeigen will, daß Er der Herr ist, daß seine Hand unsere Schicksale regiert, und daß wir Thoren sind, wenn wir uns mit solcher Leidenschaft einer Welt hingeben, der wir immer nur angehören für den gegenwärtigen Augenblick — der schon dahin ist!"

In der zweiten Unterabtheilung wird gezeigt, daß ſelbſt in den Fällen, wo der Tod langſamer herannaht, der Kranke gewöhnlich nicht an ſeine Bekehrung denkt, weil man ihn mit irdiſchen Sorgen beſchäftigt, oder weil die Krankheit ihm die nöthige Freiheit und Klarheit des Geiſtes geraubt hat.

„Wenn aber — und hier, meine Brüder, werdet ihr noch mehr Gottes Gerichte über einen Sünder, der ſeine Bekehrung bis zum Tode verſchiebt, anbeten müſſen — wenn aber ſeine Barmherzigkeit alsdann dem Sterbenden einen freien Zwiſchenraum ſchenkt, ſo werden dieſe koſtbaren, dieſe für die Ewigkeit entſcheidenden Augenblicke, zur Verfügung über die Erbſchaft und zur Beſtellung des irdiſchen Hauſes verbraucht. Habſüchtige Anverwandte und Kinder warten um das Bett des Kranken auf den Augenblick, wo ſeine Beſinnung zurückkehrt; zielen wohl danach, wie die Kinder Iſaaks, einen ſterbenden Vater zu hintergehn, und ſich Einer dem Andern den Rang abzulaufen; benutzen eilig die Zeit, um von ihm die Erklärung ſeines letzten Willens zu erhalten. Die Sorge für die Seele wird anderen, weniger günſtigen Augenblicken überlaſſen; alles andre muß zuvor abgemacht ſeyn, ehe man der Ewigkeit gedenkt. Nun erſt wird der Diener Jeſu Chriſti gerufen; denn man muß warten, bis der Sterbende ihn faſt nicht mehr erkennt, damit ſeine Ankunft ihn nicht mit Schrecken erfülle. In-

deſſen dränget die Zeit; man kann nicht mehr von dem Sünder eine genaue Erzählung ſeiner Uebertretungen verlangen; man muß ſich mit einigen unbeſtimmten und unzuſammenhängenden Worten, die man ihm auspreßt, begnügen. Wir bringen es dahin, daß er von Reue ſpricht: aber bringen wir es dahin, daß er ſie fühlt? Wir verlangen von ihm ein Zeichen: er hebt ſeine brechenden Augen; er ſtrebt umſonſt mit ſeiner ſchon unbeweglichen Zunge einen Laut hervorzubringen; er nickt mit dem Haupte; wir meinen ihn zu verſtehn: aber verſteht er ſich ſelbſt? Der Prieſter des Herrn ſchreit mit lauter Stimme; er will die Worte des Heils, und den tauſend Mal mit Anſtrengung wiederholten Namen des Erlöſers wenigſtens ſeinen Ohren ertönen laſſen: aber gelingt es ihm, dieſen Namen in ſein Herz hinein zu rufen? Er bewaffnet ſich mit dem Zeichen unſerer Erlöſung; er hält dem ſterbenden Sünder das Bild des Gekreuzigten vor die Augen; er drückt es auf ſeinen bleichen und ſprachloſen Mund; er läßt ihn ſeine niederſinkenden Hände und ſeine ſchon halb erloſchenen Augen zu dieſem troſtreichen Gegenſtande erheben: aber lehrt er ihn erkennen, was er bedeutet? Der letzte Augenblick kommt; er ſtirbt! Großer Gott, was wird aus dieſer Seele? Was findet ſie, wenn ſie von der Erde geſchieden, und in deine ſtrafende Hände gefallen iſt? O entſetzliches Erwachen! Sie befindet ſich vor deinem Rich-

terſtuhl; der Abgrund iſt ihren Augen geöffnet; und was in der Mitte liegt zwiſchen einem ganz ſündhaften Leben und deinem ſtrengen Gerichte, das iſt eine kurze Krankheit mit ihrer Betäubung und mit ihren Träumen! — Was könnte ich jetzt noch hinzufügen, meine Brüder, als die ganz einfache Warnung des Pſalmdichters: Merket doch das, die ihr Gottes vergeſſet, daß ich nicht einmal hinreiße, und ſey kein Retter mehr da!"*)

Endlich zeigt Maſſillon, daß, wären auch alle anderen Umſtände günſtig, die Bekehrung doch in den eingewurzelten Laſtern ein unüberſteigliches Hinderniß finden würde. Nachdem er hier von dem Wollüſtigen und dem Habſüchtigen geredet hat, ſagt er von dem frechen Feinde der Religion:

„Meint ihr, es werde ein Gottloſer, der ſeinen Ruhm in ſeine Schande geſetzt, und die heiligen Lehren unſeres Glaubens tauſend Mal durch ſeinen Spott und ſeine Läſterungen entweiht hat, auf dem Sterbelager fromm und gläubig werden? Ach, er wird vielleicht bis ans Ende mit einer Geiſtesſtärke prahlen, die ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt; er wird ſich vielleicht den Schein geben, als ſey er über die Furcht gemeiner Seelen erhaben; als

*) Pſ. 50, 22.

richte er auf die ungewiſſe Zukunft feſte und ruhige Blicke; vielleicht wird er ſterbend den Umſtehenden das ſchreckliche Vergnügen eines Witzwortes auf Unkoſten ſeiner ewigen Seligkeit hinterlaſſen; vielleicht auch wird er als ein Ungeheuer und ein Verzweifelter ſterben."

Siebentes Kapitel.

Predigten nach der Tugend-Idee. Homilien.

Die Predigten nach der Tugendidee beziehn ſich auf eine dauernde Geſtalt des Innern, auf eine Eigenſchaft, eine Geſinnung, welche entweder zu dem gottſeligen Leben gehört — und alsdann ermuntert man zu derſelben; oder welche mit dieſem Leben unverträglich iſt — und alsdann wird ſie bekämpft. Den Zuſtand, von dem man redet, zu ſchildern; die Merkmale hervorzuheben, woraus ſich erweiſen läßt, er ſey gut oder ſündhaft; ſeine heilſamen oder ſeine verderblichen Wirkungen darzuſtellen: das ſind die hier gewöhnlich herrſchenden Geſichtspunkte; und nach eben dieſen Kategorien ſind auch die hierher gehörenden Predigten Maſſillons conſtruirt. Von der Lauheit redet er in zwei Theilen, deren jeder aber zu einer beſondern Predigt angewachſen iſt. Er zeigt in der erſten, die Lauheit ſey mit der chriſtlichen Gottſeligkeit unvereinbar; in der zweiten, ſie müſſe, wenn ſie daure, in ent-

schiedene Sünde übergehn. Unvereinbar mit der christlichen Gottseligkeit sey sie deshalb, weil bei derselben das nothwendige Streben nach Vollkommenheit wegfalle; weil die in ihrem Wesen gegründete Abneigung gegen Gottes Gebote auch diejenigen Fehler zu schweren Sünden mache, die sonst bei den Frommen nur geringe Sünden der Ueberraschung seyn würden; weil sie die Kindesliebe zu Gott ausschließe, und den Sinn der Knechtschaft an ihre Stelle setze. In entschiedene Sünde aber müsse die Lauheit deshalb übergehn, weil in diesem Zustande die göttliche Gnade der Seele entzogen werde; weil die zur Sünde verführenden Leidenschaften erwachten; weil die Gnadenmittel, das Gebet und das Abendmahl unwirksam bleiben müßten. Daß Massillon für diese beiden Predigten den Text Luc. 4, 38 gewählt hat, daß er, durch eine nicht eben glückliche allegorische Deutung, das harte Fieber, womit Simons Schwiegermutter behaftet war, zu einem Bilde der Lauheit macht — ist ein Verfahren, welches wohl nur durch den Perikopenzwang erklärt und entschuldigt werden kann.

Zu eben dieser Gattung gehört auch die Predigt Massillons von dem Rückfallen in die Sünde, über den Text:*) Und wird mit demselben Menschen hernach ärger, denn es vorhin war. Hier zeigt er, es sey dieses flüchtige Emporstreben um bald

*) Matth. 12, 45.

wieder zu ſinken, ſchon an ſich ein ſündhafter Seelenzuſtand, und es ſey auch die Gefahr damit verbunden, in entſchiedene Unbußfertigkeit zu gerathen. Die Geſichtspunkte ſind alſo in dieſer Predigt dieſelben, wie in der zuvor erwähnten: was der Zuſtand an ſich ſelber ſey; und welche Folgen daraus hervorgehen. Es ſind die auch in deutſchen Predigten ſo häufig vorkommenden Kategorien: Beſchaffenheit und Wirkungen. Sie ſind im Weſen der Beredſamkeit gegründet, und deshalb iſt auch ihre Anwendung nicht zu tadeln. Man kann jedoch nicht leugnen, daß ſie, wenn ſie häufig wiederkehren, durch ihre Einförmigkeit ſehr ermüden, und daß ihre Allgemeinheit einer concreten und anſchaulichen Darſtellung des menſchlichen Lebens nicht geringe Hinderniſſe entgegenſtellt.

Aus den angeführten Predigten verdienen zwei ſchöne und auch dogmatiſch wichtige Stellen hervorgehoben zu werden. In der Predigt über das Rückfallen in die Sünde preiſet der Redner die in der Sündenvergebung hervortretende Größe der göttlichen Gnade. „Seit ſo langer Zeit, ſagt er, waren eure Tage und Augenblicke nur durch die ſchmachvollſten Fehltritte bezeichnet, und dennoch hat der Herr mit euch keine Abrechnung halten wollen. Tauſend Jahre ſind vor ihm wie Ein Tag, ſagt der Pſalmdichter; und Millionen Sünden, deren ihr euch ſchuldig gemacht hattet, ſind vor ihm nur geweſen wie eine einzige Sünde, die er auf der Stelle

euch vergeben hat. Alle eure Uebertretungen ſind geweſen, als hättet ihr ſie niemals begangen; die Gnade des Herrn hat ſie in einem Bündlein verſiegelt,*) und in die Tiefe des Meeres geworfen; und er hat ſie ausgelöſcht aus dem Buche des Todes, wo ſie in unvergänglichen Zügen eingegraben waren.“ Dieſe Worte können den ſchönſten an die Seite geſtellt werden, wodurch fromme Männer unſrer Kirche die göttliche Gnade geprieſen haben; und man muß bedauern, daß dieſer Geiſt der evangeliſchen Freudigkeit ſo häufig in unſerm Redner durch das Dogma ſeiner Kirche unterdrückt wird.

In der folgenden Stelle aus der zweiten Predigt über die Lauheit zeigt ſich eine ſtarke Hinneigung zum Janſenismus, die, wie wir ſchon früher bemerkten, unter den Oratorianern nicht ungewöhnlich war; zugleich aber auch eine Furcht, die immer in die Grenzen des Kirchendogmas zurücklenkt.

„Wenn der Menſch einen Augenblick ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, ſo fällt er, oder verirrt ſich; wenn eine allmächtige Hand ihn nicht ſtets zurückhält, ſo wird er vom Strome fortgeriſſen. Unſere Beſtändigkeit im Guten iſt alſo ein fortwährendes Wunder der Gnade; alle unſere Schritte auf dem Wege zum Himmel ſind immer erneute Wirkungen des heiligen Geiſtes, dieſes unſichtbaren Führers, der uns leitet. Alle unſere frommen Thaten ſind

*) Hiob 14, 17.

Gaben der göttlichen Barmherzigkeit, denn von Gott kommt der rechte Gebrauch unſrer Freiheit, und wenn er unſer Verdienſt belohnt, ſo krönt er ſeine eigene Gabe. Alle Augenblicke unſers chriſtlichen Lebens ſind gleichſam eine neue Schöpfung zum Glauben und zur Frömmigkeit; — eine geiſtige Schöpfung, bei welcher man jedoch keinesweges den Frommen als ein Nichts betrachten darf, ſondern ihm eine mit der Gnade wirkende Freiheit zuſchreiben muß; — und wie wir in der Ordnung der Natur ſogleich in das Nichts zurückſinken würden, wenn der Schöpfer einen Augenblick aufhörte das Daſeyn, das er uns gegeben hat, zu erhalten: ſo würden wir, in der Ordnung der Gnade, ſogleich in die Sünde und in den Tod zurückfallen, wenn der Schöpfer unſers neuen Lebens uns einen Augenblick die Hülfe entzöge, wodurch er unſere Seele mit Gerechtigkeit und Heiligkeit ſchmückt."

In den beiden erwähnten Predigten, ſo wie in allen dieſer Gattung, zeigt Maſſillon ſeine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, und ſeine Gabe die Zuſtände deſſelben zu ſchildern; und da er immer ſehr tief in den Gegenſtand eindringt, und ſelbſt, wie wir geſehen haben, dogmatiſche Erörterungen nicht ſcheut, ſo wird man auch über einen Mangel an wahren und wichtigen Gedanken nicht zu klagen haben. Jedoch ſtehen dieſe Predigten, die genügt hätten den Ruhm eines Andern zu begründen, an ergreifender, oratoriſcher Kraft weit hinter den übrigen zurück. Die Schuld davon liegt weniger an

dem Redner, als an den eigenthümlichen Schwierigkeiten, womit die homiletiſche Behandlung der Tugendidee behaftet iſt. Traurige Unempfindlichkeit des menſchlichen Herzens! Wir können mit Eifer auf Pflichterfüllung dringen; wir können uns für das Ziel der Seligkeit und für das Streben nach demſelben begeiſtern: aber wenn wir verſuchen das menſchliche Innere zu betrachten, in Rückſicht auf das gottſelige Leben, wovon es erfüllt iſt, oder das ihm mangelt, ſo bleiben wir oftmals kalt, und ſind nicht im Stande, eine Wärme, die uns ſelber fehlt, unſern Zuhörern mitzutheilen. Welcher Verkündiger des göttlichen Wortes hätte nicht an ſich ſelbſt dieſe traurige Erfahrung gemacht? Man muß freilich auch bekennen, daß die Vorgänge des inneren Lebens oft unſerer eigenen Beobachtung entſchlüpfen; daß wir höchſtens im Stande ſind, ſie anzudeuten, aber nicht ſie unſern Zuhörern durch Geſtaltung und Färbung anſchaulich zu machen. Wo aber das Anſchauliche aufhört, da hat auch die Rede ihre Lebendigkeit, ihr ſchnelles Fortſchreiten, ihre Kraft zur Erregung der Gemüther und zur Beſtimmung des Willens verloren.

Um dieſe Hinderniſſe zu überwinden, und den großen Vorzug der Anſchaulichkeit zu erlangen, iſt das ſicherſte und faſt das einzige Mittel, bei einer Predigt nach der Tugendidee einen hiſtoriſchen Text zum Grunde zu legen. Eine Geſchichte iſt überhaupt durch Lebendigkeit und Anſchaulichkeit etwas ganz anderes als eine Gedankenreihe;

und wie unübertrefflich in dieſen Rückſichten ſind nicht die Erzählungen der heiligen Schrift! Eine beſtimmte Perſon wird nun der Typus einer Tugend oder eines Laſters, deren Bild ſich durch die im Texte vorkommenden Reden und Thaten deutlich entfaltet; und bei der Klarheit dieſer feſtſtehenden Umriſſe läßt ſich auch das, was der Redner aus ſeiner eigenen Erfahrung hinzufügt, leichter zur Anſchauung bringen. Dieſes Mittel hat Maſſillon wohl gekannt, und er hat es in einigen ſeiner vorzüglichſten Predigten angewendet. Er nennt ſie Homilien; und er ſcheint ſich darunter eine geiſtliche Rede gedacht zu haben, welche die Mannigfaltigkeit eines hiſtoriſchen Textes auf die Einheit eines Begriffes zurückführt, und dieſen durch ſorgfältige Benutzung aller im Texte liegenden Momente entwickelt. Maſſillon hat ſich nicht ausſchließlich bei der Tugendidee dieſer Methode bedient; wie es denn auch keineswegs nothwendig iſt, ſie auf dieſe Gattung von Predigten einzuſchränken; wir werden uns aber begnügen drei ſeiner Homilien zu erwähnen, welche zufällig zu dieſer letzteren Gattung gehören, und welche uns Gelegenheit geben werden, ſeine Beredſamkeit von einer neuen, höchſt vorzüglichen Seite kennen zu lernen.

In der Homilie über die Parabel vom reichen Manne,*) zeigt er zuerſt die Beſchaffenheit, und ſodann die ſchrecklichen Folgen eines weichlichen, weltlichen Lebens.

*) Luc. 16, 19—31.

Die Anwendung dieſer Kategorieen hat hier keinen Nachtheil, weil der Reichthum des Textes überflüſſig die Mittel zu concreten Darſtellungen gewährt. Was die Auffaſſung dieſer Parabel anlangt, ſo verurſacht es eine eigenthümliche Schwierigkeit, daß die aus dem Leben des reichen Mannes angeführten Züge, und die ihm gemachten Vorwürfe, mit dem ſchrecklichen Schickſal, das ihn trifft, in keinem Verhältniß zu ſtehen ſcheinen. Man könnte deshalb vielleicht annehmen, daß die Abſicht des Herrn hier nicht geweſen ſey, die Verdammniß des reichen Mannes zu erklären und zu rechtfertigen, ſondern nur an ſeinem Beiſpiele und an dem des armen Lazarus zu zeigen, wie groß der Unterſchied ſeyn kann zwiſchen dem gegenwärtigen Looſe des Menſchen und ſeinem Schickſale in dem zukünftigen Leben. Nach der herrſchenden Anſicht zwar will man in der Parabel auch die Gründe für die Verdammniß des reichen Mannes finden; und dies muß dem evangeliſchen Theologen beſonders ſchwierig werden, da für dieſen kein anderer Grund der Verdammniß gilt, als der Unglaube, deſſen doch bei dem reichen Manne auch nicht mit einer Sylbe gedacht wird. Deshalb erinnert ſchon Luther in der Kirchenpoſtille — und die evangeliſche Kirche folgt ihm in ihrer Auslegung — man dürfe hier nicht bei den Umſtänden des äußeren Lebens ſtehen bleiben, die in der Parabel von den beiden Perſonen angeführt werden; er findet in dem armen Lazarus Glauben und Liebe; in dem reichen Manne Unglauben und Lieb-

loſigkeit. In der Hauspoſtille iſt ihm der Letztere ein Geiziger, bei welchem denn freilich der Unglaube vorausgeſetzt werden muß. Maſſillon, deſſen Anſicht und Verfahren ich hier keineswegs billigen kann, ob ich gleich bekenne, daß er mich durch ſeine Keckheit in Erſtaunen ſetzt, verlangt, man ſolle in das Bild des Reichen nichts hineintragen, keine Beſchuldigungen eigenmächtig hinzufügen; man ſolle ihn als einen rechtſchaffenen, ja als einen tugendhaften Mann, als ein wahres Muſter für viele ſeiner Zuhörer betrachten. Er verweilt bei einem jeden einzelnen Zuge; er zeigt ihnen, wie ſie in allen dieſen Beziehungen eine viel größere Schuld auf ſich geladen hätten; und wie alſo ihre Verdammniß, wenn ſie ihr weichliches, weltliches Leben nicht beſſerten, um ſo unvermeidlicher ſeyn würde.

Nicht weniger auffallend als dies Verfahren, iſt die Behandlung der Geſchichte des Lazarus in einer Homilie, in welcher das ganze elfte Kapitel aus dem Evangelium des Johannes benutzt wird. Wer in dem göttlichen Worte immer zuerſt den Troſt ſucht, den es immer zuerſt geben will, der wird ihn reichlich finden in dieſer köſtlichen Erzählung, welche neben dem zärtlichen Mitgefühl des Herrn für die Schmerzen ſeiner Freunde, auch ſeine den Tod überwindende Kraft vor die Augen ſtellt. Eine ganz verſchiedene Anſicht faßt Maſſillon von dieſem Evangelium, welches auf einen Tag der Faſtenzeit fiel, und welches er vermuthlich in dem Geiſte dieſer kirchlichen

Periode auslegen zu müſſen glaubte. Nach dem Vorgang des Auguſtinus, dem ſchon Bourdaloue in ſeiner Predigt über dies Evangelium gefolgt war, und indem er ſich der allegoriſchen Erklärungsart bedient, ſieht er in dem Lazarus das Bild eines ganz in ſittlichem Verderben untergegangenen und erſtorbenen Sünders; und er zeigt in den drei Theilen ſeiner Homilie das Schreckliche eines ſolchen Zuſtandes, die Bedingungen, um aus demſelben befreit zu werden, und die Antriebe, welche den Herrn zur Errettung des Sünders bewegen. Lazarus ſtinket ſchon, denn er iſt vier Tage gelegen. Der Sünder, deſſen Seelenkräfte von dem geiſtigen Tode ergriffen ſind, verbreitet um ſich die Verpeſtung eines böſen Rufes und eines anſteckenden Beiſpiels. Das Angeſicht des Lazarus war verhüllet mit einem Schweißtuch. Die zur Gewohnheit gewordene Sünde erzeugt eine Blindheit, in welcher man nicht mehr Gutes und Böſes zu unterſcheiden weiß, und wo das Schlimmſte Beifall erhält. Lazarus war gebunden mit Grabtüchern an Füßen und Händen. Der Sünder befindet ſich in einer entehrenden Abhängigkeit von ſeinen Begierden, und von allen äußeren Dingen. Um aus dieſem Zuſtande befreit zu werden, muß man ſein Vertrauen auf Chriſtum ſetzen, nach dem Beiſpiele der Martha, welche ſpricht: Ja, ich glaube, daß du biſt Chriſtus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen iſt; denn das

Blut Jesu Christi ist kräftiger als alle Beflecken, die uns die Sünde mag zugezogen haben, und fähig, uns von ihnen zu befreien, wie es Christus selber versichert in den Worten: Habe ich dir nicht gesaget, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen? Wie der Stein abgehoben wird, so muß man ferner Alles hinwegthun, was in dem sündlichen Zustande festhält, man muß Versuchungen und Gelegenheiten vermeiden. An die Worte: Lazare, komm heraus! Löset ihn auf, und laßt ihn gehn; knüpft Massillon noch die in seiner Kirche wichtige Bedingung, der Sünder, um von dem Priester losgesprochen zu werden, müsse gewissermaßen gänzlich hervorgekommen seyn; er müsse in der Beichte sein Inneres und sein Leben vollständig enthüllt haben. Durch die Errettung und Bekehrung eines großen Sünders aber beabsichtigt der Herr, die Fürbitte der Frommen zu erfüllen, und sie in ihrem Glauben zu stärken.

Die Peroratio dieser Predigt ist merkwürdig; sie besteht in einer Paraphrase des hundert und dreißigsten Psalms. Die Worte des heiligen Sängers werden dem Sünder in den Mund gelegt, der, in der Form des Gebetes, den Schmerz über seine Missethaten und das Verlangen nach Errettung ausspricht. Das hier von Massillon angewendete Mittel würde vielleicht bisweilen dazu dienen können, einer Predigt einen glücklichen und erbaulichen Schluß zu verschaffen. Man kommt nämlich in

der Peroratio auf den Hauptgedanken noch einmal zurück, doch man muß fürchten durch dieſe Wiederholung ſeinen Eindruck nicht zu verſtärken, ſondern zu ſchwächen. Man würde alſo, wie es Maſſillon hier gethan hat, eine dem Texte verwandte, bisher noch nicht vorgekommene Bibelſtelle benutzen können, um vermittelſt derſelben den Hauptgedanken in einer neuen Wendung, und dadurch auch mit größerem Nachdruck, dem Zuhörer an das Herz zu legen.

Die Perle unter Maſſillons Homilien ſcheint mir die über den verlorenen Sohn. Was von den Verirrungen deſſelben in der Parabel geſagt iſt, das bezieht er nicht auf den Zuſtand des Gott entfremdeten Menſchen überhaupt, ſondern auf eine beſondere Sünde — auf die Unkeuſchheit. Homiletiſch wäre dieſe Auffaſſung, die auch durch die Worte des älteren Sohnes, Luc. 15, 30, begünſtigt wird, wohl zu rechtfertigen; denn es iſt nicht zu leugnen, daß alle Züge in der Schilderung des jüngſten Sohnes ſich mit ungemeiner Leichtigkeit gerade auf dies Laſter anwenden laſſen. Wie man nun von der Unkeuſchheit auf eine höchſt keuſche und zarte Weiſe, ohne jedoch der Wahrheit etwas zu vergeben, reden könne, hat Maſſillon in dieſer Predigt gezeigt; auch gehört ſie zu denjenigen, in welchen er die göttliche Gnade, die den Sünder annimmt, mit großer Innigkeit und Glaubenswärme verkündigt.

Die Predigt zerfällt in zwei Theile, nach den beiden

Theilen der Parabel; in dem erſten wird das Laſter der Unkeuſchheit, in dem zweiten die Rückkehr und Annahme des Sünders geſchildert. Das Laſter zeigt ſeine Scheußlichkeit durch die Entfernung von Gott, worein es den Sünder verſetzt, und durch die Qualen, welche es dieſem bereitet. Die Stufen der Buße entſprechen dieſen Stufen der Verirrung; ſie führt zurück zu Gott; und ſie wird ſogleich vergolten durch die Tröſtungen, die ſeine Gnade dem Bußfertigen gewährt.

Zu demjenigen, wodurch die Unkeuſchheit von Gott entfernt, wird nach den Worten: er brachte ſein Gut um mit Praſſen, die Verſchleuderung der Güter gerechnet; dieſe Güter ſind die der Gnade, und die der Natur. In Beziehung auf die letzteren heißt es: „Ihr waret mit glücklichen Anlagen geboren, und erregtet große Hoffnungen in eurer Jugend; man glaubte, ihr würdet in die Fußtapfen eurer Vorfahren treten, und bei der Fortpflanzung ihres Namens, auch den Glanz ihres Ruhmes und ihrer Würden erneuen; dieſer erſte Schimmer aller Eigenſchaften eines großen Mannes bildete tauſend glückliche Vorbedeutungen, und öffnete euren Angehörigen entfernte Ausſichten auf Größe und Reichthum. Dieſe Gaben — die Wolluſt hat ſie verſchlungen; dieſe großen Hoffnungen — ein entehrendes Laſter hat ſie vernichtet; dieſer keimende Ruhm iſt in Schmach und Schande untergegangen; dieſen erhabenen, zu den größten Dingen fähige Geiſt — ihr habt ihn abgeſtumpft, ihr habt ihn gemiß-

braucht, um euren Lüſten Befriedigung, und dem gemeinſten Genuß eine Würze zu verſchaffen. Ihr, die ihr, bei anderen Neigungen, dem Staate dienen, eine Stütze des Vaterlandes, vielleicht eine Ehre unſeres Jahrhunderts und eine Zierde unſerer Geſchichte werden konntet: da ſieht man euch, wie ihr unter euren Mitbürgern die Ueberreſte eines erloſchenen Verdienſtes umherſchleppt; und wie ihr von allen Vorzügen, womit euch die Natur verſchwenderiſch begabt hatte, keinen andern Gewinn einerntet, als daß man von euch ſagt: „Er hätte es weit bringen können, wenn er ſich geſchont hätte!"

Die Qualen, welche die Unkeuſchheit dem Sünder bereitet, ſind zuerſt ſolche, die er in ſeinem Innern empfindet. Die Schilderung derſelben wird geknüpft an die Worte: Da er nun alles das Seine verzehrt hatte, ward eine große Theurung durch daſſelbe ganze Land, und er fing an zu darben. Dieſes Laſter, ſagt der Redner, quält den Sünder durch die Angſt, die es in dem befleckten Gewiſſen zurück läßt. „Ich weiß wohl, jede Sünde, welche die Seele tödtet, beſtraft ſich ſelbſt durch inneren Unfrieden; das Laſter iſt niemals ruhig; und das Gebiet der Gottloſigkeit wird immer der Schauplatz des Hungers und der ſchrecklichſten Armuth ſeyn: es ward eine große Theurung durch daſſelbe ganze Land. Aber das Laſter, wovon ich rede, widerſtrebt ſo ſehr dem Lichte unſerer Vernunft und der Würde unſerer Natur, daß der Sünder

genöthigt ist, sich stets seine eigene Schwachheit vorzuwerfen, und über seine Ohnmacht zu erröthen, welche das ihn niederbeugende Joch nicht abschütteln kann. Es ist diesem Laster eigenthümlich, das Herz mit einer Traurigkeit zu erfüllen, die es nie verläßt, und die über alle Freuden eine geheime Bitterkeit verbreitet. Der Zauber ist entflohn und verschwunden; aber das befleckte Gewissen kann sich selber nicht entfliehn. Man ist dieser Unruhe müde; aber man ist nicht im Stande ihr ein Ende zu machen. Man ist sich selbst unerträglich; und man wagt nicht sich zu bessern. Man möchte seinem eigenen Herzen entgehn, und man findet es überall. Man beneidet die verhärteten Sünder, die bei allen ihren Vergehungen ruhig bleiben; aber man kann zu dieser schrecklichen Gefühllosigkeit nicht gelangen. Man versucht das Joch des Glaubens abzuschütteln; aber man entsetzt sich vor diesem Unternehmen eben so sehr als vor dem Laster selbst. Mit einem Worte, die Augenblicke des Genusses sind kurz und flüchtig; die Reue mit ihren Qualen bildet den dauernden Zustand und den Grund des sündlichen Lebens. Und er fing an zu darben.

„Gequält wird der Sünder zweitens durch den Ekel, die Eifersucht, den Wahnsinn, den Zwang, die Befürchtungen, die traurigen Ereignisse, die von dieser Leidenschaft unzertrennlich sind. Man hat Alles für seinen Ruf und für seine Ehre zu fürchten; der sündliche Genuß kann nur durch die beschwerlichsten Maßregeln erkauft

werden, und wenn eine einzige fehlſchlägt, ſo iſt Alles verloren. Behaupten muß man ſich gegen öffentliche Gerüchte und gegen häusliche Anklagen; behaupten muß man ſich gegen die Laune, die Kälte, die Verachtung, vielleicht gegen die Treuloſigkeit des Gegenſtandes, von dem man gefeſſelt iſt; behaupten muß man die Pflicht, den Anſtand, die Wohlfahrt, die immer mit dem Genuſſe ſtreiten; behaupten muß man ſich ſelbſt gegen ſich ſelbſt! Ach! in ihrem Anfang iſt eine ſolche Leidenſchaft nur einnehmend und lockend; bei dem Eintritt in den Weg der Sünde wandelt man nur auf Blumen; der erſte Wahnſinn dieſes Laſters berauſcht den Geiſt und läßt ihm nicht Muße, das ganze Elend, worein man ſich ſtürzt, zu empfinden; man hegt dann noch von der Leidenſchaft eine erhebende und reizende Vorſtellung; dieſer Anſicht entſprechen die Worte; da iſt gegenſeitig von nichts Anderem die Rede als von dem Adel der Gefühle, von Herzensgüte, Verſchwiegenheit, Ehre, Treue, von dem Einfluß des perſönlichen Werthes, von dem Verhängniß welches die Neigungen regiert; alles ſchmeichelt noch der Eitelkeit. Aber die Folgen, ſagt die Schrift, ſind bitter wie Wermuth. Iſt die Leidenſchaft ein wenig erkaltet, iſt der ſündliche Genuß ausgekoſtet; ſind die erſten Rückſichten geſchwächt durch Vertraulichkeit und lange Gewohnheit; iſt die Eitelkeit enttäuſcht durch alles, was die Leidenſchaft Gemeines mit ſich führt; und es kommen nun die üblen Gerüchte, der öffentliche Tadel, die häus-

lichen Zwistigkeiten, der Untergang des Vermögens, die fehlgeschlagene Beförderung, der Verdacht, die Eifersucht, der Ekel, die Treulosigkeiten, die Raserei: was bleibt dir dann, abgefallene Seele, als der schrecklichste Rückblick auf dich selbst; als eine Last der Bitterkeit auf deinem Herzen; als eine geheime Scham über deine Schwachheit; als der Schmerz, besseren Rathschlägen nicht gefolgt zu seyn; als eine traurige Erwägung, wie viel Ruhe, Ehre und Glück du auf der Bahn der Pflicht und der Unschuld hättest finden können?"

Andere Qualen, zeigt Massillon ferner, entspringen für den Unkeuschen aus der Verachtung, welche das Laster, dem er sich ergab, ihm zugezogen hat. Hier werden die letzten und stärksten Züge benutzt, mit welchen die Parabel das Elend des verlorenen Sohnes schildert: Er hängete sich an einen Bürger desselbigen Landes, der schickte ihn auf seinen Acker, die Säue zu hüten. „Ja, meine Brüder, umsonst hat die Welt dieser niedrigen Leidenschaft schönklingende Namen gegeben; umsonst strebt eine thörichte und beklagenswerthe Gewohnheit sie zu veredeln durch den Prunk des Theaters, durch die künstlichen Mittel des Schauspiels, durch die Zartheit der Gefühle, durch die Erfindungen einer schlüpfrigen Dichtkunst; umsonst schänden unheilige Schriftsteller ihre Feder und ihre Talente durch die Vertheidigung dieses Lasters: in den Lobsprüchen, die man ihm ertheilt, ist nicht mehr Wahrheit, als in den Scenen, wo man sie vorträgt!

Auf einem fabelhaften Theater, da iſt es die Leidenſchaft der Helden, und die Schwäche der großen Seelen: außerhalb aber, das heißt, in der Wahrheit und Wirklichkeit, in den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens, da iſt es eine Herabwürdigung, welche den Menſchen und den Chriſten entehrt; da iſt es ein Flecken, wodurch der Glanz der größten Thaten und des ſchönſten Lebens getrübt wird; da iſt es eine Schmach, wodurch man nicht einem Helden, ſondern einem Thiere ähnlich wird. Und Ihr ſelber, die ihr euch daraus, wie es ſcheint, vor den Menſchen eine Ehre macht, möchtet ihr, daß man alle geheime Schwachheiten, alle Unwürdigkeiten, alle Anſchläge, alle thörichten Einfälle, alle ſeltſamen Verhältniſſe, wozu dieſe Leidenſchaft euch führte, die das Auge Gottes geſchaut hat, und die ſeine Gerechtigkeit an ſeinem großen Tage offenbaren wird — möchtet ihr, daß man ſie vor der Welt an das Licht zöge? Möchtet ihr, daß dieſe verborgene Schmach, die ſich von der bekannten Seite eures Lebens ſo ſehr unterſcheidet, auf den Dächern verkündigt würde, und daß ſie, zugleich mit gewiſſen glänzenden Handlungen, die euch die öffentliche Achtung erwarben, zur entfernteſten Nachwelt gelangte? O Menſch, das iſt dein Schickſal in deinen Leidenſchaften, ſtets mit dir ſelbſt in Widerſpruch zu ſeyn! Nein, meine Brüder, die Welt ſelbſt, dieſe verderbte Welt, ehret die Keuſchheit; ſie bedeckt mit ewiger Schmach Diejenigen, die ihr untreu werden;

ſie richtet gegen ſie ihren Tadel und ihren Spott; ſie läßt euch durch Auszeichnungen des Vergeſſens und der Verachtung die Unwürdigkeit eures Verhaltens fühlen; ich will ſagen, trotz der Stellung, die Ihr in der Welt einnehmt, ſetzt euch Jeder in ſeinem Innern herab; man entkleidet euch von dem euch umgebenden Glanze der Geburt und der Würden; man ſieht in euch nur euch ſelbſt, das heißt, eure ſchmachvollen Triebe; je höher Ihr ſteht, um ſotiefer ſtellt man euch; um ſo mehr gehen eure Schwachheiten von Mund zu Mund, oder vielleicht von Jahrhundert zu Jahrhundert in der Geſchichte unſeres Reichs; und nach Verhältniß eures Ruhmes wächſt eure Schmach.

Aber die verwilderte Seele fühlt nichts von dieſer Verachtung; ſie hat verlernt ſich zu ſchämen. Geburt, Stand, Würde, Geſchlecht, nichts iſt ein Zügel für Diejenigen, welche dieſe unglückliche Leidenſchaft beherrſcht. Sie ſind entſchloſſen ſich ihrem Verhängniß zu überlaſſen! Aber man gehört zu einem heiligen Stande: es mag ſeyn! Aber man hat eine Stellung, wo Alles bemerkt wird: dennoch kann man nicht anders! Aber man trägt ein Kleid, welches Tugend verkündigt, und Sittſamkeit einflößen muß: darum kümmert man ſich nicht! Aber man gehört zu einem Geſchlechte, wo der Verdacht ſchon ein Flecken, und wo die Schamhaftigkeit die erſte aller Tugenden iſt: man macht ſich eine Tugend aus der Unverſchämtheit! Aber die Welt erhebt ihre tadelnde Stimme:

die Leidenſchaft redet noch viel lauter! Aber der Gatte will nicht länger ein ſolches Verhältniß dulden, und dieſer häusliche Zwiſt wird bald zum Stadtgeſpräch werden: in der ganzen Welt iſt für den Sklaven dieſer unglücklichen Leidenſchaft nur der Gegenſtand derſelben vorhanden; alles Uebrige wird für nichts geachtet; was ſonſt noch in der Welt vorgeht, man ſieht es nicht mehr; man ſieht nur ſeine Leidenſchaft, man lebt nur für ſie, gleich als lebte auf Erden kein Anderer als Der, welcher ſie eingeflößt hat! Oeffne die Augen, abgefallene Seele! Sieh, wie Aller Blicke ſich auf dich richten; wie deine Leidenſchaften zum allgemeinen Geſpräch geworden ſind; wie dein Name überall das Bild deiner Schande hervorruft! Sieh doch nur einen Augenblick, wie die Welt gegen dich geſinnt iſt, und in welches Verhältniß Du dich zu den Menſchen geſtellt haſt! Er ſchickte ihn auf ſeinen Acker, die Säue zu hüten.

Achtes Kapitel.

Predigten nach der Idee der Wahrheit.

Ich habe noch anzugeben, wie die Idee der Wahrheit von Maſſillon behandelt wird; und zu dieſem Ende wollen wir zwei ſeiner Predigten, die über die Unſterblichkeit, und die über die Gottheit Chriſti betrachten.

Die Wahrheit, die in der Philoſophie um ihrer ſelbſt willen geſucht wird, und die deshalb in derſelben ihre alleinige Herrſchaft behauptet, erſcheint in der Beredſamkeit als untergeordnet, weil hier das vornehmſte Intereſſe nicht auf ihrer Erkenntniß ruht, ſondern auf den heilſamen Folgen, die ſich von ihrer Annahme und Beherzigung erwarten laſſen. Speculative Beweiſe, mit philoſophiſcher Gründlichkeit ausgebildet, ſind deshalb in der Beredſamkeit unzuläßig, nicht ſowohl wegen ihrer Schwierigkeit als wegen ihrer Unangemeſſenheit; denn durch ſie würde der Redner entfernt gehalten oder abgelenkt von dem Ziele, dem er ſchnellen Schrittes ſich

nahen ſoll; und ſie würden ſelbſt ſolchen Zuhörern, die fähig wären ſie zu faſſen und ihnen zu folgen, ganz unerträglich erſcheinen. Kommt es in der Beredſamkeit darauf an, eine Wahrheit feſtzuſtellen, ſo iſt daher eine Abkürzung der Beweiſe erforderlich; und hier genießt der geiſtliche Redner das unſchätzbare Vorrecht, ſich auf die Autorität des göttlichen Wortes berufen zu können, welches auch da entſcheidet, wo überhaupt keine Gewißheit, oder wo ſie nur durch ganz unangemeſſene Umſchweife hätte erlangt werden können. Vernunftbeweiſe ſind jedoch dem Redner keineswegs unterſagt, nur werden ſie ſich in der Form von den philoſophiſchen unterſcheiden müſſen. Der Redner geht von einem Grundſatze aus, den er nicht weiter beweiſet, ſondern deſſen allgemeine Anerkennung er vorausſetzt; am geeignetſten ſind dazu ſolche Wahrheiten, bei denen man ſich nicht nur auf den Ausſpruch der geſunden Vernunft, ſondern auch auf den des ſittlichen Gefühles berufen kann. Aus einem ſolchen Grundſatze entwickelt er nun mit affectvoller Wärme die ſeinem Zwecke günſtigen Folgerungen; und der Zuhörer muß ſie gelten laſſen, wenn er nicht mit ſich ſelbſt, mit ſeinen eigenen Grundſätzen und Ueberzeugungen in Widerſpruch gerathen will. Der Redner kann noch einen andern Weg einſchlagen; er kann den Urſprung einer Meinung aufdecken, und ihre Wirkungen beſchreiben; iſt ihre Quelle ſittlich lauter, ihr Einfluß heilſam für die Menſchen, ſo muß ſchon dies ein günſtiges

Vorurtheil für ſie erwecken; verhält es ſich mit ihr auf die entgegengeſetzte Weiſe, ſo muß ſie auch in Rückſicht der Wahrheit als verdächtig erſcheinen.

Solche Methoden rhetoriſcher Beweisführung werden auch von Maſſillon in den Predigten über die Unſterblichkeit und über die Gottheit Chriſti angewendet. Bei den Pflichtpredigten beſtand, wie wir ſchon oben bemerkten, das Eigenthümliche ſeines Verfahrens darin, daß er nicht direkt die Pflicht einſchärft, ſondern die Scheingründe widerlegt, wodurch man ihre Uebertretung entſchuldigt. Aehnlich iſt ſein Verfahren in der Predigt über die Unſterblichkeit; anſtatt dieſe Wahrheit zu erweiſen, greift er Diejenigen an, die ſie leugnen; er zeigt, daß ihr Irrthum aus der Verderbtheit ihres Herzens und Lebens entſprungen ſey, und daß ſie bei der Behauptung deſſelben nichts als Leichtſinn und Thorheit verrathen. „Zuerſt, ſagt er, betete der Gottloſe mit allen übrigen Menſchen ein höchſtes Weſen an; er huldigte ſeinen Geſetzen, er fürchtete ſeine Strafen, er glaubte an ſeine Verheißungen. Woher kommt es denn, daß er keinen Gott mehr anerkennt; daß er das Verbrechen lediglich als einen Verſtoß gegen die bürgerliche Ordnung betrachtet, die Hölle als ein Vorurtheil, die Fortdauer als ein Hirngeſpinnſt, die Seele als einen Funken, der mit dem körperlichen Leben erliſcht? Wie iſt er ſtufenweis zu dieſer neuen und auffallenden Erkenntniß gelangt? Auf welchem Wege iſt es ihm gelungen, ſich

von dieſen eingewurzelten Vorſtellungen zu befreien, t
den Gefühlen des menſchlichen Herzens, und dem Lic
der Vernunft ſo vollkommen entſprechen? Hat er g
prüft? Hat er ſich berathen? Hat er die ganze ern
Vorſicht angewendet, deren es in der wichtigſten Ang
legenheit ſeines Lebens bedurfte? Hat er ſich vom U
gange der Menſchen zurückgezogen, um für ſein Na
denken und ſeine Forſchungen größere Muße zu gewinne
Hat er ſein Herz von allen Leidenſchaften, die ihn i
leiten konnten, gereinigt? Welche Behutſamkeit muß m
nicht anwenden, wenn es ſich darum handelt, ob m
ſich von den früheſten Eindrücken, welche die Seele e
pfangen hat, losſagen will! Höret es, meine Brüt
und betet Gottes Gerechtigkeit an, welche ſolche t
derbte Gemüther der Eitelkeit ihrer Gedanken überlä
Je mehr dieſer Menſch die göttlichen Gebote übert
um ſo mehr ſind dieſe Gebote ihm verdächtig geworb
je mehr das Thieriſche in ihm die Oberhand gewa
um ſo mehr hat er geſucht ſich zu überreden, der Me
nehme ein Ende, wie das Thier."

Für eine ſo entſtandene Meinung, ſagt nun V
ſillon ferner, haben die Ungläubigen durchaus keinen h
baren Grund anzuführen; und dennoch rühmen ſie
weiſer zu ſeyn als die Gläubigen; ſie bleiben bei e
Anſicht, die den Menſchen herabwürdigt, da ſie t
ſelbſt wenn die Gründe gleich wären, derjenigen, die
erhebt und beſſert, den Vorzug geben ſollten. War f

früher die unreine Quelle des Unglaubens aufgedeckt, so hat hier der Redner eine andere schwache Seite an demselben gefunden, nämlich die Gedankenlosigkeit und die Unvernunft, und er fährt fort ihn mit siegreichen Waffen zu bekämpfen.

„Wenn der Ungläubige nicht eine vollkommene Gewißheit darüber hat, daß Alles mit dem Körper untergeht, so ist nichts seinem Wahnsinn und seiner Thorheit zu vergleichen. Aber hat er diese volle Gewißheit? Welches sind die gewichtigen Gründe, die ihn zu dieser schrecklichen Entscheidung bestimmt haben? Man weiß nicht, sagt er, was in jener andern Welt, von der man uns redet, vorgehen wird; der Gerechte stirbt, wie der Ungerechte, der Mensch wie das Thier; und Keiner kommt zurück, um uns zu sagen, was Wahrheit oder was Irrthum sey. Dränget ihn noch mehr, und Ihr werdet über die Gedankenschwäche des Unglaubens erstaunen; man findet nichts als verworrenes Gerede, abgenutzte Zweifel, ewiges Schwanken, grundlose Muthmaßungen, die viel zu unsicher scheinen würden, wo es nur auf das Glück oder das Unglück eines einzigen Tages ankommt, und bei denen man hier eine ganze Ewigkeit auf das Spiel setzt! —

Das sind die unbesiegbaren Gründe des Unglaubens gegen den Glauben der ganzen übrigen Welt; das ist die Gewißheit, welche ihm die der gewissesten und ausgemachtesten Wahrheiten zu überbieten scheint! O

Menſch, öffne die Augen! Ein Zweifel ganz allein genügt dir zur Rechtfertigung deines Unglaubens; und alle Beweiſe für die göttliche Lehre genügen dir nicht zur Erweckung des Glaubens! Du zweifelſt an der Fortdauer, und darauf hin lebſt du bereits, als ob dir keine bevorſtände! Du haſt für deine Meinung keinen Grund als deine Ungewißheit; und uns machſt Du unſeres Glaubens wegen den Vorwurf, wir wären leichtgläubig, wie das ungebildete Volk! — — — — — — — — —

Aber ich frage euch, wer iſt hier der Leichtgläubige? Iſt es Derjenige, deſſen Gründe wenigſtens die wahrſcheinlichſten für den Menſchen, und die fähigſten ſind auf den Geiſt Eindruck zu machen; oder Derjenige, der bei ſeiner Verwerfung der Fortdauer nichts für ſich hat, als den ſchwachen Grund eines einzigen Zweifels? Dennoch meint der Ungläubige einen beſſeren Gebrauch von ſeiner Vernunft zu machen, als der Gläubige; er betrachtet uns als ſchwache und leichtgläubige Menſchen; ſich ſelbſt aber hält er für einen erhabenen, von gemeinen Vorurtheilen unabhängigen Geiſt, der nur die Vernunft und nicht den Wahn der Menge zur Richtſchnur nimmt. O Gott, wie furchtbar biſt du, wenn du deine Feinde ihrer Verblendung hingiebſt; und wie wird durch ihre Bemühungen, das Licht deiner Wahrheit zu verdunkeln, der Glanz derſelben nur erhöht!

Aber ich gehe noch weiter. Selbſt wenn Alles gleich wäre von beiden Seiten; ſelbſt wenn die thörichten

Zweifel des Ungläubigen ein eben ſo großes Gewicht hätten als die ſichern und einleuchtenden Beweiſe für die Fortdauer; ſelbſt bei einer ſolchen Gleichheit der Gründe, müßte er wünſchen, die Lehre des Glaubens von der Natur unſerer Seele möchte der Wahrheit gemäß ſeyn; dieſe für den Menſchen ſo glorreiche Lehre, die ihm ſeinen hohen Urſprung und ſeine ewigen Hoffnungen vorhält! Er müßte wünſchen, die entgegengeſetzte Vorſtellung wäre falſch; dieſe traurige Vorſtellung, die den Menſchen erniedrigt, die ihn den Thieren gleichſtellt, die ihm Zweck, Beſtimmung und Hoffnung abſpricht; die ſeine Dauer auf die wenigen Tage dieſes kurzen, unruhigen und ſchmerzenvollen Erdenlebens beſchränkt! Wäre ſelbſt Alles gleich von beiden Seiten, ſo müßte ein Geiſt, dem nur etwas von natürlichem Adel inwohnte, einen für unſere Natur ehrenvollen Irrthum einer Meinung vorziehn, welche ſie mit Schmach überhäuft. Welche Seele muß denn der Ungläubige aus den Händen einer wenig günſtigen Natur empfangen haben, da er, bei einer ſo großen Ungleichheit der Gründe, die Meinung vorzieht, er ſey nur beſtimmt für die Erde; da er ſich mit Wohlgefallen betrachtet als ein verächtliches Gebilde aus Erdenſchlamm, und als den Gefährten des Ochſen und des Stiers? Was ſage ich, meine Brüder! Welch ein Ungeheuer in der Welt muß der Gottloſe ſeyn, da er der allgemeinen Ueberzeugung nur deshalb mißtraut, weil ſie zu ehrenvoll ſey für unſere Natur,

und die nur mit Gott ſelbſt aufhören kann? Welcher vernünftige Menſch, ſelbſt wenn beides gleich zweifelhaft wäre, könnte hier unentſchieden bleiben? Mit welchem Namen ſollen wir alſo den Ungläubigen nennen, der ſich auf nichts als auf eitle Zweifel berufen kann; der da ſieht, daß der Glaube alles für ſich hat, das Anſehn der Schrift, die Beiſpiele, die Verjährung, die Vernunft, die Stimmen aller Jahrhunderte, die ganze Welt; und der ganz allein den ſchrecklichen Vorſatz faßt, nicht zu glauben; der ruhig ſtirbt, als ob ihm kein anderes Leben bevorſtände; ſein ewiges Schickſal den Händen des Zufalls überläßt, und ganz nachläßig einem ſo großen Ereigniß entgegengeht!"*)

In dem erſten Theil dieſer Predigt ſoll ferner gezeigt werden, der Unglaube in Betreff der Unſterblichkeit ſey auch verderblich in ſeinen Wirkungen. Hier fühlt man ſich nun, wenn man mit Aufmerkſamkeit lieſet, nicht wenig überraſcht; denn anſtatt dieſe verderblichen Wirkungen darzuſtellen, was erſt ſpäter geſchieht, entwickelt der Redner ganz unerwartet ein förmliches Argument für die Unſterblichkeit, indem er zeigt, wie aus der unbefrie-

*) et va tenter mollement un si grand événement. Ein kühner Ausdruck, der aber ſehr geeignet iſt, die fahrläßige Weichlichkeit des Ungläubigen am Rande des Abgrunds zu bezeichnen. Solche Kühnheiten ſind ſehr häufig bei franzöſiſchen Schriftſtellern; und ſie haben bei ihnen eine beſondere Kraft, vielleicht deshalb, weil alles Uebrige bei ihnen mehr geregelt iſt.

digten Sehnsucht des menschlichen Herzens, auf ihre Befriedigung in einer ewigen Fortdauer geschlossen werden müsse. Viele haben diese Ausführung bewundert; daß sie aber ganz am unrechten Orte steht, hat noch keiner bemerkt. Unser Redner mag bei der Wiederholung dieser Predigt den Mangel an direkten Beweisen gefühlt, und wenig bekümmert um den Zusammenhang, diesen Beweis, der ihn vielleicht besonders ansprach, der aber freilich für sich allein wenig genügt, eingeschaltet haben. Auf dieselbe Weise sind, wie oben bemerkt ward, manche Stellen in Massillons Predigten entstanden; doch unter allen ist es wohl diese, welche mit der größten Deutlichkeit als ein späteres Einschiebsel sich kund giebt. Ich theile diese Stelle mit, um aus dieser Predigt, worin sonst nur die Wahrheit durch Bekämpfung des Irrthums erwiesen wird, auch ein Beispiel von direkter Darstellung anzuführen. Massillon entwickelt hier einen bekannten Gedanken mit großer Originalität und tiefem Gefühle, obgleich nicht ohne einigermaßen der Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts zu huldigen.

„Wenn Alles mit diesem Leben sich endet, wenn der Mensch nach demselben nichts mehr zu erwarten hat, wenn die Erde unser Vaterland, und ihr Glück das einzige ist, das wir hoffen dürfen: warum sind wir nicht glücklich auf Erden? Wenn wir nur für Freuden der Sinne geschaffen wurden, weshalb lassen diese, anstatt der Befriedigung, nichts als Mißmuth und Traurigkeit

und die nur mit Gott ſelbſt aufhören kann? Welche vernünftige Menſch, ſelbſt wenn beides gleich zweifelha wäre, könnte hier unentſchieden bleiben? Mit welchen Namen ſollen wir alſo den Ungläubigen nennen, der ſic auf nichts als auf eitle Zweifel berufen kann; der d ſieht, daß der Glaube alles für ſich hat, das Anſehn de Schrift, die Beiſpiele, die Verjährung, die Vernunft, di Stimmen aller Jahrhunderte, die ganze Welt; und de ganz allein den ſchrecklichen Vorſatz faßt, nicht zu glauben der ruhig ſtirbt, als ob ihm kein anderes Leben bevor ſtände; ſein ewiges Schickſal den Händen des Zufall überläßt, und ganz nachläßig einem ſo großen Ereigni entgegengeht!"*)

In dem erſten Theil dieſer Predigt ſoll ferner ge zeigt werden, der Unglaube in Betreff der Unſterblichkei ſey auch verderblich in ſeinen Wirkungen. Hier fühl man ſich nun, wenn man mit Aufmerkſamkeit lieſet, nich wenig überraſcht; denn anſtatt dieſe verderblichen Wir kungen darzuſtellen, was erſt ſpäter geſchieht, entwickel der Redner ganz unerwartet ein förmliches Argument fü die Unſterblichkeit, indem er zeigt, wie aus der unbefrie

*) et va tenter mollement un si grand événement. Ein kühner Ausdruck, der aber ſehr geeignet iſt, die fahrläßige Weichlichkeit des Ungläubigen am Rande des Abgrunds zu bezeichnen Solche Kühnheiten ſind ſehr häufig bei franzöſiſchen Schriftſtellern und ſie haben bei ihnen eine beſondere Kraft, vielleicht deshalb weil alles Uebrige bei ihnen mehr geregelt iſt.

digten Sehnſucht des menſchlichen Herzens, auf ihre Befriedigung in einer ewigen Fortdauer geſchloſſen werden müſſe. Viele haben dieſe Ausführung bewundert; daß ſie aber ganz am unrechten Orte ſteht, hat noch keiner bemerkt. Unſer Redner mag bei der Wiederholung dieſer Predigt den Mangel an direkten Beweiſen gefühlt, und wenig bekümmert um den Zuſammenhang, dieſen Beweis, der ihn vielleicht beſonders anſprach, der aber freilich für ſich allein wenig genügt, eingeſchaltet haben. Auf dieſelbe Weiſe ſind, wie oben bemerkt ward, manche Stellen in Maſſillons Predigten entſtanden; doch unter allen iſt es wohl dieſe, welche mit der größten Deutlichkeit als ein ſpäteres Einſchiebſel ſich kund giebt. Ich theile dieſe Stelle mit, um aus dieſer Predigt, worin ſonſt nur die Wahrheit durch Bekämpfung des Irrthums erwieſen wird, auch ein Beiſpiel von direkter Darſtellung anzuführen. Maſſillon entwickelt hier einen bekannten Gedanken mit großer Originalität und tiefem Gefühle, obgleich nicht ohne einigermaßen der Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts zu huldigen.

„Wenn Alles mit dieſem Leben ſich endet, wenn der Menſch nach demſelben nichts mehr zu erwarten hat, wenn die Erde unſer Vaterland, und ihr Glück das einzige iſt, das wir hoffen dürfen: warum ſind wir nicht glücklich auf Erden? Wenn wir nur für Freuden der Sinne geſchaffen wurden, weshalb laſſen dieſe, anſtatt der Befriedigung, nichts als Mißmuth und Traurigkeit

in uns zurück? Wenn der Menſch nichts vor den Thieren voraus hat, warum verlebt er nicht ſeine Tage wie dieſe, ohne Sorge, ohne Unruhe, ohne Verdruß, ohne Traurigkeit, in den Genüſſen der Sinne und des Fleiſches? Wenn der Menſch kein anderes Glück als ein zeitliches zu erwarten hat, warum findet er es nirgend hier auf Erden? Woher kommt es, daß der Reichthum ihn beunruhigt, daß die Würden ihn beſchweren, daß die Vergnügungen ihn ermüden, daß die Wiſſenſchaften ihn verwirren und ſeine Neugier nur reizen, ohne ſie zu befriedigen; daß der Ruf ihm als eine drückende Laſt erſcheint; daß alle Erdengüter zuſammen die unermeßliche Leere ſeines Herzens nicht ausfüllen, ſondern ihm noch etwas zu wünſchen übrig laſſen würden? — Alle anderen Geſchöpfe, mit ihrer Beſtimmung zufrieden, ſcheinen glücklich auf ihre Weiſe, in dem Zuſtande, worein der Urheber ihres Daſeins ſie verſetzt hat. Die am Firmamente ruhig weilenden Sterne verlaſſen nicht ihren Aufenthalt, um einer andern Erde zu leuchten; die Erde rollt in ihrem Kreiſe, und ſchwingt ſich nicht in die Höhe, um die Stelle der Geſtirne einzunehmen; die Thiere irren auf den Feldern, ohne das Loos des Menſchen zu beneiden, der in Städten und in prachtvollen Paläſten wohnt; die Vögel ergötzen ſich in der Luft, unbekümmert, ob andere Geſchöpfe auf Erden glücklicher ſeyn mögen als ſie. Alles iſt glücklich, möchte man ſagen, Alles iſt an ſeiner rechten Stelle in der Natur; der Menſch allein

iſt unruhig und unzufrieden; der Menſch allein wird getrieben durch Verlangen, geängſtigt durch Furcht; ſelbſt ſeine Hoffnungen bereiten ihm Qual, und Traurigkeit beſchleicht ihn in der Mitte ſeiner Freuden; der Menſch ganz allein findet nichts hienieden, wo ſein Herz ausruhen könnte. Woher rührt dies? Sollte es nicht daher rühren, o Menſch, weil Du hienieden nicht an deiner rechten Stelle biſt; weil Du für den Himmel geſchaffen wurdeſt; weil dein Herz größer iſt als die Welt; weil die Erde nicht dein Vaterland iſt; und weil Alles was nicht Gott iſt, nichts iſt für dich?"

Die Predigt, aus welcher die angeführten Stellen entlehnt ſind, iſt übrigens höchſt mangelhaft in Rückſicht des Gedankenganges; und man muß bedauern, daß der Verfaſſer, der ſeinen Gegenſtand von einigen Seiten ſo glücklich behandelt, in Rückſicht des Plans und der Anordnung weniger Glück gehabt, oder nicht genug Fleiß bewieſen hat. Einzelne Glanzpunkte in einer Rede dürfen wegen der Mängel des Plans nicht verkannt werden; aber ſie ſind niemals im Stande dieſe Mängel zu verdecken oder aufzuwiegen.

Unter den Predigten dieſer Gattung, die wir von Maſſillon beſitzen, verdient die über die Gottheit Chriſti den erſten Rang, wie ſie überhaupt unter allen ſeinen Predigten eine der vorzüglichſten iſt; ſie iſt frey von den ſo eben gerügten Mängeln, trefflich durch die Ausführung des Einzelnen, auch als Ganzes vollendet, und ein

Muſter für die rhetoriſche Behandlung einer dogmatiſchen Lehre. Die Gründe, durch welche er dieſe Wahrheit zu erweiſen ſucht, ſind die bekannten, die Prophezeihungen, die Wunder, das Zeugniß Chriſti, die Beſchaffenheit ſeiner Lehre. Nun aber kam es darauf an, die ſtarre dogmatiſche Form dieſer Beweiſe aufzulöſen, ſie dem menſchlichen Geiſte, dem ſie ziemlich entfernt liegen, durch eine wahre und geſchickte Vermittelung nahe zu bringen, und ihnen das, was die rhetoriſche Darſtellung verlangt, Leben, Beweglichkeit, neue, überraſchende Wendungen zu geben. Dies Alles erreicht Maſſillon, indem er zwei Grundſätze zu Hülfe nimmt, die er nicht weiter beweiſet, und für die er ſich in der That zuverſichtlich auf den natürlichen Wahrheitsſinn, und auf das ſittliche Gefühl des Menſchen berufen konnte. Dieſe Grundſätze ſind folgende: Es iſt undenkbar, daß Gott bei den Veranſtaltungen ſeiner Vorſehung die Abſicht gehabt haben könnte, die Menſchen zum Irrthum, zur Abgötterei, zur Anbetung eines erſchaffenen Weſens zu verleiten; und, es iſt eben ſo undenkbar, bei der Heiligkeit Chriſti, die aus ſeinem ganzen Leben hervorleuchtet, er habe ſich einer Täuſchung der Menſchen und einer Läſterung Gottes ſchuldig gemacht. Den erſten dieſer Grundſätze wendet Maſſillon auf die Wunder und Weiſſagungen an; — glücklich müſſen wir ihn preiſen, daß für das Publicum, zu welchem er redete, dies noch unerſchüttert feſtſtehende Thatſachen waren! — er entwickelt in glänzender Dar-

ſtellung, was ſie in Beziehung auf Chriſtum bedeuten, und er nöthigt ſeine Zuhörer, entweder die Gottheit Chriſti zu bekennen, oder Gott zu beſchuldigen, daß er die Menſchen in eine faſt unwiderſtehliche Verſuchung zur Abgötterei geführt habe. Den zweiten Grundſatz macht er geltend in Betreff der Vorſchriften Chriſti, und des Zeugniſſes, das er für ſich ſelber ablegt; und er zeigt, daß ein Menſch, der ſich Gott gleichſtellt, und ſich des göttlichen Vorrechtes anmaßt, über Alles geliebt zu werden, die Menſchen hintergangen und Gott geläſtert habe, wenn er nicht ſelbſt wahrer Gott iſt. In der Verbindung dieſer beiden Grundſätze mit dieſen Beweiſen, in der daraus entſpringenden dialektiſchen Bewegung der Gedanken, in dem Hindrängen auf das Dilemma, entweder das Undenkbare, das Abſcheu erregende anzunehmen, oder die Gottheit Chriſti zu bekennen — hierin liegt der Nerv dieſer Predigt, und indem ich ihn enthüllte, habe ich eines der ſchönſten oratoriſchen Geheimniſſe aufgedeckt.

Die Predigt zerfällt in zwei Theile; in dem erſten ſoll die Gottheit Chriſti aus dem Glanz ſeiner Sendung, in dem zweiten aus dem Geiſt ſeiner Sendung erwieſen werden. Die Ausdrücke ſind vielleicht nicht ganz glücklich gewählt. Unter dem Glanz der Sendung Chriſti werden Prophezeihungen und Wunder, unter dem Geiſt ſeiner Sendung wird die von ihm verkündigte Glaubens- und Sittenlehre verſtanden. Der erſte Theil beginnt mit

einer Angabe der Unterabtheilungen und des Gesichtspunktes, aus welchem dieser Inhalt betrachtet werden soll. „In der That, meine Brüder, wir mögen nun erwägen, seys die Prophezeihungen und Vorbilder, die Christo vorangegangen, seys die Wunder, die er vollbrachte, seys die wunderbaren Umstände, die in seinem eigenen Leben hervortreten, immer sehen wir ihn von dem größten Glanze umgeben; und wäre er nichts als ein Mensch wie wir, so würde der Gott, der ihn sandte, ihn mit solcher Macht und Herrlichkeit bekleidete, uns hintergangen, und die Abgötterei Derer, die Christum anbeten, verschuldet haben.

Der Redner beginnt nun damit die Prophezeihungen aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten.

„Zuerst wird also Christus dadurch verherrlicht, daß er seit der Erschaffung der Welt, den Menschen verkündet und verheißen worden ist. Kaum hat Adam gesündigt, so zeigt sich ihm von fern der Erlöser, welcher die traurigen Wirkungen seines Falles aufheben soll. In den folgenden Jahrhunderten sorgt Gott, so scheint es, nur dafür allein, die Menschen auf die Zukunft Christi vorzubereiten. Darum offenbart er sich den Patriarchen, um ihnen diese Verheißung zu bestätigen; darum erleuchtet er die Propheten, damit sie fähig seyn mögen ihn zu verkündigen; darum erwählt er sich ein Volk, um demselben diese große Hoffnung anzuvertrauen; darum schreibt er Opfer und gottesdienstliche Gebräuche vor, um da-

durch gleichſam von fern die Geſchichte Deſſen, der da kommen ſoll, abzubilden. Alle Ereigniſſe auf Erden ſcheinen nur eine Vorbereitung zu dieſem großen Ereigniß; Staaten und Königreiche fallen und entſtehen nur um demſelben den Weg zu bahnen; die Himmel öffnen ſich nur um es zu verheißen; und die ganze Natur, um mit den Worten des Paulus zu ſprechen, harret mit Sehnſucht und Angſt auf die Geburt des Gerechten, welcher ſie von dem auf ihr laſtenden Fluche befreien ſoll. Schon dadurch allein, daß Chriſtus ſeit dem Anfang der Zeiten, vom Himmel herab den Menſchen verkündiget ward, mußten dieſe ſich aufgefordert fühlen, ihn mit der dem höchſten Weſen ſchuldigen Anbetung zu empfangen; und bei dieſem einzigen glänzenden Merkmale, welches Chriſtum von allen Menſchen unterſcheidet, ſtand es zu befürchten, wenn er nichts geweſen wäre als ein Menſch, daß man ihn abgöttiſch verehrt hätte.

Aber bei Chriſto iſt es nur etwas Geringes, daß er verheißen ward; die Beſchaffenheit dieſer Verkündigung iſt noch wunderbarer und außerordentlicher als die Verkündigung ſelbſt. Auch Cyrus und Johannes der Täufer werden lange vor ihrer Geburt durch die Propheten Jeſaias und Maleachi verkündet; aber dies ſind vereinzelte Weiſſagungen, ohne Zuſammenhang, ohne Gepränge; ſie finden ſich in keinem anderen Propheten; ſie beziehen ſich nur auf beſondere Ereigniſſe, ſo daß hier der Glaube der Völker zu keinem Irrthum verleitet werden konnte.

Cyrus ſoll Jeruſalem bauen, und Johannes der Täufer ſoll dem Herrn den Weg bereiten; und durch die Erfüllung dieſer beſonderen Weiſſagungen ſollte die Wahrheit und die Göttlichkeit der Weiſſagungen die Chriſtum verkündigten, beſtätigt werden.

Chriſtus hingegen iſt ein göttlicher Abgeſandter, den ein ganzes Volk verkündigt, von dem eine lange Reihe von Propheten vier tauſend Jahre hindurch weiſſaget, nach dem alle Völker ſich ſehnen, auf den alle Ceremonien hindeuten, auf den alle Gerechte hoffen, und der ſich aus der Ferne zeigt in allen Jahrhunderten. Die ſterbenden Patriarchen warten auf ſein Heil; die Gerechten leben in dieſer Hoffnung; die Väter lehren ihre Kinder ſich nach ihm zu ſehnen, und dieſe Sehnſucht iſt ein Familienglaube, der von Jahrhundert zu Jahrhundert ſich fortpflanzt. Selbſt heidniſche Propheten ſehen den Stern aus Jacob aufgehn, und ſogar durch die Orakel der Götzen wird dies große Ereigniß verkündigt. Und nicht zu einem beſchränkten Zweck ſoll Chriſtus erſcheinen; nein, er wird verkündigt, als die Zuflucht der ſündigen Welt, als der Geſetzgeber der Menſchen, als das Licht der Völker, als das Heil Israels, als Der, welcher die Miſſethat vertilgen, die Gerechtigkeit Gottes offenbaren, die Welt mit dem Geiſt Gottes erfüllen, und unter den Menſchen einen ewigen Frieden ſtiften ſoll. Welch ein Gepränge in dieſer Verkündigung! Und mußte ſie nicht ein Fallſtrick werden für den Glauben aller Jahrhunderte,

wenn ſo glänzende Vorbereitungen nur auf ein Geſchöpf hingewieſen hätten?"

Eben ſo behandelt Maſſillon den Beweis aus den durch Chriſtum vollbrachten Wundern, indem er zugleich in dieſer Beziehung den Unterſchied zwiſchen ihm und den früheren Propheten auf eine höchſt ſinnreiche Weiſe hervorhebt.

„Elias erweckt Todte, es iſt wahr; doch er iſt genöthigt ſich mehrere Mal über den Leib des entſeelten Kindes auszuſtrecken; er ächzt, er ringt, er windet ſich; man ſieht wohl, daß er zu einer fremden Kraft ſeine Zuflucht nimmt; daß er eine Seele, die ſeiner Macht nicht unterworfen iſt, aus dem Reiche des Todes zurückruft, und daß er nicht ſelber dem Tode und dem Leben gebietet. Jeſus Chriſtus erweckt die Todten, wie er die gewöhnlichſten Dinge thut; er redet als Gebieter zu Denen, die in den ewigen Schlaf verſunken ſind; und wie es dem Herrn der Todten und der Lebendigen geziemt, erſcheint er niemals gelaſſener, als wenn er die größten Thaten vollbringt."

Auch in Betreff der Kenntniß des Zukünftigen wird Chriſtus mit den Propheten verglichen:

„Wenn die Propheten die Zukunft verkündeten, ſo wurden ſie von einer göttlichen Begeiſterung ergriffen; oft mußte durch den Ton eines Inſtruments der ſchlummernde Geiſt in ihnen erweckt werden; man ſah, daß ein fremder Einfluß ſie beſeelte, und daß ſie die Kenntniß

und da er annimmt, die Eitelkeit der Menſchen ganz allein habe ſie eingeführt auf Erden, und ihnen vorgeſpiegelt, ſie wären unſterblich!"

Es iſt eine ungemein kräftige und überraſchende Epanorthoſis — ſo nennt man die Figur, wenn der Redner das eben Geſagte zurücknimmt oder verbeſſert — wenn Maſſillon jetzt ausruft: „Doch nein, meine Brüder; dieſe fleiſchlich geſinnten Menſchen thun ganz recht daran, wenn ſie die Ehre zurückweiſen, welche der Glaube unſerer Natur widerfahren läßt; wenn ſie ſich überreden, daß unſere Seele nichts anderes ſey als Erdenſchlamm, und daß Alles im Tode untergehe. Solche ſinnliche, unkeuſche, entartete Menſchen, die keinen andern Zügel kennen als ihre thieriſchen Triebe, keine andere Regel als die Heftigkeit ihrer Begierden, keine andere Beſchäftigung, als durch neue Künſte die ſchon geſättigte Luſt zu reizen; ſolche Menſchen können es nicht ſchwer finden zu glauben, daß ſie in ſich kein unterſchiedenes geiſtiges Leben beſitzen; daß der Körper ihr ganzes Weſen iſt; und da ſie in ihren Sitten die Thiere nachahmen, ſo kann man es ihnen verzeihen, daß ſie auch die Natur derſelben ſich zuſchreiben. Aber ſie ſollen nur nicht wähnen, daß alle Menſchen ihnen gleich ſind; denn es giebt noch auf Erden keuſche, reine, ſich ſelbſt beherrſchende Seelen! Sie ſollen nur nicht die menſchliche Natur einer Gemeinheit beſchuldigen, die ihr eigenes Werk iſt! Sie ſollen nur nicht unſer ganzes Geſchlecht herabwürdigen, nachdem ſie

ſich ſelbſt ſo ſchmachvoll herabgewürdigt haben! Mögen ſie doch zuſehn, ob es viele ihres Gleichen auf Erden giebt, ſie werden finden, daß ſie in der Welt faſt allein ſtehen; und ſie werden ſich für Ungeheuer halten müſſen, die eine Ausnahme ſind von der gewöhnlichen Ordnung der Natur."

Nicht nur aus dem Gefühl für die Würde der menſchlichen Natur, ſondern auch um der heilſamen Folgen willen müßte man, bemerkt Maſſillon weiter, ſelbſt bei völliger Gleichheit der Gründe, dem Glauben an Unſterblichkeit den Vorzug geben; denn wäre es auch eine Täuſchung, ſo hätte man dadurch nur gewonnen, und nichts verloren.

„Aber wenn es eine Fortdauer giebt, und wenn der Ungläubige ſich geirrt hat, indem er ſie verwarf: was hat er nicht zu befürchten? Den Verluſt der ewigen Güter, und deiner Herrlichkeit, o Gott, durch die Du ihn ewig beglücken wollteſt! Und das iſt nur der Anfang ſeines Mißgeſchicks; ſeiner harren verzehrende Flammen, eine Qual ohne Maß und ohne Grenzen; eine Ewigkeit voll des Entſetzens und der Verzweiflung! Man vergleiche nun dies zwieſache Schickſal: was iſt beſſer, das ſündliche Glück der kurzen Erdentage, oder die ewige Seligkeit aufzugeben? Was iſt beſſer, ſich an eine Gegenwart feſt zu klammern, die morgen aufhört, und wo kein wahrer Friede zu finden iſt; oder eine Zukunft zu fürchten, die keine andere Grenzen hat, als die Ewigkeit,

und die nur mit Gott ſelbſt aufhören kann? Welcher vernünftige Menſch, ſelbſt wenn beides gleich zweifelhaft wäre, könnte hier unentſchieden bleiben? Mit welchem Namen ſollen wir alſo den Ungläubigen nennen, der ſich auf nichts als auf eitle Zweifel berufen kann; der da ſieht, daß der Glaube alles für ſich hat, das Anſehn der Schrift, die Beiſpiele, die Verjährung, die Vernunft, die Stimmen aller Jahrhunderte, die ganze Welt; und der ganz allein den ſchrecklichen Vorſatz faßt, nicht zu glauben; der ruhig ſtirbt, als ob ihm kein anderes Leben bevorſtände; ſein ewiges Schickſal den Händen des Zufalls überläßt, und ganz nachläßig einem ſo großen Ereigniß entgegengeht!"*)

In dem erſten Theil dieſer Predigt ſoll ferner gezeigt werden, der Unglaube in Betreff der Unſterblichkeit ſey auch verderblich in ſeinen Wirkungen. Hier fühlt man ſich nun, wenn man mit Aufmerkſamkeit lieſet, nicht wenig überraſcht; denn anſtatt dieſe verderblichen Wirkungen darzuſtellen, was erſt ſpäter geſchieht, entwickelt der Redner ganz unerwartet ein förmliches Argument für die Unſterblichkeit, indem er zeigt, wie aus der unbefrie-

---

*) et va tenter mollement un si grand événement. Ein kühner Ausdruck, der aber ſehr geeignet iſt, die fahrläßige Weichlichkeit des Ungläubigen am Rande des Abgrunds zu bezeichnen. Solche Kühnheiten ſind ſehr häufig bei franzöſiſchen Schriftſtellern; und ſie haben bei ihnen eine beſondere Kraft, vielleicht deshalb, weil alles Uebrige bei ihnen mehr geregelt iſt.

digten Sehnſucht des menſchlichen Herzens, auf ihre Befriedigung in einer ewigen Fortdauer geſchloſſen werden müſſe. Viele haben dieſe Ausführung bewundert; daß ſie aber ganz am unrechten Orte ſteht, hat noch keiner bemerkt. Unſer Redner mag bei der Wiederholung dieſer Predigt den Mangel an direkten Beweiſen gefühlt, und wenig bekümmert um den Zuſammenhang, dieſen Beweis, der ihn vielleicht beſonders anſprach, der aber freilich für ſich allein wenig genügt, eingeſchaltet haben. Auf dieſelbe Weiſe ſind, wie oben bemerkt ward, manche Stellen in Maſſillons Predigten entſtanden; doch unter allen iſt es wohl dieſe, welche mit der größten Deutlichkeit als ein ſpäteres Einſchiebſel ſich kund giebt. Ich theile dieſe Stelle mit, um aus dieſer Predigt, worin ſonſt nur die Wahrheit durch Bekämpfung des Irrthums erwieſen wird, auch ein Beiſpiel von direkter Darſtellung anzuführen. Maſſillon entwickelt hier einen bekannten Gedanken mit großer Originalität und tiefem Gefühle, obgleich nicht ohne einigermaßen der Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts zu huldigen.

„Wenn Alles mit dieſem Leben ſich endet, wenn der Menſch nach demſelben nichts mehr zu erwarten hat, wenn die Erde unſer Vaterland, und ihr Glück das einzige iſt, das wir hoffen dürfen: warum ſind wir nicht glücklich auf Erden? Wenn wir nur für Freuden der Sinne geſchaffen wurden, weshalb laſſen dieſe, anſtatt der Befriedigung, nichts als Mißmuth und Traurigkeit

für ein Menſch, welcher die Stelle, die nur Gott gebührt, in unſern Herzen einnehmen will? Verdient das Geſchöpf um ſein ſelbſt willen geliebt zu werden; und wenn es große und lobenswerthe Eigenſchaften beſitzt, ſind es nicht Gaben Deſſen, welcher der höchſte Gegenſtand unſerer Liebe ſeyn ſoll? — Welcher Prophet bis auf Chriſtum hatte zu den Menſchen geſagt: Ihr ſollt mich lieben; Alles was ihr thut, das ſollt ihr zu meiner Ehre thun? — Gott euren Herrn ſollt ihr lieben, hatte Moſes zu den Kindern Israel geſagt. Nichts ſoll um ſein ſelbſt willen geliebt werden, als was uns ſelig machen kann; nun aber iſt es unmöglich in einem Geſchöpf unſere Seligkeit und unſere Vollkommenheit zu finden; deshalb dürfen wir niemals ein Geſchöpf um ſein ſelbſt willen lieben, denn das wäre ein Götzendienſt. Ein Menſch, der ſich den Menſchen darſtellt als der höchſte Gegenſtand ihrer Liebe, iſt ein gottloſer Betrüger, denn er maßt ſich ein Recht an, welches dem höchſten Weſen ausſchließlich gebührt; er iſt ein von wahnſinnigem Stolze Bethörter, der ſich ſelbſt im Innern der Herzen Altäre errichten will, in dieſem Heiligthum, deſſen alleinigen Beſitz die Gottheit verlangt. Wäre alſo Chriſtus nicht ſelbſt Gott über Alles, gelobet in Ewigkeit, und er hätte das Gebot ihn zu lieben ſeinen Schülern als das höchſte und vornehmſte ertheilt, ſo wäre ſeine göttliche, ſelbſt von den Heiden bewunderte Lehre nichts als ein Gewebe von Wahnſinn, Stolz und Gottloſigkeit; und

es wäre bei ihm nur eine thörichte Prahlerei geweſen, ſich den Menſchen als ein Muſter der Demuth und Beſcheidenheit darzuſtellen; denn er hätte den Hochmuth und die Selbſtgefälligkeit viel weiter getrieben, als irgend einer der ſtolzeſten Philoſophen, die ſich doch wenigſtens mit der Achtung und dem Beifall der Menſchen begnügten.

Und nicht genug daß Jeſus gebietet, ihn zu lieben, er verlangt auch von dieſer Liebe die edelſten und heldenmüthigſten Beweiſe. Er will wir ſollen ihn lieben mehr als unſere Angehörigen, unſere Freunde, unſere irdiſchen Güter, mehr als das Leben, mehr als die ganze Welt, mehr als uns ſelbſt; für ihn ſoll man Alles dulden, Allem entſagen, für ihn ſoll man den letzten Blutstropfen vergießen. Wer ihm nicht dieſe Huldigung erweiſet, der iſt ſeiner nicht werth; wer da ſchwankt zwiſchen ihm und irgend einem Geſchöpfe, zwiſchen ihm und ſich ſelbſt, der beleidigt ihn, der entzieht ihm die ſchuldige Ehre, der hat keinen Theil an ſeinen Verheißungen.

Wie, meine Brüder, er fordert nicht nur ein Opfer von Böcken und Stieren, wie man es den Götzen darbrachte, und womit der wahre Gott ſelber, wie es ſchien, ſich begnügt hatte: er macht ganz andere Forderungen; er will, daß der Menſch ſich ſelber zum Opfer darbringe; daß er das Hochgericht beſteige, daß er ſich dem Tode und dem Märtyrerthum darbiete für ſeine Ehre und für den Ruhm ſeines Namens! Aber wenn er nicht der Herr unſeres Lebens iſt, was giebt ihm das Recht es

von uns zu fordern? Wenn unſere Seele nicht aus ſeinen Händen hervorging: ſind wir verpflichtet ſie ihm zurückzugeben; und wie könnten wir ihr zum Leben helfen, indem wir ſie um ſeinetwillen verlieren? Wenn er nicht der Urheber unſeres Daſeyns iſt, begehen wir nicht eine Entweihung und einen Selbſtmord, indem wir für ihn den Tod erleiden, indem wir an ein Geſchöpf, an einen bloßen Abgeſandten Gottes, das große Opfer unſeres Lebens verſchwenden, wodurch wir allein der unumſchränkten Herrſchaft des Allmächtigen, der uns aus dem Nichts hervorzog, huldigen ſollen?“

Neuntes Kapitel.

Maſſillons oratoriſcher Charakter.

Er war ein gläubiger, frommer und rechtſchaffener Mann: mit dieſem Zuge, der keinem wahren geiſtlichen Redner fehlen darf, können wir auch Maſſillons oratoriſche Charakteriſtik eröffnen. Auf den verſchiedenen Stufen ſeiner Wirkſamkeit lebt er immer nur ſeinem Berufe, und weiſet Alles zurück, was nicht damit in Verbindung ſteht. Ward er gleich am Hofe bewundert, ſo hört man doch nicht, — und wäre es der Fall geweſen, ſo hätte man es gewiß erfahren — daß er an jener eigenthümlichen, leidenſchaftlichen und partheiiſchen Bewegung, die an Höfen zu herrſchen pflegt, Theil genommen hätte. Es mußte etwas in ihm ſeyn, das den Großen ſchon von Ferne verkündigte, mit dieſem Manne wäre für ihre beſonderen Zwecke nichts aufzuſtellen. Als Biſchof, als glänzender Kanzelredner, als Mitglied der Akademie, konnte er in der Hauptſtadt ein ehrenvolles und genußreiches Leben führen; doch er

begräbt ſich in der Auvergne — manchen Biſchöfen ſeiner Zeit mochte es wenigſtens als ein Begraben erſcheinen, — und die zwanzig letzten Jahre ſeines Lebens hindurch iſt er nur mit den ruhm- und gewinnloſen Pflichten ſeines Amtes beſchäftigt. Aus ſeinen Predigten leuchtet ſein Eifer um das Heil der Seelen auf das Unzweideutigſte hervor; er redet nicht zu ſeiner Ehre, ſondern zur Ehre Gottes; er ſucht nicht den Beifall ſeiner Zuhörer, ſondern ihr Heil. Gegen die Regungen der Eitelkeit war er ſehr auf ſeiner Hut. Einem Freunde, der nicht umhin konnte, eine von ihm gehaltene Predigt enthuſiaſtiſch zu loben, entgegnete er: Was Sie mir ſagen, das hat Satan mir ſchon geſagt; laſſen Sie uns davon ſchweigen. Sein Glaube war lebendig und aufrichtig; dies bezeugt der Eifer, womit er von den chriſtlichen Lehren, von der Gottheit Chriſti, und von der Fortdauer redet. Seine ſittlichen Grundſätze waren ſtreng, und er verſchweigt ſie nicht; mit aller Kraft der Ueberzeugung macht er ſie geltend im Angeſicht eines entarteten Zeitalters. Er ſtraft das Leben der Höfe, ja ſelbſt die in der Kirche eingeriſſenen Mißbräuche; und ſein Eifer iſt immer am gewaltigſten gegen Diejenigen, die am leichteſten verletzt, und die von den geiſtlichen Rednern herkömmlicher Weiſe am meiſten geſchont werden. Wer etwa nur für die evangeliſchen Hofprediger die Ehre in Anſpruch nehmen wollte, ihren Fürſten die Wahrheit geſagt zu haben,

würde bekennen müſſen, daß dieſe Pflicht auch durch Maſſillon gegen Ludwig XIV. erfüllt worden ſey.

Was die geiſtigen Fähigkeiten betrifft, ſo ſtehn dieſe bei Maſſillon in einem für den Redner günſtigen Gleichgewicht, und ob es ihm gleich weder an Phantaſie, noch an der Gabe zu einem tiefen und zuſammenhängenden Denken fehlt, ſo tritt doch keine von beiden einſeitig hervor. Das Vermögen, das ſich bei ihm mehr als die übrigen geltend macht, iſt kein Vermögen des Geiſtes ſondern des Herzens, es iſt das Gefühl. Und zwar wird dieſes in ihm beſonders durch dasjenige angeregt, was den ſittlichen Forderungen entſpricht oder widerſtrebt, was die Menſchen glücklich oder unglücklich macht; das eine empfindet er, als eine ihn ſelbſt berührende Freude; das andere — und Eindrücke dieſer Art hat er am häufigſten Gelegenheit darzuſtellen, — als einen perſönlichen Schmerz. Dies Gefühl in ihm iſt nicht unthätig; es hat eine praktiſche Natur; es iſt nicht eine Flamme, die einmal in die Höhe ſteigt, um dann in ſich ſelber zu verſinken; es greift um ſich in die Weite und Breite, um ſeine Freuden, oder, was am häufigſten geſchieht, ſeine Schmerzen dem Zuhörer mitzutheilen, um ihn zu erregen, zu ſtacheln, zu entzünden, um das, was jene Schmerzen hervorruft, in ihm zu verzehren. Dabei hat es jedoch nicht die ſcharfen Spitzen, und es glüht nicht in der brennenden Flamme eines demoſtheniſchen Zornes, ſondern es iſt immer von dem Schatten einer chriſtlichen Wehmuth umwölkt. Von

dieſem Geſichtspunkte müſſen wir bei der Beurtheilung Maſſillons ausgehn, und wir werden nur ſolche Eigenſchaften, die mit dieſem Hauptcharakter ſeiner Beredſamkeit verträglich ſind, von ihr fordern dürfen.

Ohne dieſes leicht zu erregende Gefühl würde Maſſillon die tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens und Lebens, die ihn auszeichnet, ſich nicht haben erwerben können. Der kalte Beobachter dringt niemals ſehr tief; der eigennützige ſieht das, was ihm Vortheil bringen kann, doch alles andere bleibt ihm verborgen; dem Spott- und Lachſüchtigen müſſen von ſeinem Standpunkte aus die wahren Geſtalten als Karicaturen erſcheinen. Nur die Liebe zu den Menſchen, nur der Eifer für ihr Heil, ſchärft den Blick bei ihrer Beobachtung, ſchützt vor Einſeitigkeit, erhält das Auge ungetrübt, und vermag ſelbſt die fehlenden Wahrnehmungen durch richtige Ahndung zu erſetzen. Wer aus ſolchen Bewegungsgründen die Brüder beobachtet, der wird auch den Blick in ſein eigenes Herz und auf ſein eigenes Leben wenden; die Selbſtkenntniß wird die Lücken der Menſchenkenntniß ergänzen; und das, was man in ſich ſelber entdeckt hat, wird auch zu manchen Entdeckungen bei Anderen führen. Man würde alſo die dem Redner ſo nothwendige Kenntniß des menſchlichen Herzens und Lebens nicht allein aus einer eigenthümlichen Beobachtungsgabe, ſondern auch und vornehmlich aus einem liebevollen und leicht zu erregenden Gemüthe herzuleiten haben. So denken wir uns

ihren Urſprung wenigſtens bei Maſſillon, der ſie in einem ſehr hohen Grade beſitzt, und deſſen Beredſamkeit zum Theil dadurch ihre eindringende Kraft erhält; denn welcher Zuhörer hätte den Muth, Dem zu widerſtehn, der ſeine geheimſten Regungen kennt, und alle Schlupfwinkel ſeines Herzens durchforſcht hat? Schon die bisherigen Anführungen haben uns Maſſillon von dieſer Seite gezeigt; ich füge jetzt noch eine Stelle hinzu aus der Predigt über den Aufſchub der Buße. Mit einem ungemein tiefen Blick in das menſchliche Herz zeigt er hier den Unterſchied zwiſchen einer wahren Bekehrung und einer nur durch das Erlöſchen der Leidenſchaften entſtandenen Gleichgültigkeit.

„Sollten auch eure ſündlichen Verhältniſſe aufgehört haben; ſollte euer Herz von keinem beſonderen Gegenſtande eingenommen ſeyn: — wenn nur die Zeit und der Ueberdruß dieſe Veränderung herbeiführten, ſo dürft ihr ſie nicht für einen Schritt zu eurer Bekehrung halten. Durch nichts gefeſſelt, werdet ihr durch alles gefeſſelt ſeyn; ihr werdet in einer gewiſſen unbeſtimmten Trägheit und Gefühlloſigkeit ſchweben, welche noch weiter als die Lebendigkeit thörichter Leidenſchaften von dem Reiche Gottes entfernt iſt. An die Stelle der beſonderen Leidenſchaft, von welcher ihr frei ſeid, wird, wenn ich ſo ſagen darf, eine allgemeine Leidenſchaft treten, und euer Herz wird durch ſeine eigene Leere angefüllt ſeyn. Die Rettung aus dieſem Zuſtande wird um ſo ſchwie-

riger, weil darin nichts mit Bestimmtheit hervortritt. Ihr werdet keine Kraft haben, kein Gefühl, keine Empfänglichkeit für die Gnade; und bei der Gleichgültigkeit gegen die Geschöpfe, unter denen ihr keinen Gegenstand der Neigung findet, wird euer schrecklicher Widerwille gegen den Schöpfer sich nur vermehren. Dies ist eine Meeresstille, die euch verderblicher werden kann, als der Sturm; denn die entfesselten Winde können bei einer glücklichen Richtung, das Schiff in den Hafen führen; aber je größer die Stille auf dem Meere ist, um so größer ist die Gefahr."

Es läßt sich erwarten, daß Massillon bei den angeführten Eigenschaften, die gewöhnlichen Formen der Kanzelberedsamkeit durchbrochen, und gesucht haben werde in der Verkündigung des göttlichen Wortes sich neue Wege zu bahnen. Wie hätte er hoffen können durch Darstellung einer Pflicht und der allgemeinen Bewegungsgründe zu derselben einen tieferen Eindruck hervorzubringen? Seine Kenntniß des menschlichen Herzens verrieth ihm die Hindernisse, welche der Erfüllung einer Pflicht, deren Verbindlichkeit man zugiebt, entgegenstehn; diese Hindernisse faßt er ins Auge; er sucht sie zu bewältigen; er belehrt nicht den Zuhörer; er kämpft mit ihm; der belehrende Vortrag hätte seinem eigenen feurigen Gemüthe einen unerträglichen Zwang auferlegt, und nur in dem lebhaftesten Kampfe konnte er selbst Befriedigung finden. So mußte diejenige Form der Pflichtpredigten, die wir

die antithetiſche genannt haben, aus ſeiner Eigenthümlichkeit hervorgehn; ſie war weniger eine Erfindung ſeines Verſtandes als ein Erzeugniß ſeines Herzens; denn aus dieſem kommen nicht nur die großen Gedanken des Redners, ſondern auch die wirkſamen und ergreifenden oratoriſchen Wendungen. Durch dieſen von ihm ſo häufig geführten Kampf erhält Maſſillon einige Aehnlichkeit mit dem Demoſthenes, den wir ja auch gewöhnlich mit ſeinen Zuhörern kämpfen ſehn: wo gäbe es denn überhaupt wohl eine edle und angemeſſene Entfaltung der Beredſamkeit, welche nicht an die demoſtheniſche erinnerte?

Auch auf eine andere, von ihm ſo oft und mit ſo großer Virtuoſität angewendete Form, auf die Schilderung, von welcher wir aus ſeinen Reden manche Beiſpiele angeführt haben, mußte er faſt nothwendig durch ſeine Eigenthümlichkeit geleitet werden. Deutlich ſtanden vor ihm das menſchliche Innere und das menſchliche Leben; er hatte ihre Tiefen durchſchaut; er hatte ſo Manche in ihren wichtigſten Momenten, in denen des Leidens und des Sterbens beobachtet; bei ſeinem tiefen und lebendigen Gefühle waren ihm davon höchſt erfreuliche, aber noch öfter höchſt ſchmerzliche Eindrücke geblieben. Das was er ſelber anhaltend ſchaut, was ihn ſelbſt ſo mächtig bewegt, zum Beiſpiel, das Bild des ſterbenden Gottloſen und des ſterbenden Frommen, das iſt er nun auch fähig, mit einem Pinſel, den er in die Gluthen ſeines Herzens taucht, zum Schrecken und zur Erbauung ſeiner Zuhörer vor ſie hinzuſtellen. Wie

ſind doch die auf ſolche Weiſe entſtandenen Schilderungen von denen verſchieden, welchen die Grundlage der eigenen Anſchauung fehlt, wo die durch eine lange Ueberlieferung bekannten Züge, mit einigen von der Einbildungskraft hinzugefügten Schnörkeln, in ſtereotypen oder wenig veränderten Wortformen, ohne Wärme des Herzens zuſammengeſetzt werden! — Nicht minder trefflich als bei den Schilderungen, zeigt ſich Maſſillon, wenn er auf den ſchon ſchwankenden Zuhörer mit immer neuen Gründen zur Buße und Bekehrung eindringt. Und auch zu dieſer unmittelbaren Anſprache — welche auch, wie es mir ſcheint, in des Chryſoſtomus Beredſamkeit eine der ſchönſten Seiten iſt — wird Maſſillon durch ſeine tiefe Menſchenkenntniß und durch ſeinen glühenden Eifer befähigt. Ein Beiſpiel ſolchen eindringlichen Redens iſt folgende Stelle aus der Predigt unter dem Titel: Bewegungsgründe zur Buße, die ich hier noch anführe, da es mir im Vorhergehenden an Gelegenheit dazu fehlte.

„Worauf warteſt Du denn alſo, mein geliebter Bruder, um zu Deinem Gott zurückzukehren? Die Tage vergehn, die Jahre ſchwinden, die Vergnügungen reizen nicht mehr, die Jugend entſchlüpft, das Leben entflieht. Deine Freunde und Angehörigen, die an Deinen Ausſchweifungen Theil nahmen, ſind faſt alle verſchwunden. An Deiner Seite haſt Du Deine Standesgenoſſen, Deine Nebenbuhler, Deine Neider, Deine Beſchützer, Deine Unterthanen und Deine Herren fallen ſehn. Vielleicht mußten

die Umstände ihres unerwarteten, nach christlicher Beurtheilung furchtbaren Todes, einen tieferen Eindruck von dem Ungenügenden aller vergänglichen Dinge, und von dem Elend eines zügellosen Lebens in Dir zurück lassen. Du selber bist Deinem Ende nahe. Was bisher von Deinen Tagen verfloß, ist wie ein Punkt, der verschwindet und entschlüpft. Das was Dir noch übrig bleibt, wird in einem Augenblicke verschwunden seyn. Benutze also diesen Augenblick, um die Verirrungen eines ganz unchristlichen Lebens zu beweinen. Noch ist es Zeit zur Besserung; aber es ist auch hohe Zeit die Besserung anzufangen. Du kennst genug die Welt und ihre Freuden, um zu wissen, daß in der Sünde kein Glück zu finden ist. Du hast Alles versucht, und Alles hat Dich ermüdet. Alles, wovon Du Befriedigung hofftest, hat Deine Schmerzen nur gesteigert, Deine Qualen nur erhöht. Gott ruft Dich zu sich zurück durch den Ekel, welchen Dir die Sünde verursacht, durch die Leere, welche Du in der Welt und in ihren Freuden findest, durch das Ungenügende und das Betrügliche der Dinge hier auf Erden. Welchen Vorwand hättest Du, um länger zu zögern? Ist Dein Leben nicht schon sündlich genug gewesen, um endlich still zu stehn in einer so furchtbaren Laufbahn, und eine Veränderung vorzunehmen? Meinest Du vielleicht, es sollten Deine Ketten von selbst abfallen, und die Bekehrung sollte Dir nichts kosten? Meinst Du, daß eine Regung der Furcht auf dem Todtenbette alle

Sünden Deines Lebens abbüßen kann? Haſt Du der Hoffnung Deines Heils entſagt, wie jene Frevler, die keinen Gott haben? Wenn Du nur ein einziges Mal gefallen wäreſt, ſo würde Dein Leben nicht lang genug ſeyn, um Deinen Fehltritt zu beweinen; aber Dein ganzes Leben iſt eine zuſammenhängende Sünde geweſen: und Du zweifelſt noch, ob Du den Reſt dieſes Lebens, das Welt und Leidenſchaften ganz eingenommen hatten, Gott weihen ſollſt? Morgen wird man Deine Seele von Dir fordern; und den kurzen Zwiſchenraum, der Dir übrig bleibt, den willſt Du noch Gott ſtreitig machen?"

Wenn dies tiefe Gefühl unſern Redner zuweilen treibt, die ſchmerzlichſten Eindrücke zu erregen, ſo giebt es ihm auch zuweilen die ſüßeſten und lieblichſten Worte des Troſtes ein; wie in folgender Stelle aus der Predigt über die Trübſale, wo er den Leidenden die Zuverſicht einflößen will, Gott werde ſie nicht verſuchen über Vermögen: „Die Schrift erzählt, daß der zu den höchſten Aemtern in Egypten erhobene Joſeph ſeine Thränen nicht zurückhalten konnte, und ſich von ſeiner alten Zärtlichkeit gegen ſeine Brüder durchdrungen fühlte, während er zum Schein unfreundliche Worte zu ihnen redete, und ſich das Anſehn gab, als kennte er ſie nicht. Er ſtellte ſich fremd gegen ſie, und redete hart mit ihnen.... und wandte ſich von ihnen und weinte.*) Auf

*) 1 Moſes 42, 7 u. 24.

dieſe Weiſe züchtigt uns der Herr. Er ſtellt ſich, wenn ich ſo ſagen darf, als erkenne er uns nicht für ſeine Miterben und ſeine Brüder; er ſchlägt uns, er behandelt uns mit Härte, als wären wir ihm fremd. Aber dies iſt ein Zwang, der ſeiner Liebe ſchwer fällt; er kann nicht lange dieſe angenommene Strenge behaupten. Seine Gnade heilt bald die Wunden, die er geſchlagen; er zeigt ſich bald wie er iſt; und ſeine Liebe drängt ihn den Schein der Strenge und des Stolzes abzulegen. Er ſtellte ſich fremd gegen ſie, und redete hart mit ihnen.... und er wandte ſich von ihnen und weinte. Wie ſollten denn die Schläge einer ſo liebreichen und freundlichen Hand, bei aller unſerer Schwäche, nicht von uns ertragen werden können?“ Solche Anwendungen aus dem alten Teſtamente ſind häufig in Maſſillons Predigten. Mit welchem tiefen Gefühle muß er es nicht geleſen haben, um von den ſchönen Zügen, die es enthält, einen ſolchen ergreifenden Gebrauch machen zu können!

Aus dem Bisherigen ergiebt ſich, das Dasjenige was man gewöhnlich Gedankenreichthum nennt, das heißt eine Häufung und Kumulation ſolcher Gedanken, die mehr den Verſtand als das Herz anſprechen, mit der Beredſamkeit Maſſillons und mit ihrem eigenthümlichen Charakter durchaus nicht zu vereinigen war. Er wählt und entwickelt überhaupt nur ſolche Vorſtellungen, die einen tiefen Eindruck auf das Gefühl und die Geſinnung

des Zuhörers hervorbringen können; und er verläßt ſie nicht eher, als bis er ſie auf das Vollſtändigſte in dieſer Rückſicht benutzt hat. Unmöglich kann er alſo die Gedanken häufen; wenn er das thäte, ſo würde einer den andern in ſeiner Entwickelung beſchränken, und keiner würde das ausrichten, wozu er beſtimmt iſt. Mit der Beredſamkeit des Demoſthenes verhält es ſich eben ſo; auch dieſer ſucht nicht durch den Wechſel der Vorſtellungen zu überraſchen und zu unterhalten; einer jeden ſeiner Reden liegen nur wenige Hauptgedanken zum Grunde, und unerſchöpflich zeigt er ſich nur, indem er ſie auf das Mannichfaltigſte wendet, und auf das Vielſeitigſte für ſeine Zwecke benutzt. Dies iſt aber etwas, wofür man in der neueren Zeit den Sinn verloren hat; und wenn er nicht wiederkehrt, ſo wird auch die wahre Beredſamkeit nicht wieder aufleben können; denn jetzt wird der Redner ſtets irre geführt durch den Zuhörer, der nicht das was ihm nutzt und zu ſeinem Heile dient, ſondern eine ungewöhnliche, wenn auch fruchtloſe Belebung des Verſtandes und der Phantaſie verlangt, welche nur durch Mittel, die der wahren Beredſamkeit fremd ſind, bewirkt werden kann. Selbſt die Franzoſen, von denen man es bei dem ihnen angebornen rhetoriſchen Sinne am wenigſten erwarten ſollte, ſind hierin zuweilen gegen Maſſillon ungerecht. Sie bewundern Boſſuets geniale Blitze, Bourdaloue's Gedankenfülle, und ſie ſetzen Maſſillon gegen dieſe beiden herab. Man gewinnt nicht viel durch ſolche Verglei-

chungen; und man thut beſſer, in einem Jeden anzuerkennen was er hat, als von ihm Dinge zu fordern, die er nicht haben kann, weil ſie mit ſeiner Natur, und mit ſeinen größten Vorzügen ſtreiten. Der Zweck, den Maſſillon ſich allein vorſetzt, und den er, nach ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit, ſich allein vorſetzen konnte, war, ſeine Zuhörer, durch Erregung bald der freudigſten und bald der ſchmerzlichſten Gefühle, zur Sorge für ihr Heil zu erwecken. Dazu ſind geniale Blitze und Gedankenfülle eben nicht die geeigneten Mittel: deshalb finden ſie ſich nicht bei ihm.

Wir müſſen jedoch bemerken, daß dies reizbare Gefühl, das uns in Maſſillons rhetoriſchem Charakter am meiſten hervorzutreten ſcheint, ſich keineswegs auf eine ſchrankenloſe und ungemäßigte Weiſe bei ihm äußert. Daß es ihn in der Anlage ſeiner Predigten, und in der Zuſammenſetzung der Gedanken manche Mängel hat überſehen laſſen, kann freilich nicht geleugnet werden; hat es dieſe Fehler verſchuldet, ſo gewährt es auch dafür einen reichlichen Erſatz. Aber die Schranken des Anſtandes und der Schicklichkeit hat es niemals durchbrochen. Staunt man zuweilen über ſeine Kühnheit und Verwegenheit, ſo muß man es ebenfalls bewundern, daß er jedes Wagniß mit der größten Angemeſſenheit durchzuführen weiß. Er redet von den bedenklichſten Gegenſtänden; aber, als ein Mann von feiner Bildung, trägt er das Feuer in der flachen Hand, ohne ſich noch Anderen zu ſchaden, und er

hat geſagt, was geſagt werden mußte, er hat es aufs Stärkſte geſagt, ohne die Rückſichten gegen ſeine Zuhörer oder ſeine eigene Würde zu verletzen. Sein Gefühl iſt alſo keineswegs eine überſchwängliche Gemüthlichkeit; aber das möge man nur nicht bedauern; denn die feine Sitte, die es beſchränkt, entſpringt aus der Sittlichkeit; und auch die Schrift mißbilligt die Maßloſigkeit des geiſtlichen Redners, wenn ſie ſagt: Die Geiſter der Propheten ſind den Propheten unterthan.*)

Was nun den Styl in Maſſillons Predigten betrifft, ſo iſt derſelbe gerade das, was er bei ſolcher Perſönlichkeit und ſolchen Intentionen ſeyn mußte, und einzig ſeyn konnte. Maſſillon will zum Herzen reden; er will die Vorgänge im Herzen und im Leben der Menſchen beſchreiben; zu dem Einen wie zu dem Andern iſt aber eine Diction ganz untauglich, die ſich zu ſehr von der gewöhnlichen Ausdrucksweiſe entfernt; es wird dazu eine klare und einfache Darſtellung erfordert; und eine ſolche findet ſich bei ihm. Nirgend ſtößt man auf rhetoriſchen Pomp, auf Spiele des Witzes und der Phantaſie, auf Zierrathen, die ohne den Gedanken zu verſtärcken, nur den Zuhörer gewinnen und unterhalten ſollen; man ſieht ſich faſt genöthigt zu bekennen, daß dieſer Franzoſe manche unſerer deutſchen Kanzelredner in Rückſicht der Einfachheit übertrifft. Dieſer einfache Styl hat jedoch die höchſte Le-

*) 1 Kor. 14, 32.

bendigkeit; er ſtrömt unaufhaltſam im ſchnellſten Fluſſe dahin, während zugleich durch den Wechſel der kräftigſten Wendungen, die Einförmigkeit ſolchen raſchen Ganges unterbrochen, die Aufmerkſamkeit unterhalten, der Eindruck verſtärkt wird. Ein Gemüth, wie das unſers Redners, mußte eine ſolche Darſtellungsweiſe ſich ſchaffen; und ſie war auch nothwendig um den Affect, um die fromme Leidenſchaft, womit er redet, auszudrücken. Ueber dieſe einfache, lebendige Darſtellung iſt nun aber auch der Glanz einer feinen Bildung, und die Anmuth eines ſittlich ſchönen Charakters ergoſſen. Von der Rede gegen den Leptines ſagte Dionys, wie oben angeführt ward, ſie ſey die anmuthigſte aller Reden; eben dies würde man von jeder Predigt Maſſillons ſagen, wenn man nicht über dem Ernſt und der Gewalt des Redners gewöhnlich ſeine Anmuth vergäße. Selbſt Diejenigen, die auf ſolche Eigenſchaften keinen Werth legen, werden doch vielleicht gerecht genug ſeyn, um ſie bei Dem nicht zu tadeln, der nicht etwa eigenliebig danach trachtet, ſondern der ſie beſitzt als die nothwendige Blüthe einer ſchönen Natur. Ich will gewiß nicht in Rückſicht des Styls Boſſuet und Bourdaloue gegen Maſſillon herabſetzen; aber ich darf vielleicht ſagen, allein um die Eigenthümlichkeit dieſer drei Männer zu bezeichnen, daß Boſſuet immer vom biſchöflichen Throne herunter ſpricht; daß Bourdaloue von der ſcholaſtiſchen Atmoſphäre eines Jeſuiten-Collegiums umgeben ſcheint; daß Maſſillon allein die gebildete Um-

gangsſprache mit ſeinem Auditorium redet, und daß man bei ihm die geſunde Luft einer guten Geſellſchaft athmet.

Wenn bei allen dieſen Vorzügen ſein Styl nicht den Stempel der Vollendung trägt, ſo möchte es wohl daher kommen, weil es an dem rechten Verhältniß der Gedanken und der Worte in demſelben fehlt, und die Worte einigermaßen das Uebergewicht haben. Manchen Gedanken, den er ſchon hinreichend entwickelt hat, verläßt er dennoch nicht; und die Sprache iſt für ihn auch ſo reich und ſo geſchmeidig, daß ſie ihm, um das ſchon Geſagte noch einmal geiſtreich zu ſagen, immer neue Wendungen und Ausdrücke darbietet. Aus derſelben Quelle, aus welcher die Vorzüge ſeines Styls entſprangen, aus der Wärme und Fülle ſeines Herzens, iſt auch dieſer Fehler herzuleiten: denn welcher Freund, der mit Hingebung zu ſeinen Freunden redet, ſollte nicht hin und wieder ein Wort zu viel ſagen? Aber ein Fehler iſt es dennoch. Die Vergleichung mit der Plaſtik, deren wir uns für die Darſtellung des Demoſthenes bedienten, wäre auf die ſeinige nicht anzuwenden. Ihr fehlt die Abrundung der Formen, und die Feſtigkeit der Umriſſe; und da bei den minder ſcharf gezogenen Linien die Geſtalten in einander verſchwimmen, ſo möchte ſie paſſender mit der Malerei als mit der Sculptur zu vergleichen ſeyn.

Hat man der Schreibart Maſſillons ein großes, vielleicht ein übertriebenes Lob ertheilt, ſo hat ſie ihm auch von der andern Seite den höchſt ungerechten Vorwurf

zugezogen, daß er weniger ein Redner sey als ein Stylkünstler. Dies ist die gewöhnliche Taktik der Mißgunst; wenn ein Mensch zwei Vorzüge besitzt, die sich selten zusammen finden, so übertreibt man die Anerkennung des einen, und glaubt dadurch ein Recht gewonnen zu haben, ihm den andern abzusprechen. Massillon ein Stylkünstler? Wenn er es wäre, so würde er gewiß beim Ueberarbeiten seiner Predigten, manches Wort und manche Periode, die im Zusammenhang nicht eben nothwendig sind, gestrichen haben. Man verlangt Nachläßigkeit vom Redner, vielleicht mit Unrecht; bei dem Demosthenes wenigstens ist sie nicht zu finden; wenn man sie aber verlangt, so wird man sie bei Massillon nicht vermissen, der von seinem vollen Herzen und seiner rednerischen Gewandtheit oft mehr als billig sich fortreißen läßt. Besonders auffallend ist es aber, daß seine stets lebhaft erregende, und oft mächtig erschütternde Beredsamkeit jenen Vorwurf von ihm nicht abzuwehren vermochte; und wenn man im Angesicht so mancher tief erbaulichen Stellen, von denen auch wir mehrere angeführt haben, diese Anklage wiederholen darf, so giebt es bei einem geistlichen Redner keine aufrichtige Frömmigkeit, und keinen brennenden Eifer um das Seelenheil seiner Zuhörer, die nicht auf Sprachkünstelei zurückgeführt werden könnten! Daß Massillon übrigens auf den Styl Sorgfalt gewendet, daß er das Wohllautende, das Einfachedle, das Anspruchlosglänzende aus

ſeiner Sprache herausgefühlt und ſich angeeignet hat, ſoll damit nicht geleugnet werden; das that er aber nicht als Sprachkünſtler, ſondern als Redner; denn die Pflicht des Redners iſt, ſich zu geben wie er iſt; und wenn eine feine, edle und gebildete Natur wie die ſeinige, ſich darſtellen will, ſo bedarf ſie dazu einer anmuthigen, edlen und höchſt ausgebildeten Form.

In der Perſönlichkeit und in der Predigtweiſe Maſſillons, die ich darzuſtellen geſucht habe, iſt manches ohne Zweifel, wodurch ein deutſcher Leſer ſich nicht angeſprochen fühlen wird. Es möchte, bei unſerer nationalen Eigenthümlichkeit, uns überhaupt leichter werden, uns nach Athen in das glänzende Zeitalter griechiſcher Kunſt und Literatur, als nach Paris in das Zeitalter Ludwigs XIV. zu verſetzen; und ſo würde auch der griechiſche Redner, den ich geſchildert habe, mehr auf unſere Sympathie rechnen dürfen, als der franzöſiſche. Dennoch iſt in Maſſillon etwas, wodurch er jedem Deutſchen verwandt iſt, und wodurch zwiſchen dieſem und ihm ein Band naher Gemeinſchaft ſich knüpfen muß; das iſt ſein edler Charakter, ſein tiefes, frommes Gefühl. Und ſo wird denn auch vielleicht mein Wunſch nicht ganz unerfüllt bleiben, daß unſere jüngeren Kanzelredner ihn ihres Studiums werth achten möchten — nicht um ihn nachzuahmen — denn warum ſollte Jemand etwas Anderes ſeyn wollen als das, wozu der Schöpfer ihn beſtimmt

hat? — ſondern um das vielleicht beſchränkte Ideal der Beredſamkeit, das ihnen vorſchwebt, durch manche wichtige Züge zu erweitern, und vornehmlich um ihren Eifer in der ihnen angewieſenen Richtung, durch den Anblick der Meiſterſchaft zu beleben, welche Maſſillon in der ſeinigen erreicht hat.

Berlin, gedruckt bei J. F. Starcke.

Gd 15.781
Demosthenes und Massilion;
Widener Library 002718876
3 2044 085 109 734